This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

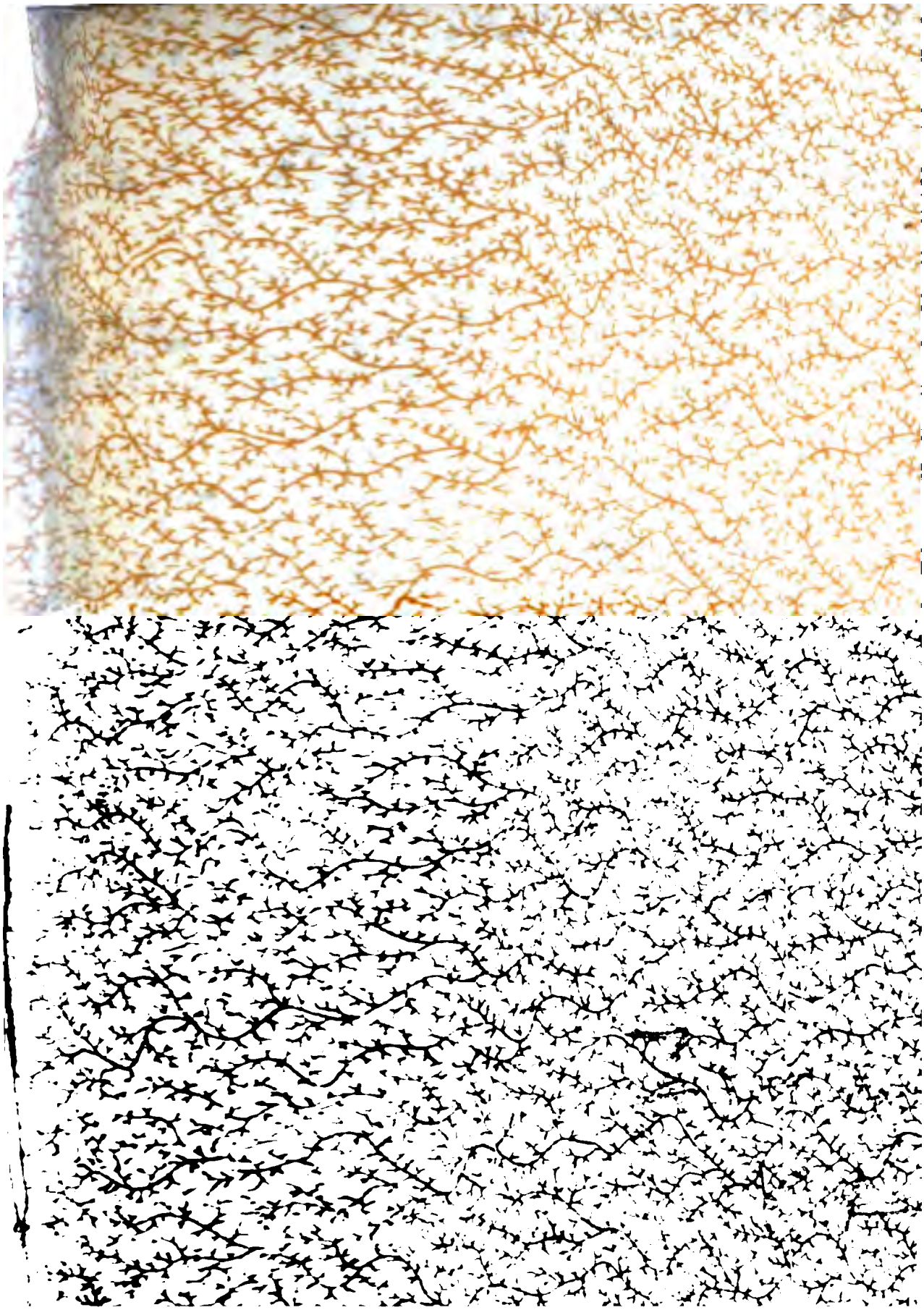
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

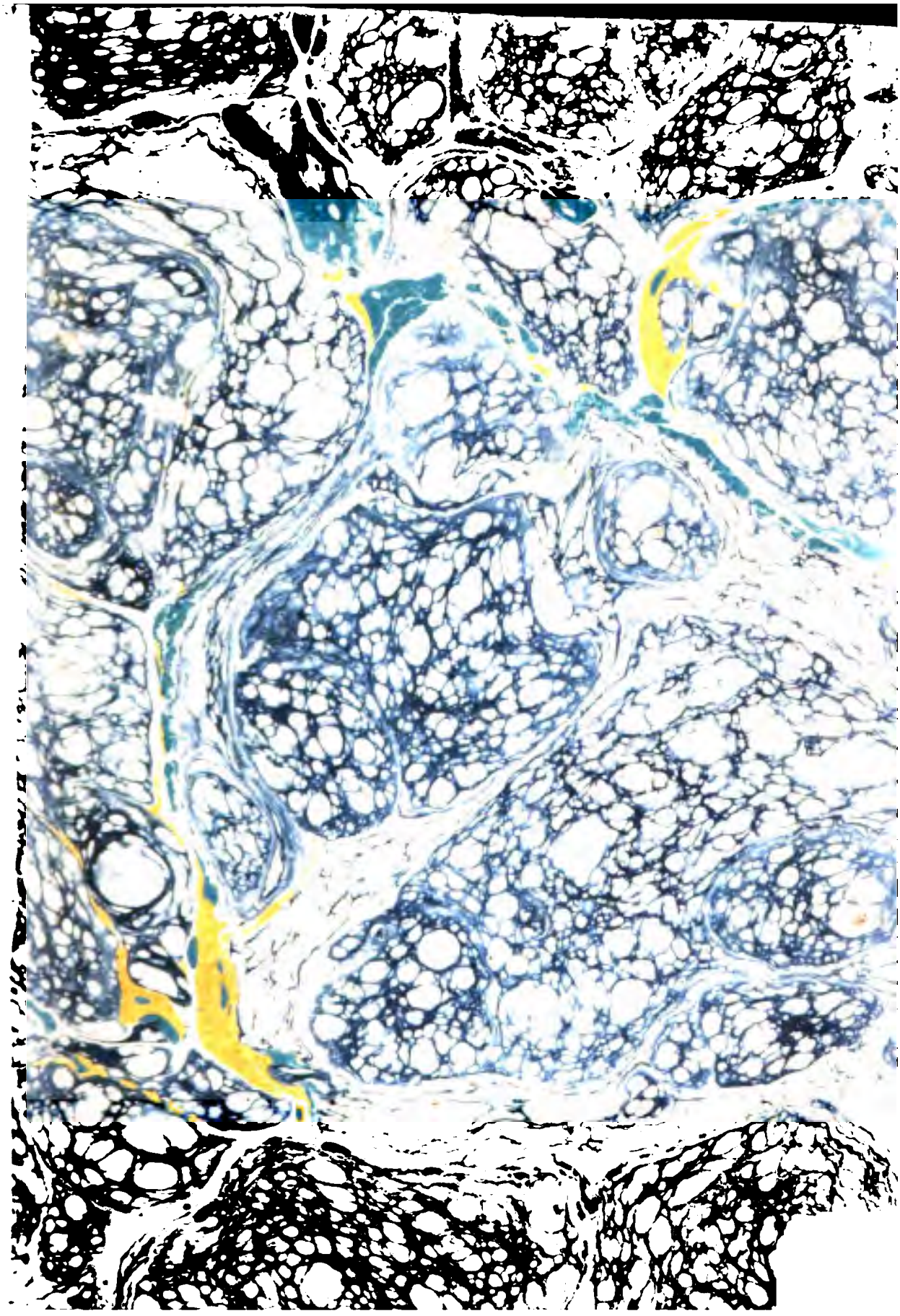
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





C. de Bruin ad viv. del. M. Schmidt fec.

Der orientalische Reisebothe.

TASCHENBUCH
DER
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung der
Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

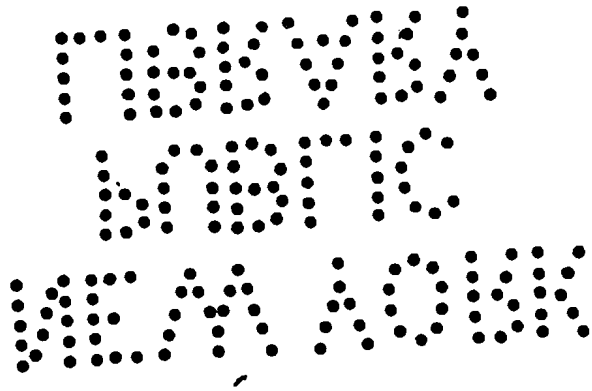
Von
E. A. W. ZIMMERMANN.

Erster Jahrgang
für das Jahr
1802.

Mit 15 Kupfern und 1 Karte.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

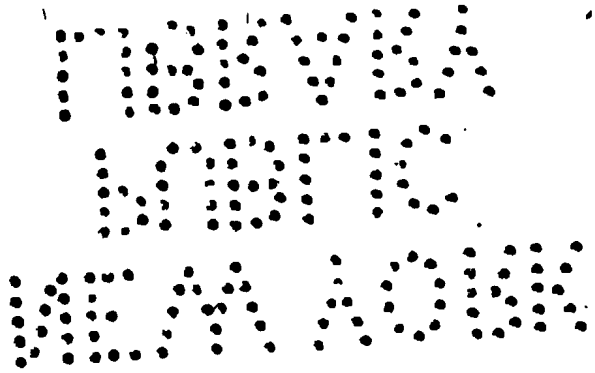
NEW-YORK



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Einleitung.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Einleitung.

Ueber den Vorzug der neueren Reisemethoden vor denen der Alten.

Der Roman und die Reisebeschreibung ringen jetzt auf dem großen Schauplatze der lesenden Welt mit einander um den Preis. Jeder hat ein kaum zählbares Publikum auf seiner Seite.

Bei dem Roman führt die freieste Phantasie den Pinsel. Mit den blendendsten Farben entwirft sie bald reizende, üppige Bilder, bald schreckliche, schaudererregende Scenen. Die wirkliche Natur genügt ihr nicht. Zauber und Feerei stehen ihr zu Gebote. Allein selbst die dadurch hervorgehenden Gemählde, so sehr sie auch die Aufmerksamkeit fesseln, den Geist blenden und mit sich fortreißen, verwischt dennoch oftmals unwillkührlich der Gedanke: alles sey nur ein Scheingebilde, ein Morgentraum.

Prunkloser und bescheidener tritt die Reisebeschreibung einher; aber ihr Gewand ist — — Wahrheit.

Wird gleich ihr Gesichtskreis auf die Wirklichkeit eingeschränkt, so umfaßt er dennoch die gesamte Natur und das ganze Spiel von Abwechselung, welches der Geist des Menschen daraus hervorgehen ließ. Was für ein erstaunliches Feld! Ein unerschöpflicher Reichthum von Gegenständen und Auftritten.

Hier führt sie die Caravane durch unermeßliche Sandwüsten, dort den Weltumsegler durch das gefahrvolleste Corallenrief. Nach kaum glaublichen Gefahren landet dieser am unbekannten Gestade, findet neue Menschenracen, neue Thiere, neue Erdprodukte. Der Bau des instinktvollen Schneidervogels, die colossalischen Monumente des microscopischen Termes, die Scheinvernunft des Elephanten, die Familieneinrichtungen des Bibers, die Mutterfreuden der Seeotter, die sultanische Polygamie des Seelöwen erregen vielartige Bewunderung.

Bald verweilt man mit Wohlbehagen bei der häuslichen Glückseligkeit auf den Pelew-Inseln, oder bei der Mäßigkeit und Treue des Negers; bald bewundert man die Reichthümer des Aurengzebs oder des Opokku. Die Gefühle werden niedergedrückt bei der Erzählung von dem Todtenopfer des Abomey, von dem Skalpiren der unglücklichen Gefangenen, oder von der Antropophagie der Anziker.

Aber in der gemäßigten Zone richten sie sich wiederum auf. Denn hier sieht man wie der Geist des Menschen alles zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Spe-

läte aufbietet; wie er die Erde umbildet, todte Felder in reiche Fluren verwandelt, große Länder dem Waſſer abgewinnt; die Elemente einzwängt; die entlegenſten Nationen mit einander verbindet; die Produkte der neuen Welt in die alte verpflanzt; ja das Klima ſelbſt verändert. Freilich ſieht man gerade auch hier, wie pauſenweiſe eine handvoll Böſewichter, durch den furchtbarſten Misbrauch der menſchlichen Talente, alles umzuſtürzen wagt, was die Anſtrengung mehrerer Jahrtauſende zur Ruhe und zum Wohl der Menſchheit mühſam hervorgearbeitet hatte. Indeß kann die Vernunft nicht dauernd fort unterliegen; und wenn gleich der Menſchenkenner von hellem Geiſte und edlen Gefühlen, wenig geachtet, faſt nirgends gehört, niemals erwarten kann, daß die reine Vernunft der Hauptführer des Menſchengeſchlechts werde, ſo muß er doch wünſchen, ja er darf leiſe hoffen, daß das göttliche Licht der Kultur endlich durchbricht; die Greuelwolken pauſenweiſe zerſtreuet; und die trauernde Erde eine zeitlang erquickt. Schimmert es doch bereits über jenes ungeheuere Reich vom Baltiſchen Meere hin zu den Kuriliſchen Inſeln, und von Archangel bis nach Aſtrachan. Schon werden der Neger und der Cavaibe durch die erhabene Unermüdlichkeit einer einfachen Sekte zur Menſchlichkeit geführt; und ein kaum bekannt gewordenes, menſchenarmes Continent verſpricht bereits hohen Anbau und ſchaft daneben tauſende ruchloſer Miſſethäter in brauchbare Staatsbürger um.

C. De Bruin ad viv. del. H. Schmidt sc.

Der orientalische Reisebothe.

TASCHENBUCH
DER
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung der
Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder, Menschen
und Productenkunde.
Für jede Klasse von Lesern.

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Erster Jahrgang
für das Jahr
1802.

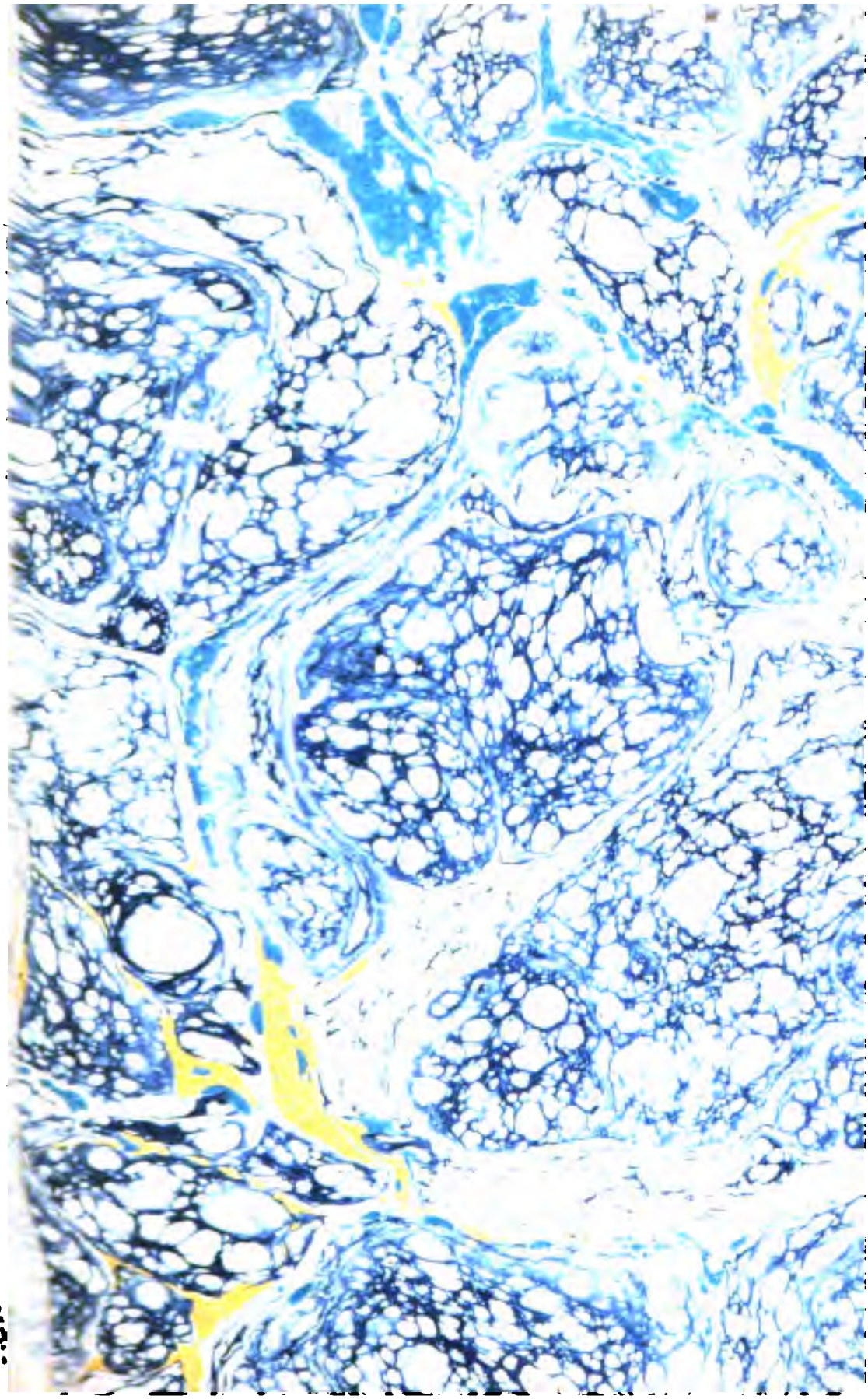
Mit 13 Kupfern und 1 Karte.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

NEW-YORK

1. Geography - Discoveries
2. Natural History
3. Geography

[illegible]



l. de Bruin ad viv. del. H. Schmidt sc.

Der orientalische Reisebothe.

TASCHENBUCH
DER

REISEN,
oder

unterhaltende Darstellung der

Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Erster Jahrgang

für das Jahr

1802.

Mit 13 Kupfern und 1 Karte.

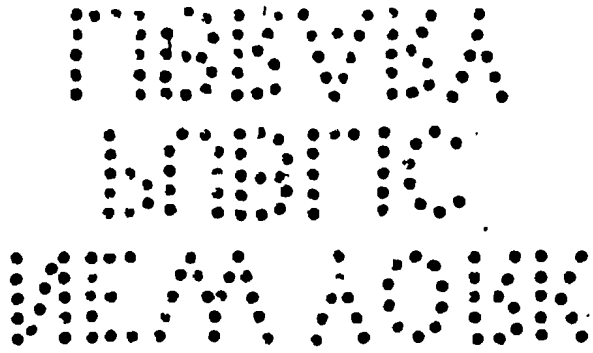
Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

NEW-YORK

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Einleitung.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Einleitung.

Ueber den Vorzug der neueren Reisemethoden vor denen der Alten.

Der Roman und die Reisebeschreibung ringen jetzt auf dem grossen Schauplatze der lesenden Welt mit einander um den Preis. Jeder hat ein kaum zählbares Publikum auf seiner Seite.

Bei dem Roman führt die freieste Phantasie den Pinsel. Mit den blendendsten Farben entwirft sie bald reizende, üppige Bilder, bald schreckliche, schaudererregende Scenen. Die wirkliche Natur genügt ihr nicht: Zauber und Feerei stehen ihr zu Gebote. Allein selbst die dadurch hervorgehenden Gemählde, so sehr sie auch die Aufmerksamkeit fesseln, den Geist blenden und mit sich fortreißen, verwischt dennoch oftmals unwillkührlich der Gedanke: alles sey nur ein Scheingebilde, ein Morgentraum.

Prunkloser und bescheidener tritt die Reisebeschreibung einher; aber ihr Gewand ist — — Wahrheit.

Wird gleich ihr Gesichtskreis auf die Wirklichkeit eingeschränkt, so umfaßt er dennoch die gesamte Natur und das ganze Spiel von Abwechselung, welches der Geist des Menschen daraus hervorgehen ließ. Was für ein erstaunliches Feld! Ein unerschöpflicher Reichthum von Gegenständen und Auftritten.

Hier führt sie die Caravane durch unermeßliche Sandwüsten, dort den Weltumsegler durch das gefahrvolleste Corallenriff. Nach kaum glaublichen Gefahren landet dieser am unbekannten Gestade, findet neue Menschenracen, neue Thiere, neue Erdprodukte. Der Bau des instinktvollen Schneidervogels, die colossalischen Monumente des microscopischen Termes, die Scheinvernunft des Elephanten, die Familieneinrichtungen des Biebers, die Mutterfreuden der Seeotter, die sultanische Polygamie des Seelöwen erregen vielartige Bewunderung.

Bald verweilt man mit Wohlbehagen bei der häuslichen Glückseligkeit auf den Pelew-Inseln, oder bei der Mäßigkeit und Treue des Negers; bald bewundert man die Reichthümer des Aurengzebs oder des Opokku. Die Gefühle werden niedergedrückt bei der Erzählung von dem Todtenopfer des Abomey, von dem Skalpiren der unglücklichen Gefangenen, oder von der Antropophagie der Anziker.

Aber in der gemäßigten Zone richten sie sich wiederum auf. Denn hier sieht man wie der Geist des Menschen alles zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Spe-

dät aufbietet; wie er die Erde umbildet, todte Felder in reiche Fluren verwandelt, große Länder dem Waſſer abgewinnt; die Elemente einzwängt; die entlegenſten Nationen mit einander verbindet; die Produkte der neuen Welt in die alte verpflanzt; ja das Klima ſelbſt verändert. Freilich ſieht man gerade auch hier, wie pauſenweiſe eine handvoll Böſewichter, durch den furchtbarſten Misbrauch der menſchlichen Talente, alles umzuſtürzen wagt, was die Anſtrengung mehrerer Jahrtauſende zur Ruhe und zum Wohl der Menſchheit mühſam hervorgearbeitet hatte. Indeß kann die Vernunft nicht dauernd fort unterliegen; und wenn gleich der Menſchenkenner von hellem Geiſte und edlen Gefühlen, wenig geachtet, faſt nirgends gehört, niemals erwarten kann, daß die reine Vernunft der Hauptführer des Menſchengeſchlechts werde, ſo muß er doch wünſchen, ja er darf leiſe hoffen, daß das göttliche Licht der Kultur endlich durchbricht; die Greuelwolken pauſenweiſe zerſtreuet; und die trauernde Erde eine zeitlang erquickt. Schimmert es doch bereits über jenes ungeheuere Reich vom Baltiſchen Meere hin zu den Kuriliſchen Inſeln, und von Archangel bis nach Aſtrachan. Schon werden der Neger und der Caraibe durch die erhabene Unermüdlichkeit einer einfachen Sekte zur Menſchlichkeit geführt; und ein kaum bekannt gewordenes, menſchenarmes Continent verſpricht bereits hohen Anbau und ſchaft daneben tauſende ruchloſer Miſſethäter in brauchbare Staatsbürger um.

Diese und noch weit mannigfaltigere Ausbeute bietet uns die Reisebeschreibung dar. Deutlich gewährt sie uns noch höheren, zu wenig geschätzten Genuß: Sie giebt uns einen Maßstab in die Hand, mit welchem wir die mögliche Progression der tieferen Kräfte des menschlichen Verstandes, — das Wachsthum der höheren Wissenschaften, abzumessen im Stande sind.

Durch nichts fällt dies nämlich so deutlich in die Augen, als durch die heutige imponirende Gestalt der Erd- und Himmelskunde. Bei dem Vergleiche der letzten Weltcharte des *Arrowsmith* mit den ältern eines *Desliste* u. a., zeigt sich gleichsam eine neue Erde; und bei dem Zusammenstellen der Himmel unsers Herschels mit dem Zustande von Flamsteads Sternkunde, glaubt man kaum ein und dasselbe Universum vorzufinden.

Dies alles gehört aber vorzugsweise unserm achtzehnten Jahrhunderte. Darin rückte freilich jede Art der Kenntnisse sehr beträchtlich vorwärts, allein keine der übrigen eilte mit solchen Riesenschritten, als die Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften. Durch sie heißt mit Recht diese Periode das große Jahrhundert der Entdeckungen, und es verdient daher, daß man ihm bei seinem Abschiede, durch einfaches Aufzählen seiner Thaten ein ehrenvolles, allgemein verständliches Denkmahl zu errichten suche.

Hieran steht uns zur Inschrift für die geographischen Wissenschaften nur eine einzige Seite offen. Habe diese

eher auch eine noch so große Fläche, sie reiche, selbst mit dem schärfsten Grabstichel aufs engste beschrieben, sich nur kärglich hin. Umfassen ja die Fortschritte der Erdkunde zugleich den ganzen Gewinn unseres Wissens, in Rücksicht der Meteore der Produkte der Erde und des Wassers, der Geschichte des Menschen und des Erdballs selbst!

Und was ist nicht alles im vergangenen Jahrhunderte geschehen? Die Größe und Figur der Erde ist darin auf das mühsamste bestimmt; der Lauf der Gebirge und ihre Bildung ist darin erforscht und von einer großen Anzahl die Höhe gemessen; die Atmosphäre ist abgewogen, ihre Natur, so wie die der Gewässer, ist analysirt; die Erde ist mehr als achthundertmal umsegelt; ein neuer Welttheil, nebst seiner großen Insel, traten ans Licht; vom zwei und achtzigsten Grade des Nordens bis zum zwei und siebenzigsten des Südens sind wir vorgedrungen, und das Wahn eines großen Antarctischen Continents ward dadurch vernichtet; der große Ocean, das Südmeer, ist in den vielfachsten Richtungen durchsucht, und Tausende von Inseln darin entdeckt. Nordamerika ist im Westen aufs genaueste begränzt; von Canada aus fast bis an die Scheinenden Berge, wissenschaftlich bereiset; das größte Reich der Erde ist nach allen Weltgegenden erforscht und seine Provinzen einzeln aufgenommen; von Nepaul, Tibet besitzen wir sehr genaue Nachrichten; die bisher aus Sandalholz unbefahrnen Gewässer der Malayischen

haben fahrbare Straßen erhalten; dem größten Welttheile sind im Norden und Osten bei den Tschutkschis, den Kamtschadalen und den Mantcheous die Gränzen festgesetzt, ja, das lang gesuchte Land von Jeso ist fast gänzlich bestimmt, und die Weite der Trennung zwischen den beiden großen Continenten aufs schärfste gemessen.

Selbst Afrika, so sorgfältig auch das Klima, seine Wüsteneien, und die Intoleranz der Mauren es bisher dem Geographen verhüllte, sahe seinen Schleier von dreien Seiten aufgedeckt.

Was für Anstrengungen äußerte daneben Europa zum allgemeinen Verbreiten der Kultur! Nicht bloß, wie vormals, durchwandern die Missionäre fast alle Theile der Erde; große Unterrichts-Anstalten sind für die Indien errichtet. In Rom vereinigte die Propaganda den Malayen mit dem Huronen, den Neger mit dem Brasilianer; und ihre Pressen machten sich durch mehr als vierzig ausländische Charaktere verständlich. Paris unterrichtete Chinesen und viele andere Orientaler; Franckens Hallische Stiftung ward die hohe Schule für beide Indien; Neapel schuf eine eigene Lehranstalt für die Chinesen; und Irkutzk in Sibirien für die Japanesen. Mehrere Negern studierten in Holland und England, um dereinst ihr Vaterland aufzuklären; und selbst die kaum entdeckten Societäts-Inseln, und die Pelew-Inseln sandten zu ähnlicher Absicht, Omai und Libu nach London.

So kam dann in hundertfacher Richtung eine erstaunliche Masse von Kenntnissen, von neuen nützlichen Produkten und von Erwerb- und Handelsvortheilen in Umlauf, welche selbst am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kaum denkbar seyn konnte. Als aber eine Nation groß und mächtig ward, die von Natur zu dem ersten Commerzialstaat unsers Welttheils gebildet, den Geist des Handels durch den weit edleren der geographischen Wissenschaften zu erhöhen wußte; und als ihr ein Monarch zu Theil ward, der sich selbst von diesem erhabenen Triebe jener Kenntnisse beseelt fühlte; da ward das kaum Glaubliche wirklich.

Wer steuerte denn aber unser Jahrhundert mit so hohen Kräften aus, um diesem edeln Impuls folgen und seine großen Thaten ausführen zu können? Wer sicherte, wer beflügelte seine Weltumsegler; wer leitete seine Forscher, seine Erfinder? Wer ließ diese den erstaunlichen Gewinn für die ganze Societät aus ihren Entdeckungen ziehen?

Schwesterlich schreiten die Wissenschaften Hand in Hand mit einander fort. Die Schiffkunst beruhete auf der Astronomie; diese ward durch die höhere Meßkunst, so wie durch die Optik und Mechanik vervollkommt. Die Naturlehre, in Gesellschaft der Chemie, verbesserte endlich die Kenntniß des Menschen und seiner Erhaltung auf weiten Reisen; und die Naturgeschichte entdeckte und ordnete die unzähligen Produkte, wodurch unser Handel und

unser Fabrikwesen so weit über die Vorzeit hinausragen.

Wie das gemeinschaftliche Wachsthum dieser Wissenschaften zusammen genommen fortgieng, davon hier nur so viel als nothwendig ist, um zu übersehen, auf welche Weise das Reisen, sei es zu Lande oder zu Wasser in dem letzten Jahrhunderte so erstaunlich erleichtert ward.

Die höhere Kultur des sechzehnten und besonders des siebenzehnten Jahrhunderts, machte nach und nach der Unsicherheit unserer Landreisen ein Ende. Der Kaufmann und der Reisende überhaupt ward in Europa nicht mehr vom Raubschlosse herab geplündert; ohne stark bewaffnete Gesellschaften durfte er in der Fremde seinem Gewerbe nachgehen. Mögen die stehenden Heere oftmals großen Mißbrauch der obersten Gewalt herbeiführen, durch sie gewann dennoch unleugbar die innere Sicherheit der Staaten, der Heerstraßen und der Reisen.

Mit dieser Sicherheit wuchs nun zugleich der Verkehr von einem Lande zum andern. Die von einander entferntesten Gegenden rückten gleichsam hiedurch einander näher; tauschten Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und Bequemlichkeiten wechselseitig gegen einander um. Der Hang nach fremden Moden und Vergnügungen ließ manchen rohen Junker sein alltägliches stumpfsinniges Hetzen und Treibjagen mit einer Reise ins Ausland vertauschen; und der sich stets weiter entfaltende Geist des Forschens, trieb den unpopulären Stubengelehrten oft

mals, aus dem Lehnsessel am Studierpulte, in die weite Welt.

Die Heerstraßen, welche das stolze Rom nur zum Unterjochen der Völker so kostspielig angelegt und so unzerstörbar gepflastert hatte, wurden von nun an gleichfalls für den Verkehr mit Moden und Ideen vermehrt und verbessert.

Vormals hieng, wie noch jetzt unter dem mohamedanischen Araber, die Aufnahme des Reisenden fast allein von der ungewissen Gastfreundschaft ab. Jetzt traten dagegen bald in jedem nicht unbeträchtlichen Orte bequeme Herbergen oder gar prächtige Hotels zum Empfange des Reisenden hervor.

Zum bessern Fortbringen der Menschen und der Waaren, erfand die Mechanik schicklicheres Fuhrwerk. Die niedrigen Frachtkarren der Alten verwandelte sie in hochräderige Lastwägen; man schaffte hiedurch weit größere Massen von Kaufmannsgütern schneller und mit mindererem Aufwande von Zugthieren fort. Auch waren ihre zweirädrigen Wagen zum Wettlaufen wohl noch minder zum Reisen geschickt, als ihre halb verdeckten Kutschen (Carpenta) und ähnliche Fahrzeuge (Currucae), die alle mit einander bei niedrigen Rädern nicht einmal in Riemen hiengen, sondern geradezu auf der Axe lagen, in oftmals nur mit Ochsen bespannt wurden. Dagegen rollt jetzt der Reisende in Kutschen, Chaisen und Kalesschen, gegen jedes Ungemach und jede Witterung geschützt,

unser Fabr
ragen.

Wie da
schaften zu
so viel als
Weise das
letzten Jah

Die h
siebenzehnt
sicherheit
und der
vom Rau
nete Ges
werbe n
großen M
sie gewa
Staaten,

Wie
[illegible]

[illegible] durch die ge-
[illegible] er aber an Zeit,
[illegible]

[illegible] war das Band
[illegible] großer Staaten nur sehr
[illegible] gleichsam
[illegible] Ein Abt von Cluny, vier
[illegible] in der Bourgogne, antwortete, un-
[illegible] Hugo Capet, auf die Einladung
[illegible] Paris, um nach Maur des
[illegible] er wage es, nicht so weit entfernte,
[illegible] zu betreiben. Wie viel seltner be-
[illegible] von Kenntnissen noch vor 50 Jah-
[illegible] Mason Burnet, Addison und späterhin
[illegible] hiebei fast die einzigen Führer. Jetzt
[illegible] wohl ein Dutzend der belehrens-
[illegible] durch Italien hervorgebracht.

[illegible] über das
[illegible] Schnelligkeit zu
[illegible] wodurch
[illegible] wird; wodurch
[illegible] im Großen gewin-
[illegible] Schwierigkeiten bei den
[illegible] Verstande weit
[illegible] der tiefsten Kennt-
[illegible] daß die Griechen und Rö-
[illegible] Wissenschaften und in mehreren

der schönen Künste übertroffen haben; unvergleichbar ragen wir dagegen über sie hinaus, in allem dem was zum sichern und schnellen Verkehr eines Landes oder eines Welttheils mit dem andern nothwendig ist.

Ihre Schiffe schlichen gleichsam nur längst den Küsten hin. Hanno's vieljähriges Bereisen der Gewässer von Afrika und die Expeditionen der Ptolomäer zeigen dies deutlich. Ja, ohne die vielen Inseln des mittelländischen Meeres hätten sie es wohl schwerlich gewagt, diese eingeschränkte Wassermasse zu durchkreuzen; denn bei ihrer dürftigen Sternkunde fehlte ihnen zugleich die Bousole. Ihr Instrument, Distanzen zu messen, beschränkte sich größtentheils auf drei gröblich zusammengesetzte und gröblich getheilte hölzerne Stäbe *); und die ganze Gewandheit der höhern Dreiecksmeßkunst mangelte ihrer Mathematik.

Dagegen jetzt unsere treflichen Bousolen, unsere Quadranten, die so hoch verbesserten Sextanten des Hadley oder auch die ganzen Cirkel, wie das Universal-Theodolit des berühmten Ramsden **). Bis auf wenige Secunden mißt man mit ihnen bei jeder Neigung des Horizonts.

Wie unendlich stand nun gar ihre Zeittheilung an Genauigkeit gegen die unsrige zurück? Was vermogten ihre dürftigen Wasser- und Sanduhren, von denen es

*) u. **) M. s. das 2te Kupfer des Umschlags.

selbst höchst ungewiß ist, ob sie sich damals ihrer zu Wasser bedienten, gegen unsere Seeuhren oder Chronometer; und wie konnten sie die Geschwindigkeit des Schiffes bei ihrer Unkunde mit der Strömung, und da ihnen das Log mangelte, nur einigermaßen schätzen?

Endlich ihre Schiffe selbst! Uebel berechnete, oft ungeheure Massen, fast gänzlich durch Menschenhände bewegt, denn die dürftigen, schlecht angebrachten Segel boten dem Winde wenig Fläche dar, und erlaubten ihm nur geringe Wirkung. Ein dreiruderiges Schiff (Triremis) das gewöhnliche Kriegsschiff der Alten, was für einen Aufwand von Menschen bedurfte es allein, das Schiff durch drei Reihen über einander sitzender Ruderer zu bewegen? Wie unbequem die ganze Vertheilung zur schnellen Fahrt? Schiffe von mehreren Rängen von Ruderbänken über einander, oder, welches wahrscheinlicher ist, neben einander, hielten sie selbst nur für wenig brauchbar.

Das hölzerne Ungeheuer, die schwimmende Stadt des Ptolemäus van 40 Reihen der Ruder, welches 280 Ellen Länge hielt und 4000 Ruderer erforderte, um beweglich gemacht zu werden, verdient keines Vergleichs. Aber jene Kriegsschiffe (Triremes) halte man nun mit den unsrigen zusammen; wie sieht man ihnen sogleich, dem Aeußeren nach, die Unbehülflichkeit an *); was für Ge-

*) M. s. das erste Kupfer des Umschlags.

fahr bei hoher See, was für Unbequemlichkeit beim Waschen! Dagegen eine Fregatte im vollen Segel, oder gar ein ihr im Bau ähnliches Kriegsschiff von 100 Kanonen! Mit ihnen und der drei monatlichen Provision gegen fünftehalb Millionen Pfund an Gewicht, segelt es binnen wenigen Wochen quer von der alten zur neuen Welt, und wird von einer einzigen Hand gerichtet. Die schmale keilförmige Figur zeigt auch sofort, wie geschickt es die Wellen theilt. Das ganze Heer der Segel, welche an allen Masten und Stangen in vier Etagen über einander geschwellt stehen *), bieten dem Winde eine erstaunliche, nach jeder Richtung zu wendende Fläche, und liegen dennoch im schönsten Gleichgewicht; die bäuchige Höhlung des Körpers selbst ist dabei trefflich berechnet, um, ohne der Schnelligkeit des Ganges beträchtlich Eintracht zu thun, jene erstaunliche Ladung beherbergen zu können.

So hoch stieg die Schiffkunst in unserem Jahrhundert, daß der Seefahrer fast jeden Wind zwingt, das Schiff nach jeder beliebigen Richtung fortzuführen. Wie groß erscheint jetzt nicht überhaupt der Mensch auf dem Meere, wie fast über alle irdische Wesen erhaben! Selbst in der düstern Nacht fliegt er mit der Schnelligkeit des Adlers über den weiten Ocean. Ein Paar Blicke zu den Gestirnen, auf die Bousole, auf die Seeuhr; ein Paar Formeln und Rechnungen sichern ihm seinen Weg. Fast

*) M. s. das erste Kupfer des Umschlags.

Haarscharf landet er mit der von ihm berechneten Flut auf dem einzigen Punkte der entferntesten großen Küste, die er sich zum Ziel wählte. Durch die hohe Genauigkeit der heutigen Angaben der Inseln, der Häfen, welche auf seinem Wege vorkommen, hält er gleichsam, wie bei Landreisen, Stationen, zum Ausruhen und Verproviantiren.

Auf dem Wasser mißt er die Küsten, die Höhen und Abstände mit derselben Genauigkeit, als stände er auf festem Lande; Cook, Vancouver und la Peyrouse entwarfen die Küsten von Neuholland, Nordwestamerika und Jeso so genau, wie Cassini die Gränzen Frankreichs.

Diese bewundernswürdigen Hülfsmittel erlaubten ein und demselben Seemann dreimal die Welt zu umsegeln, und an Länge des Weges, mehr als siebenmal den Umkreis des Erdballs zu durchreisen. Freilich war dies jener in seiner Art einzige Cook; dennoch legte noch ein Handelsschiff, geführt von dem vorzüglichen Marchand, einen Weg um die Erde von 10731 deutschen Meilen in der geringen Zeit von 488 Tagen zurück.

Noch erstaunlicher zeigt sich aber die Macht der menschlichen Talente im widrigen (kontrairen) Sturm.

Auf der schwarzen Welle treibt der Orkan den Seemann in den thurmhohen, weißen Schaum gegen den düstern Himmel; das feste Gebäude kracht wider die Wassermauer, als wider einen Felsen. Dort von der Höhe

herab zeigt ſich ein wildes Feld voll Waſſerberge und ſchreckender Tiefen. Blitzſchnell gleitet das Schiff in letztere hinab. Den Wimpel des großen Maſts ſchleudert oft ein Seitenſtoß des Sturmes momentan faſt ins Meer; aber der treflich berechnete Bau wirft ſich ſofort wieder ins Gleichgewicht. Die Winde läuten dabei in den ſchlaffen Tauen und in dem einzelnen Segel in ſchnellen Schlägen gleichſam die Todtenglocke. Dennoch ſteht der kundige Seemann im hohen Meere, dem Orkan entſchloſſen ins Geſicht, und wendet, damit er nicht zu weit rückwärts getrieben werde, mit Gefahr der geſamten Mannſchaft, durch einen einzigen kühnen Ruck der Hand, die gewaltige Maſſe von vielen Millionen Pfunden herum. In ſolcher grauſenvollen Lage enterte (1759) ſogar der Engländer Hawk das Schiff des franzöſiſchen Admirals und ward ſein Sieger!

Oftmals ſtürzt mit dem Orkan der Donner aus den Wolken herab; aber Franklins Ableitungs-Kette weiſet ihn ruhig und unſchädlich zu Hauſe, zum Meere.

Wie vielartig ſind dabei jetzt unſere Schiffe. Faſt mit jedem neuen Zuwachſe der menſchlichen Kenntniſſe und Bedürfniſſe haben ſich die Gattungen vermehrt. Zwar hatten die Alten gleichfalls mehrere Arten derſelben. Sie theilten ſich im Allgemeinen hauptſächlich in runde und lange Schiffe; erſtere zur Fracht und zum Transport überhaupt, letztere zum Kriege. Von dieſen zuſammen genommen gab es Kaufmannsſchiffe, Fahrzeuge zur

unser Fabrikwesen so weit über die Vorzeit hinaustragen.

Wie das gemeinschaftliche Wachsthum dieser Wissenschaften zusammen genommen fortgieng, davon hier nur so viel als nothwendig ist, um zu übersehen, auf welche Weise das Reisen, sei es zu Lande oder zu Wasser in dem letzten Jahrhunderte so erstaunlich erleichtert ward.

Die höhere Kultur des sechzehnten und besonders des siebenzehnten Jahrhunderts, machte nach und nach der Unsicherheit unserer Landreisen ein Ende. Der Kaufmann und der Reisende überhaupt ward in Europa nicht mehr vom Raubschlosse herab geplündert; ohne stark bewaffnete Gesellschaften durfte er in der Fremde seinem Gewerbe nachgehen. Mögen die stehenden Heere oftmals großen Mißbrauch der obersten Gewalt herbeiführen, durch sie gewann dennoch unleugbar die innere Sicherheit der Staaten, der Heerstraßen und der Reisen.

Mit dieser Sicherheit wuchs nun zugleich der Verkehr von einem Lande zum andern. Die von einander entferntesten Gegenden rückten gleichsam hiedurch einander näher; tauschten Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und Bequemlichkeiten wechselseitig gegen einander um. Der Hang nach fremden Moden und Vergnügungen ließ manchen rohen Junker sein alltägliches stumpfsinniges Hetzen und Treibjagen mit einer Reise ins Ausland vertauschen; und der sich stets weiter entfaltende Geist des Forschens, trieb den unpopulären Stubengelehrten oft

mals, aus dem Lehnsessel am Studierpulte, in die volle Welt.

Die Heerstraßen, welche das stolze Rom nur zum Unterjochen der Völker so kostspielig angelegt und so unzerstörbar gepflastert hatte, wurden von nun an gleichfalls für den Verkehr mit Moden und Ideen vermehrt und verbessert.

Vormals hieng, wie noch jetzt unter dem nomadischen Araber, die Aufnahme des Reisenden fast allein von der ungewissen Gastfreundschaft ab. Jetzt traten dagegen bald in jedem nicht unbeträchtlichen Orte bequeme Herbergen oder gar prächtige Hotels zum Empfange des Reisenden hervor.

Zum bessern Fortbringen der Menschen und der Waaren, erfand die Mechanik schicklicheres Fuhrwerk. Die niedrigen Frachtkarren der Alten verwandelte sie in hochräderige Lastwägen; man schaffte hiedurch weit größere Massen von Kaufmannsgütern schneller und mit minderem Aufwande von Zugthieren fort. Auch waren ihre zweirädrigen Wagen zum Wettlaufen wohl noch minder zum Reisen geschickt, als ihre halb verdeckten Kutschen (Carpenta) und ähnliche Fahrzeuge (Currucae), die alle mit einander bei niedrigen Rädern nicht einmal in Riemen hiengen, sondern geradezu auf der Axe lagen, so oftmals nur mit Ochsen bespannt wurden. Dagegen rollt jetzt der Reisende in Kutschen, Chaisen und Kalessehen, gegen jedes Ungemach und jede Witterung geschützt,

auf Stahlfedern gewiegt, in die Fremde; durch die genaueste Einrichtung der Posten gewinnt er aber an Zeit, an Kosten und an Bequemlichkeit.

Selbst noch im zehnten Jahrhundert war das Band einzelner, entfernter Provinzen großer Staaten nur sehr locker geknüpft; sie hielten sich untereinander gleichsam für unbekannte Länder. Ein Abt von Clugny, vier Meilen von Macon, in der Bourgogne, antwortete, unter der Regierung von Hugo Capet, auf die Einladung Bouchards, Grafen von Paris, um nach Maur des Fossés zu kommen: er wage es, nicht so weit entfernte, ihm unbekannte Länder zu bereisen. Wie viel seltner besuchte der Nordländer von Kenntnissen noch vor 50 Jahren Italien? Misson Burnet, Addison und späterhin Keysler, waren hiebei fast die einzigen Führer. Jetzt hat das letzte Decennium wohl ein Dutzend der belehrendsten Wegweiser durch Italien hervorgebracht.

Unendlich schwerer hielt es indeß, die Reisen über das Meer zu sichern, zu erleichtern und an Schnelligkeit zu vermehren. Dennoch sind sie es vorzüglich, wodurch unsere Wißbegierde am kräftigsten genährt wird; wodurch unsere Weltkenntniß und unser Handel im Großen gewinnen. Die Ueberwältigung der Schwierigkeiten bei den Seereisen macht aber dem menschlichen Verstande weit größere Ehre, da sie die Ausbildung der tiefsten Kenntnisse erfordert. Zugestanden, daß die Griechen und Römer uns in den schönen Wissenschaften und in mehreren

der schönen Künste übertroffen haben; unvergleichbar ragen wir dagegen über sie hinaus, in allem dem was zum sichern und schnellen Verkehr eines Landes oder eines Welttheils mit dem andern nothwendig ist.

Ihre Schiffe schlichen gleichsam nur längst den Küsten hin. Hanno's vieljähriges Bereisen der Gewässer von Afrika und die Expeditionen der Ptolomäer zeigen dies deutlich. Ja, ohne die vielen Inseln des mittelländischen Meeres hätten sie es wohl schwerlich gewagt, diese eingeschränkte Wassermasse zu durchkreuzen; denn bei ihrer dürftigen Sternkunde fehlte ihnen zugleich die Bousole. Ihr Instrument, Distanzen zu messen, beschränkte sich größtentheils auf drei gröblich zusammengesetzte und gröblich getheilte hölzerne Stäbe *); und die ganze Gewandheit der höhern Dreiecksmeßkunst mangelte ihrer Mathematik.

Dagegen jetzt unsere treflichen Bouffolen, unsere Quadranten, die so hoch verbesserten Sextanten des Hadley oder auch die ganzen Cirkel, wie das Universal-Theodolit des berühmten Ramsden **). Bis auf wenige Sekunden mißt man mit ihnen bei jeder Neigung des Horizonts.

Wie unendlich stand nun gar ihre Zeittheilung an Genauigkeit gegen die unsrige zurück? Was vermogten ihre dürftigen Wasser- und Sanduhren, von denen es

*) u. **) M. s. das 2te Kupfer des Umschlags.

selbst höchst ungewiß ist, ob sie sich damals ihrer zu Wasser bedienten, gegen unsere Seeuhren oder Chronometer; und wie konnten sie die Geschwindigkeit des Schiffes bei ihrer Unkunde mit der Strömung, und da ihnen das Log mangelte, nur einigermaßen schätzen?

Endlich ihre Schiffe selbst! Uebel berechnete, oft ungeheure Massen, fast gänzlich durch Menschenhände bewegt, denn die dürftigen, schlecht angebrachten Segel boten dem Winde wenig Fläche dar, und erlaubten ihm nur geringe Wirkung. Ein dreiruderiges Schiff (Triremis) das gewöhnliche Kriegsschiff der Alten, was für einen Aufwand von Menschen bedurfte es allein, das Schiff durch drei Reihen über einander sitzender Ruderer zu bewegen? Wie unbequem die ganze Vertheilung zur schnellen Fahrt? Schiffe von mehreren Rängen von Ruderbänken über einander, oder, welches wahrscheinlicher ist, neben einander, hielten sie selbst nur für wenig brauchbar.

Das hölzerne Ungeheuer, die schwimmende Stadt des Ptolemäus von 40 Reihen der Ruder, welches 280 Ellen Länge hielt und 4000 Ruderer erforderte, um beweglich gemacht zu werden, verdient keines Vergleichs. Aber jene Kriegsschiffe (Triremes) halte man nun mit den unsrigen zusammen; wie sieht man ihnen sogleich, dem Aeußeren nach, die Unbehülflichkeit an *); was für Ge-

*) M. s. das erste Kupfer des Umschlags.

fahr bei hoher See, was für Unbequemlichkeit beim Wachen! Dagegen eine Fregatte im vollen Segel, oder gar ein ihr im Bau ähnliches Kriegsschiff von 100 Kanonen! Mit ihnen und der drei monatlichen Provision gegen fünftehalb Millionen Pfund an Gewicht, segelt es binnen wenigen Wochen quer von der alten zur neuen Welt, und wird von einer einzigen Hand gerichtet. Die schmale keilförmige Figur zeigt auch sofort, wie geschickt es die Wellen theilt. Das ganze Heer der Segel, welche an allen Masten und Stangen in vier Etagen über einander geschwellt stehen *), bieten dem Winde eine erstaunliche, nach jeder Richtung zu wendende Fläche, und liegen dennoch im schönsten Gleichgewicht; die bäuchige Höhlung des Körpers selbst ist dabei trefflich berechnet, um, ohne der Schnelligkeit des Ganges beträchtlich Eintracht zu thun, jene erstaunliche Ladung beherbergen zu können.

So hoch stieg die Schiffkunst in unserem Jahrhundert, daß der Seefahrer fast jeden Wind zwingt, das Schiff nach jeder beliebigen Richtung fortzuführen. Wie groß erscheint jetzt nicht überhaupt der Mensch auf dem Meere, wie fast über alle irdische Wesen erhaben! Selbst in der düstern Nacht fliegt er mit der Schnelligkeit des Adlers über den weiten Ocean. Ein Paar Blicke zu den Gestirnen, auf die Boussole, auf die Seeuhr; ein Paar Formeln und Rechnungen sichern ihm seinen Weg. Fast

*) M. s. das erste Kupfer des Umschlags.

haarscharf landet er mit der von ihm berechneten Flut auf dem einzigen Punkte der entferntesten großen Küste, die er sich zum Ziel wählte. Durch die hohe Genauigkeit der heutigen Angaben der Inseln, der Häfen, welche auf seinem Wege vorkommen, hält er gleichsam, wie bei Landreisen, Stationen, zum Ausruhen und Verproviantiren.

Auf dem Wasser mißt er die Küsten, die Höhen und Abstände mit derselben Genauigkeit, als stände er auf festem Lande; Cook, Vancouver und la Peyrouse entwarfen die Küsten von Neuholland, Nordwestamerika und Jeso so genau, wie Cassini die Gränzen Frankreichs.

Diese bewundernswürdigen Hülfsmittel erlaubten ein und demselben Seemann dreimal die Welt zu umsegeln, und an Länge des Weges, mehr als siebenmal den Umkreis des Erdballs zu durchreisen. Freilich war dies jener in seiner Art einzige Cook; dennoch legte noch ein Handelsschiff, geführt von dem vorzüglichen Marchand, einen Weg um die Erde von 10731 deutschen Meilen in der geringen Zeit von 488 Tagen zurück.

Noch erstaunlicher zeigt sich aber die Macht der menschlichen Talente im widrigen (kontrairen) Sturm.

Auf der schwarzen Welle treibt der Orkan den Seemann in den thurmhohen, weißen Schaum gegen den düstern Himmel; das feste Gebäude kracht wider die Wassermauer, als wider einen Felsen. Dort von der Höhe

herab zeigt sich ein wildes Feld voll Wasserberge und schreckender Tiefen. Blitzschnell gleitet das Schiff in letztere hinab. Den Wimpel des großen Masts schleudert oft ein Seitenstoß des Sturmes momentan fast ins Meer; aber der treflich berechnete Bau wirft sich sofort wieder ins Gleichgewicht. Die Winde läuten dabei in den schlaffen Tauen und in dem einzelnen Segel in schnellen Schlägen gleichsam die Todtenglocke. Dennoch sieht der kundige Seemann im hohen Meere, dem Orkan entschlossen ins Gesicht, und wendet, damit er nicht zu weit rückwärts getrieben werde, mit Gefahr der gesamten Mannschaft, durch einen einzigen kühnen Ruck der Hand, die gewaltige Masse von vielen Millionen Pfunden herum. In solcher grausenvollen Lage enterte (1759) sogar der Engländer Hawk das Schiff des französischen Admirals und ward sein Sieger!

Oftmals stürzt mit dem Orkan der Donner aus den Wolken herab; aber Franklins Ableitungs-Kette weiset ihn ruhig und unschädlich zu Hause, zum Meere.

Wie vielartig sind dabei jetzt unsere Schiffe. Fast mit jedem neuen Zuwachse der menschlichen Kenntnisse und Bedürfnisse haben sich die Gattungen vermehrt. Zwar hatten die Alten gleichfalls mehrere Arten derselben. Sie theilten sich im Allgemeinen hauptsächlich in runde und lange Schiffe; erstere zur Fracht und zum Transport überhaupt, letztere zum Kriege. Von diesen zusammen genommen gab es Kaufmannsschiffe, Fahrzeuge zur

unser Fabrikwesen so weit über die Vorzeit hinaus ragen.

Wie das gemeinschaftliche Wachsthum dieser Wissenschaften zusammen genommen fortgieng, davon hier nur so viel als nothwendig ist, um zu übersehen, auf welche Weise das Reisen, sei es zu Lande oder zu Wasser in dem letzten Jahrhunderte so erstaunlich erleichtert ward.

Die höhere Kultur des sechzehnten und, besonders des siebenzehnten Jahrhunderts, machte nach und nach der Unsicherheit unserer Landreisen ein Ende. Der Kaufmann und der Reisende überhaupt ward in Europa nicht mehr vom Raubschlosse herab geplündert; ohne stark bewaffnete Gesellschaften durfte er in der Fremde seinem Gewerbe nachgehen. Mögen die stehenden Heere oftmals großen Mißbrauch der obersten Gewalt herbeiführen, durch sie gewann dennoch unleugbar die innere Sicherheit der Staaten, der Heerstraßen und der Reisen.

Mit dieser Sicherheit wuchs nun zugleich der Verkehr von einem Lande zum andern. Die von einander entferntesten Gegenden rückten gleichsam hiedurch einander näher; tauschten Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und Bequemlichkeiten wechselseitig gegen einander um. Der Hang nach fremden Moden und Vergnügungen ließ manchen rohen Junker sein alltägliches stumpfsinniges Hetzen und Treibjagen mit einer Reise ins Ausland vertauschen; und der sich stets weiter entfaltende Geist des Forschens, trieb den unpopulären Stubengelehrten oft

mals, aus dem Lehnsessel am Studierpulte, in die volle Welt.

Die Heerstraßen, welche das stolze Rom nur zum Unterjochen der Völker so kostspielig angelegt und so unzerstörbar gepflastert hatte, wurden von nun an gleichfalls für den Verkehr mit Moden und Ideen vermehrt und verbessert.

Vormals hieng, wie noch jetzt unter dem nomadischen Araber, die Aufnahme des Reisenden fast allein von der ungemessen Gastfreundschaft ab. Jetzt traten dagegen bald in jedem nicht unbeträchtlichen Orte bequeme Herbergen oder gar prächtige Hotels zum Empfange des Reisenden hervor.

Zum bessern Fortbringen der Menschen und der Waaren, erfand die Mechanik schicklicheres Fuhrwerk. Die niedrigen Frachtkarren der Alten verwandelte sie in hochräderige Lastwägen; man schaffte hiedurch weit größere Massen von Kaufmannsgütern schneller und mit minderem Aufwande von Zugthieren fort. Auch waren ihre zweirädrigen Wagen zum Wettlaufen wohl noch minder zum Reisen geschickt, als ihre halb verdeckten Kutschen (Carpenta) und ähnliche Fahrzeuge (Currucae), die alle mit einander bei niedrigen Rädern nicht einmal in Riemen hiengen, sondern geradezu auf der Axe lagen, so oftmals nur mit Ochsen bespannt wurden. Dagegen rollt jetzt der Reisende in Kutschen, Chaisen und Kalessehen, gegen jedes Ungemach und jede Witterung geschützt,

auf Stahlfedern gewiegt, in die Fremde; durch die genaueste Einrichtung der Posten gewinnt er aber an Zeit, an Kosten und an Bequemlichkeit.

Selbst noch im zehnten Jahrhundert war das Band einzelner, entfernter Provinzen großer Staaten nur sehr locker geknüpft; sie hielten sich untereinander gleichsam für unbekannte Länder. Ein Abt von Clugny, vier Meilen von Macon, in der Bourgogne, antwortete, unter der Regierung von Hugo Capet, auf die Einladung Bouchards, Grafen von Paris, um nach Maur des Fossés zu kommen: er wage es, nicht so weit entfernte, ihm unbekannte Länder zu bereisen. Wie viel seltner besuchte der Nordländer von Kenntnissen noch vor 50 Jahren Italien? Misson Burnet, Addison und späterhin Keysler, waren hiebei fast die einzigen Führer. Jetzt hat das letzte Decennium wohl ein Dutzend der belehrensten Wegweiser durch Italien hervorgebracht.

Unendlich schwerer hielt es indeß, die Reisen über das Meer zu sichern, zu erleichtern und an Schnelligkeit zu vermehren. Dennoch sind sie es vorzüglich, wodurch unsere Wißbegierde am kräftigsten genährt wird; wodurch unsere Weltkenntniß und unser Handel im Großen gewinnen. Die Ueberwältigung der Schwierigkeiten bei den Seereisen macht aber dem menschlichen Verstande weit größere Ehre, da sie die Ausbildung der tiefsten Kenntnisse erfordert. Zugestanden, daß die Griechen und Römer uns in den schönen Wissenschaften und in mehreren

der schönen Künste übertroffen haben; unvergleichbar ragen wir dagegen über sie hinaus, in allem dem was zum sichern und schnellen Verkehr eines Landes oder eines Welttheils mit dem andern nothwendig ist.

Ihre Schiffe schlichen gleichsam nur längst den Küsten hin. Hanno's vieljähriges Bereisen der Gewässer von Afrika und die Expeditionen der Ptolomäer zeigen dies deutlich. Ja, ohne die vielen Inseln des mittelländischen Meeres hätten sie es wohl schwerlich gewagt, diese eingeschränkte Wassermasse zu durchkreuzen; denn bei ihrer dürftigen Sternkunde fehlte ihnen zugleich die Bousole. Ihr Instrument, Distanzen zu messen, beschränkte sich größtentheils auf drei gröblich zusammengesetzte und gröblich getheilte hölzerne Stäbe *); und die ganze Gewandheit der höhern Dreiecksmeßkunst mangelte ihrer Mathematik.

Dagegen jetzt unsere treflichen Bousolen, unsere Quadranten, die so hoch verbesserten Sextanten des Hadley oder auch die ganzen Cirkel, wie das Universal-Theodolit des berühmten Ramsden **). Bis auf wenige Secunden mißt man mit ihnen bei jeder Neigung des Horizonts.

Wie unendlich stand nun gar ihre Zeittheilung an Genauigkeit gegen die unsrige zurück? Was vermogten ihre dürftigen Wasser- und Sanduhren, von denen es

*) u. **) M. s. das 2te Kupfer des Umschlags.

selbst höchst ungewiß ist, ob sie sich damals ihrer zu Wasser bedienten, gegen unsere Seeuhren oder Chronometer; und wie konnten sie die Geschwindigkeit des Schiffes bei ihrer Unkunde mit der Strömung, und da ihnen das Log mangelte, nur einigermaßen schätzen?

Endlich ihre Schiffe selbst! Uebel berechnete, oft ungeheure Massen, fast gänzlich durch Menschenhände bewegt, denn die dürftigen, schlecht angebrachten Segel boten dem Winde wenig Fläche dar, und erlaubten ihm nur geringe Wirkung. Ein dreiruderiges Schiff (Triremis) das gewöhnliche Kriegsschiff der Alten, was für einen Aufwand von Menschen bedurfte es allein, das Schiff durch drei Reihen über einander sitzender Ruderer zu bewegen? Wie unbequem die ganze Vertheilung zur schnellen Fahrt? Schiffe von mehreren Rängen von Ruderbänken über einander, oder, welches wahrscheinlicher ist, neben einander, hielten sie selbst nur für wenig brauchbar.

Das hölzerne Ungeheuer, die schwimmende Stadt des Reglemäus von 40 Reihen der Ruder, welches 280 Ellen Länge hielt und 4000 Ruderer erforderte, um beweglich gemacht zu werden, verdient keines Vergleichs. Aber jene Kriegsschiffe (Triremes) halte man nun mit den unsrigen zusammen; wie sieht man ihnen sogleich, dem Aeußeren nach, die Unbehülflichkeit an *); was für Ge-

*) M. s. das erste Kupfer des Umschlags.

fahr bei hoher See, was für Unbequemlichkeit beim Waschen! Dagegen eine Fregatte im vollen Segel, oder gar ein ihr im Bau ähnliches Kriegsschiff von 100 Kanonen! Mit ihnen und der drei monatlichen Provision gegen fünftehalb Millionen Pfund an Gewicht, segelt es binnen wenigen Wochen quer von der alten zur neuen Welt, und wird von einer einzigen Hand gerichtet. Die schräge keilförmige Figur zeigt auch sofort, wie geschickt es die Wellen theilt. Das ganze Heer der Segel, welche an allen Masten und Stangen in vier Etagen über einander geschwellt stehen *), bieten dem Winde eine erstaunliche, nach jeder Richtung zu wendende Fläche, und liegen dennoch im schönsten Gleichgewicht; die bäuchige Höhlung des Körpers selbst ist dabei trefflich berechnet, um, ohne der Schnelligkeit des Ganges beträchtlich Eintracht zu thun, jene erstaunliche Ladung beherbergen zu können.

So hoch stieg die Schiffkunst in unserem Jahrhundert, daß der Seefahrer fast jeden Wind zwingt, das Schiff nach jeder beliebigen Richtung fortzuführen. Wie groß erscheint jetzt nicht überhaupt der Mensch auf dem Meere, wie fast über alle irdische Wesen erhaben! Selbst in der düstern Nacht fliegt er mit der Schnelligkeit des Adlers über den weiten Ocean. Ein Paar Blicke zu den Gestirnen, auf die Boussole, auf die Seeuhr; ein Paar Formeln und Rechnungen sichern ihm seinen Weg. Fast

*) M. s. das erste Kupfer des Umschlags.

Haarscharf landet er mit der von ihm berechneten Flut auf dem einzigen Punkte der entferntesten großen Küste, die er sich zum Ziel wählte. Durch die hohe Genauigkeit der heutigen Angaben der Inseln, der Häfen, welche auf seinem Wege vorkommen, hält er gleichsam, wie bei Landreisen, Stationen, zum Ausruhen und Verproviantiren.

Auf dem Wasser mißt er die Küsten, die Höhen und Abstände mit derselben Genauigkeit, als stände er auf festem Lande; Cook, Vancouver und la Peyrouse entwarfen die Küsten von Neuholland, Nordwestamerika und Jeso so genau, wie Cassini die Gränzen Frankreichs.

Diese bewundernswürdigen Hülfsmittel erlaubten ein und demselben Seemann dreimal die Welt zu umsegeln, und an Länge des Weges, mehr als siebenmal den Umkreis des Erdballs zu durchreisen. Freilich war dies jener in seiner Art einzige Cook; dennoch legte noch ein Handelsschiff, geführt von dem vorzüglichen Marchand, einen Weg um die Erde von 10731 deutschen Meilen in der geringen Zeit von 488 Tagen zurück.

Noch erstaunlicher zeigt sich aber die Macht der menschlichen Talente im widrigen (kontrairen) Sturm.

Auf der schwarzen Welle treibt der Orkan den Seemann in den thurmhohen, weißen Schaum gegen den düstern Himmel; das feste Gebäude kracht wider die Wassermauer, als wider einen Felsen. Dort von der Höhe

herab zeigt sich ein wildes Feld voll Wasserberge und schreckender Tiefen. Blitzschnell gleitet das Schiff in letztere hinab. Den Wimpel des großen Masts schleudert oft ein Seitenstoß des Sturmes momentan fast ins Meer; aber der treflich berechnete Bau wirft sich sofort wieder ins Gleichgewicht. Die Winde läuten dabei in den schlaffen Tauen und in dem einzelnen Segel in schnellen Schlägen gleichsam die Todtenglocke. Dennoch steht der kundige Seemann im hohen Meere, dem Orkan entschlossen ins Gesicht, und wendet, damit er nicht zu weit rückwärts getrieben werde, mit Gefahr der gesamten Mannschaft, durch einen einzigen kühnen Ruck der Hand, die gewaltige Masse von vielen Millionen Pfunden herum. In solcher grausenvollen Lage enterte (1759) sogar der Engländer Hawk das Schiff des französischen Admirals und ward sein Sieger!

Oftmals stürzt mit dem Orkan der Donner aus den Wolken herab; aber Franklins Ableitungs-Kette weiset ihn ruhig und unschädlich zu Hause, zum Meere.

Wie vielartig sind dabei jetzt unsere Schiffe. Fast mit jedem neuen Zuwachse der menschlichen Kenntnisse und Bedürfnisse haben sich die Gattungen vermehrt. Zwar hatten die Alten gleichfalls mehrere Arten derselben. Sie theilten sich im Allgemeinen hauptsächlich in runde und lange Schiffe; erstere zur Fracht und zum Transport überhaupt, letztere zum Kriege. Von diesen zusammen genommen gab es Kaufmannsschiffe, Fahrzeuge zur

Fischerei, und kleinere Lastschiffe; Kähne und Boote; dann Avisschiffe oder Jagden, Kaper- und eigentliche Kriegsschiffe (Nav. Mercatoriae, Piscatoriae, Cymbae, Scaphae, Lembi, Cursoriae, Celotes, Liburnicae, Aphractes, Cataphractes, Biremes, Triremes).

Sicher sind die Neueren den Alten selbst in jenen beiden Hauptgattungen an Verschiedenheit überlegen; wenn man vor allem die Galeeren, die eigentlichen Ruderschiffe der jetzigen Zeiten, mit in Anschlag bringt. Zugleich führten uns die den Alten für ihre beschränkte Schiffahrt unbekannten Endzwecke zu neuen Modifikationen im Schiffbau. Der Römer sandte keine Schiffe in den hohen Norden, wo nur das Eisboot den Weg bahnt; auch ging seine Spekulation nicht auf geographische Entdeckungsreisen; höchstens bei dem Carthaginenser zeigte sich unter Hanno's Führung etwas Aehnliches. Aber in unsern letztern Zeiten richteten sich Cook und andere Weltumsegler ihre Schiffe zu ihren großen Unternehmungen besonders ein. Um dem Seegewürme zu widerstehen, wurde der ganze Schiffsboden mit kupfernen Nägeln bedeckt, oder dafür gänzlich mit kupfernen Platten beschlagen. Ja England bauete sogar Schiffe ganz von Kupfer, da wiederum andere gänzlich von Leder zusammengesetzt werden, wozu wahrscheinlich die ähnlichen der Alten, und besonders die der Grönländer und ihnen verwandten Nationen, die Veranlassung gaben.

Wiederum erfand man in den amerikaniſchen Freiſtaaten Schiffe, womit man durch Räderwerk oder durch eine Dampfmaſchine, gegen den Strom ſegelte. Der Engländer Day brachte ſogar ein Fahrzeug zu Stande, womit man ſich in die Tiefe des Waſſers hinabſenken und ſodann wieder in die Höhe ſteigen konnte. Nur ein unglücklicher Zufall, nicht aber der fehlerhafte Bau der Maſchine, verurſachte, nach mehreren glücklichen Beweiſen ſeiner Kunſt, dadurch den Tod des ſeltenen Erfinders.

Das Schiff, auf welchem der berühmte Bligh, welcher auf eine faſt mirakulöſe Art dem Hungertode entgieng, nachmals den Brodbaum aus dem Südmeere nach Weſtindien führte, glich einem ſchwimmenden Garten; eine ganze Plantage jenes nahrungsreichen Baums gieng darauf von einer Welt zur andern; da la Peyrouſe hingegen den Südländern wieder eine Baumſchule von Orangen, Citronen und andern Bäumen des wärmeren Europa zuführte. So waren auch die Entdeckungsfahrzeuge der Engländer und Franzoſen, in welchen unſer Hausvieh gleichfalls jenen Gegenden zugebracht ward, hiezu eingerichtet; auch bauet der Sklavenhändler ſeine Behälter zum Transport der unglücklichen Schwarzen, nach einem beſondern Plan.

Dieſes Beſiegen der furchtbarſten Elemente, und dieſe Wunderwerke der Schiffsbaukunſt, alles dieſes zuſammen genommen iſt man aber der höhren Geometrie ſchuldig.

Niemanden wird es daher wohl unangenehm ſeyn, einige der ſeltnen Menſchen hier wenigſtens genannt zu

finden, deren tiefes Denken die Haupttheile des Seewesens zu seiner jetzigen, in der Vorzeit ungeahneten Höhe hinaufführte.

Hatten Cassini, Wargentin, Bailly und la Grange die Theorie der Jupitersträbanten zur Bestimmung der Länge sehr vervollkommnet, so war die für die Meereslänge ungleich bequemere Methode, die Distanzen des Mondes von der Sonne oder von bekannten Fixsternen seit Neuton durch Tobias Maier, Clairaut, Euler, Maskelyne und mehrere lebende Astronomen, worauf Europa stolz ist, zu einer bewundernswürdigen Genauigkeit gebracht, und fast zu gleicher Zeit war durch die beinahe unwandelbaren Seeuhren (Timekeeper) von Harrison, Berthoud, le Roi, Mudge und Emery die Länge für jede Lage des Schiffes bestimmt. Und so gab die durch die zuvor berührten Meßinstrumente leichter zu findende Breite, hiemit zusammen genommen, den Ort des Schiffes auf das schärfste an. Die Linie, oder der Gang des Fahrzeugs, welches weder auf dem Mittagskreis noch auf dem Aequator segelt, die Lorodromie hatte aber zuvor unser große Leibnitz genauer bestimmt. Halley, Euler, Wilke, le Monnier, Churchman u. a. vervollkommneten die Theorie des Magneten.

Durch Neuton, Maclaurin, die Bernoulli's, Lalande, und La Place kam nun eine genaue Theorie der Ebbe und Fluth zu Stande. Das Aus- und Einlaufen wird hiedurch dem Schiffer für jeden Zeit-

punkt ſicher angegeben, und oftmals entgeht er dadurch, ſo wie durch die richtige Ortsbeſtimmung und die der Figur der Erde, den gefährlichen Riefen, Sandbänken und Klippen.

Die höhere Mechanik eines Hungens, Eulers, Bouguer, d'Alemberts, Ulloas und Thaymanns entwarf den treflichen Bau des Schiffes, der bei größtmöglichſter Belaſtung, des ſchnelleſten und ſicherſten Ganges und bequemſten Richtung fähig bleibt.

Um dieſe Vortheile dem Seemann noch wichtiger zu machen, ſorgten nun die Naturlehre und die Chemie daneben für ſeine Geſundheit. Die Luft ſtockt in den eingeſchloſſenen Abtheilungen des Schiffes; ſie wird zugleich von den ſteten Ausdünſtungen der eng zuſammen gedrängten Menſchen und Waaren höchſt gefährlich; und das Waſſer, welches ſich in dem Theile des unterſten Bodens des Schiffes, wohin die Pumpen nicht reichen, ſammlet (Bilge Water) vermehrt dieſe Schädlichkeit. Die zweite Giftquelle für den Seemann auf langen Reiſen entſpringt aus dem Fauten des Waſſers und Verderben des Proviants der Schiffe.

Dieſe beiden Urſachen erzeugen zuſammen den Scharbock, die faulichten Fieber und die Ruhr. Sie wüthen hiedurch unter dem Schiffsvolke wie der blutigſte Krieg.

Der Admiral Boſcawen war es, der zuerſt mit dem Ventilator des Hales die Luft der Schiffe reinigte, und dieſer Methode folgte bald die des Schweden Triewald nach.

Durch das Lüften der beweglichen Theile des Schiffs, z. B. der Hangematten, und vorzüglich durch das Durchräuchern der Schiffe mit Schwefel, mit Pech, oder noch zweckmäßiger mit Säuren und Schießpulver, widerstand man der Fäulniß noch kräftiger; man vertrieb zugleich die selbst Dinte verzehrenden Kakerlacken (Blatta europaea) und den Mehlwurm.

Das Bekanntwerden der Gasarten entdeckte den hohen Werth der Gährung gegen den Skorbut. Das Deutsche Sauerkraut, die frische Infusion von Malz, zu Zeiten noch mit Zucker versetzt, zeigten sich als die mächtigsten Widersacher jener Krankheit. Der französische Arzt Roublet fügte ihnen bei der letzten Weltumseglung mit großem Erfolge die Sandbäder hinzu. Der Mangel frischer kräftiger Nahrung, in welchem Peyrouse, als wäre er ein ächter Anhänger des Brownschen Systems, den einzigen Feind des Seemanns sieht, ist durch die eingekochten Fleischbrühen, (die Bouillon Tafeln) beträchtlich gemindert; der Mangel des frischen Wassers aber, ward im höhern Norden durch aufgethauetes Eis, für alle Zonen hingegen durch Irwins Methode das Seewasser trinkbar zu machen, fast gänzlich gehoben. Das Feuer zur Küche des Matrosen dient hier zum Destilliren, zum Reinigen des Wassers von fremden am meisten widerstehenden Theilen. Endlich haben die Entdeckungen und genauen Bestimmungen der vielen Inseln und Landungsplätze ihren höchsten Werth dadurch,

daß ſie den Reiſenden häufig geſundes Waſſer und friſche Lebensmittel darbieten.

Die Wirkung dieſer Hülfsmittel zuſammen genommen, übertraf denn auch alle Erwartung.

Vormals war die Sterblichkeit unter den Seefahrenden ſo groß, daß man auf der kurzen Reiſe von Holland bis nach Oſtindien, ja oft bis zum Cap der guten Hofnung, den zehnten Mann für todt rechnete.

Jetzt verlohr Cook bei ſeiner zweiten Reiſe um die Welt, von 193 Mann, während drei Jahren und 18 Tage, nur vier Mann; drei derſelben tödtete der Zufall; den vierten aber eine ſchon aus England mit genommene Krankheit. Bei ſeiner dritten Weltumſeglung zählten die beiden Schiffe binnen 4 Jahren und 2 Monaten nur 5 Todte von 192 Mann; hievon hatten drei abermals krank ihr Vaterland verlaſſen; auf Rechnung der Reiſe fiel alſo nur ein Mann!

La Peyrouſe fand nach einer zweijährigen Reiſe bei ſeiner Ankunft in Botany bay auf Neuholland nur einen einzigen Kranken unter 199 Menſchen; Marchand verlohr ſogar, während ſeiner zweijährigen Reiſe um die Welt nur einen einzigen Mann. Die Sterblichkeitsrechnung zählt, von 100 Menſchen in der Blüthe ihres Alters, auf dem feſten Lande, in 2 Jahren drei Todte. Unſere Methoden, die See zu bereiſen, haben alſo die Natur gleichſam ſelbſt beſiegt. Man umſegelt die Erde, um eines längeren Daſeyns gewiſſer zu ſeyn!

Die Vereinigung der wichtigsten Talente schützte aber nicht bloß das Leben und die Gesundheit auf dem Meere; jede Art von Verlust war dabei vermindert; denn die Wahrscheinlichkeits-Rechnung hatte die Lehre der Assekuranz vervollkommnet.

Uns schreckt weder die größte Entfernung, noch der ehemals so gefürchtete Aequator; und dies ist gänzlich, das glorreiche Werk der ernsthaften Kenntnisse.

Durch sie allein ist nun dem Kaufmann, dem Spekulanten und dem Schiffsreeder sein Kapital gesichert. Sie füllen dem ersten die Magazine mit den Waaren Indiens, und allen verscheuchen sie die nächtlichen Sorgen.

Für den reichen Schlemmer lassen sie ununterbrochen neue Befriedigungen seines abgestumpften Gaumens hervorgehen. Unsere Schönen verdanken ihnen die Perlen und Juwelen beider Welten, die köstlichen Mousseline und die reichen Schawls; die glänzendste Seide und die feinste Schminke; den Moschus, den Ambra, und den alles überduftenden Otter of Roses, kurz, das ganze Heer der geborgten Reize, wodurch sie oftmals noch despotischer herrschen, als durch die, welche ihnen die Natur verliehen hat.

Diese drei Klassen unserer Mitbürger sollten daher jenen höheren Wissenschaften, wäre es auch nur als unbekannten wohlthätigen Göttern, Hekatomben opfern, und dabei von innigstem Danke durchdrungen, ausrufen: „Was wären wir ohne Euch!“

Afrika.

Fischerei, und kleinere Lastschiffe; Kähne und Boote; dann Avisschiffe oder Jagden, Kaper- und eigentliche Kriegsschiffe (Nav. Mercatoriae, Piscatoriae, Cymbae, Scaphae, Lembi, Cursoriae, Celotes, Liburnicae, Aphractes, Cataphractes, Biremes, Triremes).

Sicher sind die Neueren den Alten selbst in jenen beiden Hauptgattungen an Verschiedenheit überlegen; wenn man vor allem die Galeeren, die eigentlichen Ruderschiffe der jetzigen Zeiten, mit in Anschlag bringt. Zugleich führten uns die den Alten für ihre beschränkte Schiffahrt unbekannten Endzwecke zu neuen Modifikationen im Schiffbau. Der Römer sandte keine Schiffe in den hohen Norden, wo nur das Eisboot den Weg bahnt; auch ging seine Spekulation nicht auf geographische Entdeckungsreisen; höchstens bei dem Carthaginenser zeigte sich unter Hanno's Führung etwas Aehnliches. Aber in unsern letztern Zeiten richteten sich Cook und andere Weltumsegler ihre Schiffe zu ihren großen Unternehmungen besonders ein. Um dem Seegewürme zu widerstehen, wurde der ganze Schiffsboden mit kupfernen Nägeln bedeckt, oder dafür gänzlich mit kupfernen Platten beschlagen. In England bauete sogar Schiffe ganz von Kupfer, da wiederum andere gänzlich von Leder zusammengesetzt werden, wozu wahrscheinlich die ähnlichen der Alten, und besonders die der Grönländer und ihnen verwandten Nationen, die Veranlassung gaben.

Wiederum erfand man in den amerikaniſchen Freiſtaaten Schiffe, womit man durch Räderwerk oder durch eine Dampfmaſchine, gegen den Strom ſegelte. Der Engländer Day brachte ſogar ein Fahrzeug zu Stande, womit man ſich in die Tiefe des Waſſers hinabſenken und ſodann wieder in die Höhe ſteigen konnte. Nur ein unglücklicher Zufall, nicht aber der fehlerhafte Bau der Maſchine, verurſachte, nach mehreren glücklichen Beweiſen ſeiner Kunſt, dadurch den Tod des ſeltenen Erfinders.

Das Schiff, auf welchem der berühmte Bligh, welcher auf eine faſt mirakulöſe Art dem Hungertode entgieng, nachmals den Brodbaum aus dem Südmeere nach Weſtindien führte, glich einem ſchwimmenden Garten; eine ganze Plantage jenes nahrungsreichen Baums gieng darauf von einer Welt zur andern; da la Peyrouſe hingegen den Südländern wieder eine Baumſchule von Orangen, Citronen und andern Bäumen des wärmeren Europa zuführte. So waren auch die Entdeckungsfahrzeuge der Engländer und Franzoſen, in welchen unſer Hausvieh gleichfalls jenen Gegenden zugebracht ward, hiezu eingerichtet; auch bauet der Sklavenhändler ſeine Behälter zum Transport der unglücklichen Schwarzen, nach einem beſondern Plan.

Dieſes Beſiegen der furchtbarſten Elemente, und dieſe Wunderwerke der Schiffsbaukunſt, alles dieſes zuſammen genommen iſt man aber der höheren Geometrie ſchuldig.

Niemanden wird es daher wohl unangenehm ſeyn, einige der ſeltnen Menſchen hier wenigſtens genannt zu

finden, deren tiefes Denken die Haupttheile des Seewesens zu seiner jetzigen, in der Vorzeit ungeahneten Höhe hinaufführte.

Hatten Cassini, Wargentin, Bailly und la Grange die Theorie der Jupitersstrabanten zur Bestimmung der Länge sehr vervollkommnet, so war die für die Meereslänge ungleich bequemere Methode, die Distanzen des Mondes von der Sonne oder von bekannten Fixsternen seit Neuton durch Tobias Maier, Clairaut, Euler, Maskelyne und mehrere lebende Astronomen, worauf Europa stolz ist, zu einer bewundernswürdigen Genauigkeit gebracht, und fast zu gleicher Zeit war durch die beinahe unwandelbaren Seeuhren (Timekeeper) von Harrison, Berthoud, le Roi, Mudge und Emery die Länge für jede Lage des Schiffes bestimmt. Und so gab die durch die zuvor berührten Meßinstrumente leichter zu findende Breite, hiemit zusammen genommen, den Ort des Schiffes auf das schärfste an. Die Linie, oder der Gang des Fahrzeugs, welches weder auf dem Mittagskreis noch auf dem Aequator segelt, die Lorodromie hatte aber zuvor unser große Leibnitz genauer bestimmt. Halley, Euler, Wilke, le Monnier, Churchman u. a. vervollkommneten die Theorie des Magneten.

Durch Neuton, Maclaurin, die Bernoulli's, Lalande, und La Place kam nun eine genaue Theorie der Ebbe und Fluth zu Stande. Das Aus- und Einlaufen wird hiedurch dem Schiffer für jeden Zeit-

punkt ſicher angegeben, und oftmals entgeht er dadurch, ſo wie durch die richtige Ortsbeſtimmung und die der Figur der Erde, den gefährlichen Riefen, Sandbänken und Klippen.

Die höhere Mechanik eines Huygens, Eulers, Bouguer, d'Alemberts, Ulloas und Thaymanns entwarf den treflichen Bau des Schiffes, der bei gröſtmöglichſter Belaſtung, des ſchnelleſten und ſicherſten Ganges und bequemſten Richtung fähig bleibt.

Um dieſe Vortheile dem Seemann noch wichtiger zu machen, ſorgten nun die Naturlehre und die Chemie daneben für ſeine Geſundheit. Die Luft ſtockt in den eingeſchloſſenen Abtheilungen des Schiffes; ſie wird zugleich von den ſteten Ausdünſtungen der eng zuſammen gedrängten Menſchen und Waaren höchſt gefährlich; und das Waſſer, welches ſich in dem Theile des unterſten Bodens des Schiffes, wohin die Pumpen nicht reichen, ſammlet (Bilge Water) vermehrt dieſe Schädlichkeit. Die zweite Giftquelle für den Seemann auf langen Reiſen entſpringt aus dem Faulen des Waſſers und Verderben des Proviants der Schiffe.

Dieſe beiden Urſachen erzeugen zuſammen den Scharbock, die faulichten Fieber und die Ruhr. Sie wüthen hiedurch unter dem Schiffsvolke wie der blutigſte Krieg.

Der Admiral Boſcawen war es, der zuerſt mit dem Ventilator des Hales die Luft der Schiffe reinigte, und dieſer Methode folgte bald die des Schweden Triewald nach.

Durch das Lüften der beweglichen Theile des Schiffs, z. B. der Hangematten, und vorzüglich durch das Durchräuchern der Schiffe mit Schwefel, mit Pech, oder noch zweckmäßiger mit Säuren und Schießpulver, widerstand man der Fäulniß noch kräftiger; man vertrieb zugleich die selbst Dinte verzehrenden Kakerlacken (Blatta europaea) und den Mehlwurm.

Das Bekanntwerden der Gasarten entdeckte den hohen Werth der Gährung gegen den Skorbut. Das deutsche Sauerkraut, die frische Infusion von Malz, zu Zeiten noch mit Zucker versetzt, zeigten sich als die mächtigsten Widersacher jener Krankheit. Der französische Arzt Roublet fügte ihnen bei der letzten Weltumseglung mit großem Erfolge die Sandbäder hinzu. Der Mangel frischer kräftiger Nahrung, in welchem Peyrouse, als wäre er ein ächter Anhänger des Brownschen Systems, den einzigen Feind des Seemanns sieht, ist durch die eingekochten Fleischbrühen, (die Bouillon Tafeln) beträchtlich gemindert; der Mangel des frischen Wassers aber, ward im höhern Norden durch aufgehauenes Eis, für alle Zonen hingegen durch Irwins Methode das Seewasser trinkbar zu machen, fast gänzlich gehoben. Das Feuer zur Küche des Matrosen dient hier zum Destilliren, zum Reinigen des Wassers von fremden am meisten widerstehenden Theilen. Endlich haben die Entdeckungen und genauen Bestimmungen der vielen Inseln und Landungsplätze ihren höchsten Werth dadurch,

daß ſie den Reiſenden häufig geſundes Waſſer und friſche Lebensmittel darbieten.

Die Wirkung dieſer Hülfsmittel zuſammen genommen, übertraf denn auch alle Erwartung.

Vormals war die Sterblichkeit unter den Seefahrenden ſo groß, daß man auf der kurzen Reiſe von Holland bis nach Oſtindien, ja oft bis zum Cap der guten Hofnung, den zehnten Mann für todt rechnete.

Jetzt verlohr Cook bei ſeiner zweiten Reiſe um die Welt, von 193 Mann, während drei Jahren und 18 Tage, nur vier Mann; drei derſelben tödtete der Zufall; den vierten aber eine ſchon aus England mit genommene Krankheit. Bei ſeiner dritten Weltumſeglung zählten die beiden Schiffe binnen 4 Jahren und 2 Monaten nur 5 Todte von 192 Mann; hievon hatten drei abermals krank ihr Vaterland verlaſſen; auf Rechnung der Reiſe fiel alſo nur ein Mann!

La Peyrouſe fand nach einer zweijährigen Reiſe bei ſeiner Ankunft in Botany bay auf Neuholland nur einen einzigen Kranken unter 199 Menſchen; Marchand verlohr ſogar, während ſeiner zweijährigen Reiſe um die Welt nur einen einzigen Mann. Die Sterblichkeitsrechnung zählt, von 100 Menſchen in der Blüthe ihres Alters, auf dem feſten Lande, in 2 Jahren drei Todte. Unſere Methoden, die See zu bereiſen, haben alſo die Natur gleichſam ſelbſt beſiegt. Man umſegelt die Erde, um eines längeren Daſeyns gewiſſer zu ſeyn!

Die Vereinigung der wichtigsten Talente schützte aber nicht bloß das Leben und die Gesundheit auf dem Meere; jede Art von Verlust war dabei vermindert; denn die Wahrscheinlichkeits-Rechnung hatte die Lehre der Assekuranz vervollkommnet.

Uns schreckt weder die größte Entfernung, noch der ehemals so gefürchtete Aequator; und dies ist gänzlich das glorreiche Werk der ernsthaften Kenntnisse.

Durch sie allein ist nun dem Kaufmann, dem Spekulanten und dem Schiffsreeder sein Kapital gesichert. Sie füllen dem ersten die Magazine mit den Waaren Indiens, und allen verscheuchen sie die nächtlichen Sorgen.

Für den reichen Schlemmer lassen sie ununterbrochen neue Befriedigungen seines abgestumpften Gaumens hervorgehen. Unsere Schönen verdanken ihnen die Perlen und Juwelen beider Welten, die köstlichen Mousseline und die reichen Schawls; die glänzendste Seide und die feinste Schminke; den Moschus, den Ambra, und den alles überduftenden Otter of Roses, kurz, das ganze Heer der geborgten Reize, wodurch sie oftmals noch despotischer herrschen, als durch die, welche ihnen die Natur verliehen hat.

Diese drei Klassen unserer Mitbürger sollten daher jenen höheren Wissenschaften, wäre es auch nur als unbekannten wohlthätigen Göttern, Hekatomben opfern, und dabei von innigstem Danke durchdrungen, ausrufen: „Was wären wir ohne Euch!“

Afrika.

Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den die Neueren darin vorwärts thun, bestärkt jene Behauptung.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Binnen drittehalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen, dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein Paar Jahren werden darin 20000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reißender Thiere verfolgen unzählbare Heerden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Arten von Quadrupeden, als unser Europa. Die unförmlichsten Kolossen des Thier- und Pflanzenreichs gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien, und der schönsten Färbehölzer, und die Eingeweide seiner Gebirge erzeugen centnerschwere Massen des reinsten Goldes.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereint. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albinos; Neger mit Tigerzähnen; zwergartige Elephanten-Jäger; Menschen- und Heuschrecken-Fresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch, verkäuflicher Sklav!

Welch ein Land muß endlich Afrika seyn! Es war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaften, ja noch jetzt, nach mehreren Jahrtausenden trotzen in beiden Hämisphären riesenmäßige Monumente seiner Kunst der alles verheerenden Zeit!

Und diesen Welttheil von mehr als fünfmal hundert tausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornt, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist beschiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen, ja in ältern Zeiten war ihm sein Inneres viel weiter bekannt; dennoch ist dieses Wunderland jetzt für uns gleichsam eine unbekannte Welt!

Hieran ist sicher eben so wenig die Furcht vor Löwen und Krokodillen, noch vor dem Neger selbst Schuld, als die Ungeschicklichkeit des Europäers oder die Unmöglich-

keit den Atlas und ähnliche Gebürge zu überſteigen.

Die Lage, das Klima, die höchſt ſonderbare Bildung des Innern von Afrika, und endlich die Eiferſucht der Mauren, wieſen bis dahin unſern Forſchungsgeiſt zurück, oder belohnten ihn nur zu kärglich.

Seit Heinrich des Entdeckers wichtigen Verſuchen, Afrika zu umſegeln, (von 1414. an) hat indeß darüber kein Jahrhundert ſo viel Licht verbreitet, als das achtzehnte.

Diesmal mag deſſen weſtlicher Theil uns hiezu die Beweiſe darleihen. Er wird jedem Leſer von Gefühl doppelt wichtig ſeyn, denn er iſt der Hauptſitz unſerer unglücklichen Mitbrüder, der ſchwarzen Sklaven; und wer wünſcht wohl dieſe nicht beſtimmter zu kennen?

Guinea.

Die ganze Küſte, auf welcher die europäiſchen Nationen die gröſte Anzahl der Sklaven für ihre weſtindiſche Beſitzungen einhandeln, wird in Norden durch das weiſſe Vorgebürge (Capo blanco, 20° 45′ nördl. Br.) in Süden aber durch das ſchwarze Vorgebürge (Cap negro, 16° 30′ ſüdl. Br.) begrenzt.

Dieſe ganze Küſte läßt ſich unter dem Namen von Ober- und Nieder-Guinea begreifen. Sie beträgt gegen 37 Grade, und, nach ihren vorzüglichſten Krümmungen gemeſſen, mehr als 950 deutſche Meilen.

Von hieraus hat aber die Kenntniß des Binnenlandes seit diesem letzten Jahrhunderte ganz vorzüglich gewonnen. Dies durfte man auch deswegen mit Recht erwarten, weil unter dem halben Hunderte der Flüsse, die in das Westmeer fallen, wenigstens dreißig von sehr bedeutender Größe vorkommen. Treffliche Führer zur Entdeckung des Binnenlandes.

Schon zu Anfange des 18ten Jahrhunderts (1716) drang ein kühner Franzose von der Mündung des Senegals über 100 Meilen ins Binnenland. Durch Champagnon wurden, aller Widerrede seines Nachfolgers, des Verf. der Voyage au Pays de Bamboux. Paris 1789.) ungeachtet, die goldreichen Berge von Bambouc entdeckt; und hiedurch auch zugleich die ganze Gegend längst dem Hauptstrome hin.

Jener ungenannte Franzose und der unglückliche Houghton folgten ihm nach; Mungo Park drang aber vor kurzem noch über acht Grade der Länge, über 116 deutsche Meilen, bis Silla weiter vorwärts. Das gefahrvolle Unternehmen dieses kühnen Reisers ward denn mit einer trefflichen Entdeckung gekrönt. Er entschied nämlich den langen wichtigen Zwist der Geographen über den Niger der Alten. Dieser ist nicht der Senegal, entspringt freilich in ein und derselben Bergkette mit ihm, aber sein Lauf ist dem des Letztern entgegen gesetzt. Er sah diesen großen Strom, so breit als die Themse bei Westminster, in der Morgensonne flimmernd und langsam

nach Osten fließen; und lehrte uns die Bildung seiner Länder bestimmter kennen.

Die Excursion der Engländer Watts und des Wundarzts Winterbottoms unter dem 10ten Breitengrade, wovon wir noch das umständlichere Tagebuch erwarten, begrif nur etwa drei Längengrade, also hier einige vierzig Meilen landeinwärts. Ihre Reise auf dem Flusse Nunnez, und sodann weiter bis nach Timbo, der Hauptstadt eines Fulah Königs, hat uns ein schönes, reiches, volkreiches Land kennen gelehrt, worin der Neger einen etwas höhern Grad der Kultur genießt, als in den meisten übrigen Ländern der Schwarzen.

Ueber das Innere der eigentlichen Sklavenküste vermehrten Römer, Isert, Pommegorge, Fayras und Norris unsere Kenntnisse.

Aber in Rücksicht der südlichern Theile des westlichen Afrika haben wir seit dem 17ten Jahrhunderte bis jetzt, selbst nach Proyarts neueren Berichten von Congo, sehr wenig gewonnen.

Der so eben angezeigten Entdeckungen ungeachtet, bleibt dennoch der Hauptsitz der Neger stets noch ein sehr großes, wenig bekanntes Land.

Nicht ohne Grund rechnet man die Heimath mehrerer Negersklaven gegen 200 Meilen von der Küste landeinwärts. Das ganze Gebiet, woraus der Europäer seine Sklaven erhält, betrüge hienach, von der langen Küste angerechnet, auf 190,000 Quadratmeilen. Freilich

finden ſich hierunter erſtaunliche Flächen unbewohnten Landes. Die Sandwüſten Sara und Jazir nehmen, als ein groſses Ganze betrachtet, das höchſtens mit einigen kleinen ſehr weit auseinander liegenden wohnbaren Orten ſparſam beſtreuet iſt, über 50,000 Quadratmeilen ein. Hievon darf man wohl die Hälfte zu dem hier für den Sitz der Sklaven angegebenen Gebiete rechnen, vornämlich, ſobald man auf die Wüſte von Huſſa, die zehn Tagereiſen erfordert, Rückſicht nimmt. Auf die Weiſe ſchränkte ſich das Hauptland für unſere Sklaven etwa auf eine Fläche ein, welche Europa an Gröſse nicht viel überträfe.

Dieſes groſse Land ſteht aber gegen unſeren Welttheil an Abwechſelung des Klimas ſehr zurück. Lappland und Spanien ſind ungleich weiter an Temperatur von einander verſchieden, als das grüne Vorgebürge und Gabon, oder Benin und Cap negro. Alle dieſe Länder trift wenigſtens einmal im Jahre die Macht des lothrechten Strahls; alle liegen ſie in der heiſſen Zone. Die organiſirte Natur, eindrucksfähig für das Klima, kann daher im Ganzen genommen nie ſo groſse Abwechſelungen leiden, als in dem ihm an Gröſse faſt gleichkommenden Europa.

Indeſs hängt das phyſikaliſche Klima nicht blos von der Sonne ab. Die innere Bildung eines Landes, die Summe ſeiner Gewäſſer, die Gröſse und die Natur ſeiner Flächen wirken eben ſo mächtig auf Thiere und Pflan-

zen. Hiedurch ist es erklärlich, wie selbst in diesem heißen Lande die organisirten Körper dennoch nicht unbedeutende Verschiedenheiten an sich tragen.

War nun das Klima von Afrika vorzüglich geeignet, den Neger zu erzeugen, so mußten dennoch jene vielfachen Modifikationen des physikalischen Klimas vielfache Modifikationen dieser Menschenrace, in Rücksicht der Farbe, der Gestalt und Bildung und des Charakters hervorbringen.

So viel zur Vorbereitung für die wirkliche Betrachtung der Negervölker.

a) Ihr Aeußeres.

Die Bewohner des hier angezeigten Erdstrichs theilen sich in

Eingeborne und Fremde.

Seit dem siebenten Jahrhundert verbreiteten sich die letztern, die Mauren, von Arabien aus über Nordafrika; verpflanzten dort die Religion Mahomets und zugleich die roheste Intoleranz; bemächtigten sich theils großer Länder, theils drängten sie sich dem Uhrbewohner einzeln auf. Der Hauptstrich, welchen sie unter den Negern einnahmen, fängt mit der Mündung des Senegals an, und bildet, Mungo Park zufolge, gleichsam eine schmale Zone von Westen nach Osten, quer nach Abyssinien hin. Von diesem Erdgürtel aus greift die Herrschaft der Mau-

ren über die gutmüthigen Neger mit jedem Jahre weiter um sich.

Diese letztern gehen uns hier indeß nur allein an. Sie zeichnen sich durch ihre Religion, ihre Lebensart und ihren Charakter nicht weniger von den boshaften Mauren, ihren Unterdrückern, aus, als durch ihre Gestalt.

Der Neger hat, bei einer mehr oder minder schwarzen Farbe, eine dicke sammetartig anzufühlende Haut; einen eigenen, stark riechenden Schweiß, und größtentheils krauses Wollenhaar, gewöhnlich von schwarzer, zuweilen von röthlicher Farbe. An dem schmalen zusammen gedrückten Kopfe tritt der Untertheil des Gesichts weiter, als bei den übrigen Menschenracen hervor, und giebt dadurch dem Neger, bald mehr bald minder, einige Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die geplätschte Nase und die hoch aufgeworfenen rothen Lippen, so gewöhnlich sie auch bei den Schwarzen vorkommen, sind ihnen dennoch nicht durchaus allgemein eigen. Es giebt Neger mit erhabeneren Nasen, und fein gebildeten schwarzen Lefzen. Hingegen haben sie fast durchgängig schön geordnete, weiße Zähne, die sich bei ihnen durch Hülfe eines wohlriechenden faserigt gespaltenen Holzes stets gesund und glänzend erhalten; wozu freilich ihre einfache mäßige Lebensart sehr vieles beiträgt.

In der Physiognomie des Negers ist indeß mancherlei Abwechselung; bald rohe, bald sanftere Züge; bald

große, bald kleinere Augen von verschiedenen Farben; bald ein gescheutes, bald ein stumpfsinniges Gesicht; und es giebt Neger, deren Züge selbst verfeinerte Europäer für schön erklären würden.

Mit geringer Ausnahme einzelner Völker sind die Neger von gesundem, starkem Körperbau. Sie haben eine breite Brust und starke Schenkel, nur ist gewöhnlich ihr längeres Bein etwas einwärts gebogen, und ihr Fuß, vielleicht durch das stete Barfußgehen, sehr breit.

Aeußerst gelenk und kraftvoll übertreffen sie unter der heißen Sonne die Europäer in jeder Art von körperlicher Arbeit. Ja, sie übertreffen ebenfalls die unter gleicher Zone einheimischen Westindier; und hierin liegt wohl ein Hauptgrund zur Beibehaltung der Afrikaner in den westindischen Besitzungen.

Auch das weibliche Geschlecht ist großer Anstrengungen fähig, wird auch, wie bei den meisten rohen Völkern von den Männern zur harten Arbeit gemißbraucht. Selbst während ihrer Schwangerschaft, ja sogleich nach ihren Kindbetten, welche ihnen freilich nicht sehr schwer fallen, bearbeiten sie sogar in ihrer Heimath, als freie Menschen, das Feld.

Die Negerinnen sind nicht ohne Annehmlichkeiten; sie sind mit dem lebhaftesten Auge bei vielen Völkern sehr gut gebildet; und ihr Busen ist nicht durchgängig so widerstehend gefüllet, als daß sie dem Kinde auf dem Rücken der Mutter die Brust reichen könnten.

b) Geist und Charakter.

Eine brennende Sonne, ein dadurch ewiger Strom von Licht und Kraft; stets der heftigste Drang zum Wachsen und Vermehren; dies ist die Natur des Vaterlandes der Schwarzen.

Hier gebiert die Macht des Klima's hohe Sinnlichkeit. Wilde Leidenschaften strengen pausenweise Geist und Körper an; beides sinket hiedurch zur Erschlaffung hinab, und Sucht nach Ruhe tritt an ihre Stelle. Hohe Indolenz flößt also schon die Muttermilch dem Neger ein, und übermäßige Sättigung erzeugt Gleichgültigkeit.

Was steht auch nicht seinem Gaumen, ja allen seinen Sinnen auf das bequemste zu Gebote? Kaum rührt er die Erdscholle um, so geben vielfache Getreidearten ihm hundertfältig die Einsaat zurück. Ohne Anbau schießen für ihn die saftigsten Früchte und feinsten Wohlgerüche hervor; der einzige Palmbaum gewährt ihm den erquikkendsten Wein, eine wohlschmeckende Nahrung, einige Theile seines Hausraths und fast die ganze Bedeckung seines Körpers und seiner Wohnung; seine dickere Haut macht ihm daneben mehrere Widrigkeiten erträglich.

So groß ist die Trägheit des Negers, daß er, dem Adanson und ähnlich gültigen Zeugnissen zufolge, auf seinem reichen Boden zu Zeiten Hunger leidet; ja sich sorglos den Anfällen der reißenden Thiere preis giebt.

Dieſe Indolenz hält freilich die Ausbildung der Geiſtesanlagen beim Neger in ſeinem Klima zurück; allein ſie beraubt ihn derſelben durchaus nicht.

Hier einige der unleugbarſten Beweiſe, wie faſt jede Art der Induſtrie und der Kenntniſſe, wo nicht ſtets von ganzen Negervölkern, doch von ſehr vielen Individuen mit glücklichem Erfolge bearbeitet werden.

Schon in den früheſten Zeiten ihres Bekanntwerdens mit den Europäern, beſaßen mehrere Negernationen verſchiedene Zweige des raffinirteſten Kunſtfleißes. Dahin gehört vorzüglich die ganze Bearbeitung des ſo ſchwer zu erzielenden Eiſens. Als Compagnon 1716 nach Bamboue vordrang, fand er, daß die Einwohner dieſes goldreichen Landes aus ihren Eiſenminen ein ſehr brauchbares Eiſen zu ſchmelzen, und es in Keſſel und ſonſtiges Geräth zu verarbeiten verſtanden.

Jetzt beſtätigt und erläutert uns Mungo Park dieſe merkwürdige Thatſache. Bei Kamalia, noch 50 Meilen weiter landeinwärts, verſchmelzen die Neger ihr ſelbſt gegrabenes Eiſen in hohen Oefen; bedienen ſich dazu ordentlicher Blaſebälge und verfertigen daraus faſt mit europäiſcher Geſchicklichkeit brauchbare Inſtrumente und anderes Hausgeräth.

Für das zweite wichtigſte Gewerbe halten die Neger, ihren Bedürfniſſen gemäß, das Lederbereiten. Die Karavankiks oder Lederbereiter, ziehen dort im Binnenlande umher, und verſtehen die Kunſt das Leder dadurch

ſehr ſchnell zu gerben, daß ſie die Haut zuerſt in eine Auflöſung von Holzaſche und Waſſer einweichen, bis zum Abgehen des Haars, und ſich darauf der zerſtoßenen Rinde des Baums Guh zum adſtringirenden Mittel bedienen. Sie machen durch häufiges Reiben und Klopfen zwiſchen Steinen das Leder ſo weich als möglich.

Rindshäute werden zu Sandalen verarbeitet; ſie erfordern nicht ſo viel Mühe als die Schaaf- oder Ziegenfelle, welche man zu Köcherdecken, zu Scheiden für Amulete (Saffis) oder zu allerlei Schmuck verbraucht. Dieſe Felle werden gewöhnlich gelb oder roth gefärbt. Gelb, mit der Wurzel, welche Mungo Park wieder entfallen war; roth, mit den gepülverten Halmen der Hirſe.

Auch in der Weberei haben es die Neger weit gebracht, obgleich die Breite ihres Gewebes nur ſehr ſchmal iſt, und daher häufiges Aneinanderſetzen der Stücke erfordert. In den Königreichen Whydah und Benin verfertigen ſie auf ihren ſehr eingeſchränkten Werkſtühlen, ſo trefliche Zeuge, die den beſten europäiſchen Waaren nichts nachgeben.

Auch ſind die Neger ſehr gute Bierbrauer. Mungo Park trank bei ihnen ſo treffliches Bier, welches er dem beſten engliſchen völlig zur Seite ſetzt. Es wird aus Korn (Holcus spicatus) gebrauet; dieſes malzt man, wie bei uns den Weizen; ſtatt des Hopfens bedient man ſich einer Wurzel von angenehmer Bitterkeit.

Das Erdreich bringt dort Salpeter hervor, hieraus verfertigen die Neger Schießpulver, das freilich dem unsrigen bis jetzt an Güte sehr nachsteht.

Unter den vier Hauptnationen, welche sich von den Mündungen des Senegal und der Gambia aus tief in das Innere verbreitet finden, nämlich den Felups, den Jalofen, den Mandigoern und den Fuliern oder Fulahs, zeichnen sich die letzteren durch Reinlichkeit, Betriebsamkeit und richtigen Verstand vorzüglich aus.

Der Fulier, schwarzgelb, von feinen Gesichtszügen und weichen längern Haaren, treibt den Ackerbau mit entschiedendster Sorgfalt. Außer dem türkischen Korne (Maiz) bauet er auch Hirse, Reis, Erbsen und andere Küchengewächse. Er hat große Pflanzungen von Baumwolle und Tabak, und zieht daneben treffliches Hornvieh, wie auch Pferde, Ziegen und Schaafe. Morgens und Abends giebt die Heerde fette Milch; doch genießen die Fulahs sie nur gesäuert, und die dicke Sahne wird in Kürbisschalen zu Butter geführt. Diese wird über dem Feuer von allen Unreinigkeiten gesäubert, und sodann in irdenen Gefäßen aufbewahrt. Die Hitze des Klimas und der Mangel an Salz sind Schuld, daß daraus kein Käse gemacht wird.

Ihre weiße Kleidung, von den Frauen aus eigener Baumwolle verfertiget, halten die Fuller ebenfalls so reinlich, wie ihre Wohnungen selbst.

Moore hat uns durch eine schöne Zeichnung ein anschaulichen Begriff von der Ordnung gegeben, wel in den Städten dieses schätzbaren Volkes herrscht *). Straßen sind weit und regelmäßig, und die Häuser, gleich nur von Thon, mit einem Strohdache gedeckt, w den von den Frauen stets sauber gehalten. Die Pall den um die Stadt, schließen sich, zum besseren Sch schieflaufend gegen einander. Innerhalb dieser er Einfassung stehet der kostbarste Anbau von Baumwo Außerhalb derselben aber, auf der einen Seite der M auf der andern hingegen hält abgezäunt das aus den n chen Weiden zu Hause getriebene Vieh sein Nachtlage In der Mitte dieser Hürde ist ein höheres Wachthaus r richtet, zum leichteren Entdecken und Verscheuchen d wilden Thiere oder der Räuber. Das Ganze umschli endlich eine dichte Einfassung von starkem stachlichten G sträuch.

Bei dieser größeren Summe der Gewerbe ist dann gleichfalls der Hausrath der Fulier reichhaltiger als bei den meisten übrigen Negern. Denn bei letzteren besteht er gewöhnlich nur in einigen hölzernen Sesseln, auch wohl einer Bank, Calebassen-Kürbissen (vom Calebassier; Crescentia Cujete L.) Töpfen, einen eisernen Kessel; Hürden zur Schlafstelle und Matten zum Deck hette.

*) M. s. das Kupfer. Erste Tafel.

Dieſer Geiſt haushältriſcher Thätigkeit und Vorſorge iſt es, wodurch die Fulahs den übrigen Negervölkern gleichſam zum Aſyl dienen. Von ihnen erhalten letztere, wenn Trägheit oder unvorhergeſehene Unglücksfälle ſie mit Mangel und Dürftigkeit ſtrafen, alle Arten von Lebensmitteln. Selbſt ſehr tief ins Innere von Afrika verbreitet, leben die Fulahs theils in größern, theils in kleinern Völkerſchaften; und obgleich ihre Regierungsform hin und wieder, wie zum Beiſpiel in Bondu, monarchiſch iſt, ſo bleibt ſie dennoch aller Orten ſehr gemäßigt, und gewinnt dadurch die Achtung aller übrigen Negernationen. Gaſtfreiheit iſt bei ihnen zu Hauſe, und nur durch die Religion Mahomets, welche ſich bei ihnen angeſiedelt hat, iſt jene gutmüthige Aufnahme des Fremden um etwas gemindert. Indeß gewinnen ſie auf der andern Seite durch dieſe fremde Religion die Enthaltſamkeit von ſtarken Getränken, und einen ordentlichen Unterricht ihrer Jugend, die von den Prieſtern in den Schulen zum Leſen und Schreiben und Erlernung des Korans angehalten werden. Bei dieſen friedlichen Eigenſchaften ſind indeß die Fulahs tapfere Vertheidiger des väterlichen Heerds, und berühmt als Jäger der Elephanten, die ihren Pflanzungen ſo großen Schaden zufügen.

Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erregte ein Fuller durch ſeine ſeltenen Gaben die Aufmerkſamkeit Englands. Job Ben Salomon, nach ſeinem Familien-Namen Jallo genannt, ein Enkel des

Oberpriesters Ibrahim, welcher die Stadt Bondu im Reiche Galam erbauet hatte, ward von seinem Vater, dem jene Würde erblich zugefallen war, nach der Gambia gesandt, um dort Papier und andere europäische Bedürfnisse gegen Sklaven einzuhandeln.

Bei der Rückkehr nach seiner Heimath überfielen ihn, gerade als er seine Waffen abgelegt hatte, Mandigoer Räuber, machten ihn zum Gefangnen, und verkauften ihn an einen Sklavenhändler, der ihn nach Maryland in Amerika führte. Die Härte seines dortigen Herrn zwang ihn zu entlaufen, und ob er gleich wieder ergriffen ward, so entdeckte man dennoch bei dieser Gelegenheit seinen Ursprung und seine unglückliche Gefangennehmung. Er ward gelinder gehalten und ein Engländer, den sein Schicksal rührte, machte ihn von seinem Herrn los und führte ihn mit sich nach London.

Hier nahmen sein schönes Ansehen, sein anständiges Betragen und seine seltnen Fähigkeiten jedermann für ihn ein. Er besaß nämlich nicht nur ein so starkes Gedächtniß, daß er den ganzen Koran bereits seit seinem 15ten Jahre auswendig wußte, und ihn in England dreimal aus dem Kopfe niederschrieb; sondern er hatte ein schnelles und richtiges Fassungsvermögen. Nach einer einzigen Zerlegung einer Taschenuhr verstand er sogleich ihren ganzen Bau sehr richtig; und ein Modell von einer Kornmühle, welches man nur einmal vor ihm zerlegte, setzte er auf das vollkommenste wieder zusammen.

Obgleich ein Mahomedaner, beurtheilte er dennoch unſere Religion mit eben ſo vieler Klugheit als Ehrfurcht. Selbſt die königliche Familie (1734) ward von ihm auf das angenehmſte unterhalten und entließ ihn mit anſehnlichen Geſchenken. Durch ſeine vielen Wohlthäter ſtieg ſein Vermögen auf 500 Pf. Sterling. Hiemit zahlte er ſein Löſegeld zurück und kam als ein bemittelter Mann, zum Erſtaunen der Fulahs, mit Ruhm und Ehre wieder zu den Seinigen, denen er, weil noch kein als Sklav verkaufter Schwarzer zurückgekehrt war, ein Wunder ſchien. Er beſchrieb ſein Schickſal ſelbſt, und Bluet ließ den Aufſatz darüber drucken.

Der Neger hat nicht blos gezeigt, daß er, wie faſt jede Nation, ſelbſt rohere Völker nicht ausgeſchloſſen, einen entſcheidenden Hang zur Dichtkunſt hege, ſondern er hat Beweiſe gegeben, daß er bei einiger Gelegenheit, ſeine ſeltenen Anlagen zur Poeſie zu entwickeln, ſich dars in dem kultivirteſten Europäer gleich ſetzen könne.

Ein Negermädgen von acht Jahren ward 1761 in Afrika geraubt und von einem Sklavenhändler nach Amerika geführt, und an Herrn J. Wheateley in Boſton verhandelt. In ſechs Monaten erlernte dies Kind, welches nach ſeinem Herrn Phillis Wheateley genannt ward, das Engliſche; fand auch bei der guten Behandlung in der Familie ihres Herrn Gelegenheit, ſich einige Fertigkeit im Lateiniſchen zu erwerben. Ihre Talente für die Dichtkunſt entwickelten ſich gleichfalls ſchnell;

1773 machte sie auf Zureden und Unterstützung ihrer Frau 38 Gedichte öffentlich bekannt. Eine Strophe aus den Gedanken über die Einbildungskraft mag zum Beweise des Genies dieser Schwarzen dienen; durch die Güte eines unsrer vorzüglichsten Dichter theile ich sie deutschen Lesern in einer schönen metrischen Uebersetzung mit.

Thoughts on Imagination.

Now here now there the roving *fancy* flies,
Till some lov'd object strikes her wandring eyes,
Whose silken fetters all the senses bind,
And soft captivity involves the mind.
Imagination! who can sing thy force
Or who describes the Swiftness of thy course?
Soaring through air to find the bright abode,
Th'empyreal palace of the thundring God,
We on thy pinions can surpass the wind
And leave the rolling Univers behind:
From star to star the mental optics rove,
Measure the skies, and range the realms above,
There in one view we grasp the mighty whole,
Or with new worlds amaze th'un bounded soul.

Hier, dorthin irrt der Flug der Phantasie,
Bis ein geliebter Gegenstand ihn hemmt
Des seidne Fesseln alle Sinne binden,
Des Fülle sanft die ganze Seel' umfaßt.

Einbildungskraft! wer ſinget deine Stärke
Und wer beſchränkt die Schnelle deines Flugs?
Die Lüfte theilſt du, ſtrebſt zum höhern Sitze,
Zum lichterfüllten Thron des Donners auf.
Auf deinem Fittig eilen wir den Winden
Zuvor, und laſſen hinter uns den Erdball.
Von Stern zu Stern ſchwärmt des Geiſtes Auge,
Mißt Himmel, und vertheilt das Wolkenreich,
Das mächt'ge Ganze faßt ein einz'ger Blick;
Der Geiſt, entfeſſelt, ſtaunt vor neuen Welten.

Eſchenburg.

Auch bei dem unkultivirten Neger ſelbſt zeigen ſich ſchätzbare Spuren dieſes dichteriſchen Geiſtes. Sie haben herumziehende Barden (Gourits), welche die Thaten der Großen oder auch das Lob und die Geſchichte eines jeden ſie intereſſirenden oder belohnenden Mannes aus dem Stegreif beſingen; und Mungo Park giebt ein ſchönes Beiſpiel des Dichtertalents und zugleich der Gutmüthigkeit des ſchönen Geſchlechts in Afrika. Als dieſer kühne Reiſende an einem ungeſtümen Abend, hungernd und von allen verlaſſen, ſich zum Uebernachten unter einen Baum zu ſetzen gezwungen ſah, erregte er das Mitleid einer vorbeigehenden Negerin. Sie führte ihn gutmüthig in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte vor ihn aus, ſetzte ihm einen gebratenen Fiſch zum Abendeſſen vor, und deutete ihm an, er könne ſich nun ohne Sorgen ſchlafen legen.

Während seines Nachtlagers führen die weiblichen Hausgenossen seiner Wohlthäterin fort, Baumwolle zu spinnen, und eine derselben sang nun folgendes Lied nach einer sanften und klagenden Melodie, wovon die übrigen die letzten Worte der Strophe als Chor begleiteten:

Die Winde sausten, der Regen fiel.
Der arme Weiße, matt und verdrossen,
Kam und setzte sich unter unsern Baum.
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt;
Keine Frau, die ihm Korn stampft.

Chor.

Beklaget den Weißen; keine Mutter hat er mehr, die ihm Milch bringt; keine Frau, die ihm Korn stampft!

Aus den früheren Zeiten verdient folgendes Zeugniß für die Fähigkeiten des schwarzen Frauenzimmers mehr bekannt zu seyn. Der General-Direktor der französisch-afrikanischen Compagnie am Senegal, Brue, fand im Jahre 1701 bei dem Negerkönige von Barrah ein seltenes schwarzes Frauenzimmer, welches man Signora Belinguera nannte. Groß und schön gebildet, dabei von den ausgezeichnetsten Geistesgaben, fesselte sie sowohl den Neger als den Europäer; damals beherrschte sie den König von Barrah. Sie redete mit großer Vollkommenheit französisch, englisch und portugiesisch, und schrieb auch diese Sprachen geläufig. In dem ge-

schmackvollsten Anzuge und in einem schönen Hause, das völlig nach europäischer Art meublirt war, empfieng sie den General Drue. In gleichem Styl fand er das Mittagsmahl; aber während daß die Gäste sich sowohl den Palmwein als den Punsch nur zu sehr schmecken liessen, genoß sie selbst fast nur Wasser und unterhielt die Tafel auf eine so interessante Art, daß der Franzose gesteht, man sey sehr glücklich gewesen, wenn man sich durch einige Geschenke von diesem gefährlichen Frauenzimmer habe losreißen können.

Für die ernsthaften Wissenschaften sind in den uns näherliegenden Jahren besonders zwei Neger als vorzügliche Köpfe berühmt worden. Banneker, ein Freier Neger in Amerika, studirte in den wenigen Stunden, die ihm sein Acker frei ließ, Fergusons und unsers Tobias Mayers astronomische Werke, und ward bald ein vorzüglicher Mann in der Sternkunde; er gab Proben davon in dem von ihm herausgegebenen Kalender. Fuller zeigte selbst noch in seinem siebenzigsten Jahre eine erstaunliche Fertigkeit im Kopfe zu rechnen, worin überhaupt die Neger in ihrem Vaterlande den weißen Handelsbedienten Bewunderung abzwingen. In einer halben Minute beantwortete er die Frage, wie viel Sekunden ein Mann von 70 Jahren 17 Tagen und 12 Stunden durchlebt hätte, durch die Zahl 2210 Millionen 500800. Und da einer der Gesellschaft, der diese Aufgabe auf dem Papier nachgerechnet hatte, behauptete, es

habe Unrecht; antwortete Fuller, Massa (Herr) ihr habt nicht gehörig auf die Schaltjahre acht gehabt; da es sich dann nach gehöriger Berichtigung fand, daß die Rechnung des Negers genau mit der Wahrheit zutreffe.

Wir haben Neger gehabt, welche wegen ihrer Talente in die Akademie der Wissenschaften zu Paris aufgenommen wurden; andere kennt man als vorzügliche Aerzte, Musiker, Prediger, Ingenieure, Doktoren der Weltweisheit und vorzügliche Schriftsteller; von letztern sind vor kurzem Sancho und Vassa in England berühmt worden.

Treffliche Anlagen zur Kultur sind also den Schwarzen mit den Weißen gemein. Allein unter jenem brennenden Himmel wird sich der glücklichste Keim der Geisteskraft nie zu großen Arbeiten und Unternehmungen von daurendem Anhalten erheben. Keinen Cäsar oder Neuton, keinen Peter I. oder Leibnitz, wird das innere Afrika hervorgehen lassen.

Dem Neger, gleichgültig gemacht durch die steten Schönheiten, die sein Klima Jahr aus Jahr ein in schwelgerischer Mannigfaltigkeit seinen Sinnen vorhält, ists genug im Schatten der hohen Palme die milde Luft einzuathmen, und beim Dampfen seiner Pfeife nach geringer Anstrengung ein mäßiges Mahl mit seinen Weibern zu theilen.

So wie aber plötzliche Wetter, furchtbare Orkane einen schwülen Himmel bestürmen, so überwältigt die

innere Glut wilder Leidenschaft oftmals jenen Hauptzug aller Neger, die Indolenz.

Eitelkeit, Stolz, Weiberliebe und Rache, treiben ihn zu der fühlloseſten Grauſamkeit; auch iſt der Geiz ihm nicht fremd.

Seine ſchönere Seite, und dieſe mag hier vorangehen, zeigt aber dagegen: unzertrennliche Freundſchaft, hohe Redlichkeit, kindliche Liebe und wahren Edelmuth.

Zwei Neger, innigſte Freunde von männlichen Jahren und edelſtem Anſtande, brachte man aus dem innern Afrika auf den Sklavenmarkt in St. Cruz auf Cuba. Als der Sklavenhändler ſie zum Verkauf vorführte, fielen ſie vor ihm nieder, umfaßten ſeine Knie und baten flehentlich um die einzige, leicht zu bewilligende Gnade, in ihrer Sklaverei nicht getrennt zu werden, unter ein und demſelben Herrn ſich in ihren Ketten zu tröſten. Abgeſtumpft gegen jedes menſchliche Gefühl folgte der Kaufmann nur der gewohnten Stimme des Wuchers, und die beiden Freunde wurden verſchiedenen Herren zu Theil. Tief erſchüttert über dieſe kalte Grauſamkeit, hörten ſie dennoch ihr Schickſal mit ruhiger Ergebung an, nur baten ſie um die Erlaubniß, ungeſtört ſich auf einige Augenblicke zum letztenmale unterhalten zu dürfen. Mit innigſter Wärme umarmten ſie ſich; ſchieden mit ruhiger Ergebung; wurden jeder zu ſeinem neuen Herrn abgeführt, und genau nach ſieben Tagen fand man jeden an einem Baume erhangen!

Als 1733 die schwarzen Sklaven auf der dänischen Insel St. Jan in Aufruhr waren, verzweifelten die Weißen an ihrer Erhaltung. Einer von diesen Pflanzern reichte bereits, um wenigstens nicht von fremden Händen zu sterben, einem seiner eigenen Sklaven die Flinte, mit der Bitte, ihn selbst zu erschießen, nur seiner Frau und Kinder zu schonen. „Nein, Herr, antwortete der treue „Neger, ich werde dich nicht tödten, noch soll irgend ein „anderer dies wagen, bevor man mir nicht selbst mein „Leben wird genommen haben."

Quaschi war als Kind in Afrika geraubt, und nach einer Pflanzung auf St. Christoph, verkauft. Sein Herr fand den Negerknaben eben so vorzüglich von Herzen als von Kopfe, und ließ ihn daher mit seinem eigenen Sohne erziehen. Als Gespiel seines künftigen Herrn wuchs nun Quaschi auf; beide liebten sich wie Brüder; allein der Sohn des Herrn war von zwar rechtschaffnem aber heftigem und strengem Charakter. Gleich nach dem Tode des Vaters vertraute er dem Quaschi die Oberaufsicht über die übrigen Schwarzen, und diese ehrten ihn als einen gerechten Mann, dem aber der Nutzen seines Herrn sehr am Herzen lag. Indeß ließ er, aller Sorgfalt ungeachtet, sich einstens einer Fahrlässigkeit im Dienste zu Schulden kommen, und da ihm die Strenge seines Herrn bekannt war, so fürchtete er die Bestrafung desto lebhafter, je tadelfreier und geachteter er bis jetzt gewesen war.

Die Negersklaven setzen einen sehr hohen Werth darin, ihre Haut nicht durch die entehrende Sklavengeissel geschändet zu sehen. Ein sonst von seinem Herrn geschätzter Sklav sucht deshalb bei einem ersten Versehen, welches ihn dergleichen bleibenden Merkmahlen der Schande aussetzt, durch Fürsprache von einem Freunde des Herrn, sich dieser zu entziehen.

Quaschi hatte sich, bei der Kenntniß von der Strenge seines Herrn, heimlich entfernt, um einen solchen Fürsprecher für sich aufzusuchen. Gerade als er sich zu Abends aus seinem Zufluchtsorte hervorwagte, stieß er durch ein unglückliches Ungefähr auf seinen, die Plantage durchgehenden, Herrn. Der unerwartete Anblick des Entflohenen, und der Verdruß ihn so lange unbestraft zu wissen, spornte ihn, den fliehenden Quaschi bald einzuholen. Allein das Gefühl der Unschuld und die Furcht vor unverdienter bleibender Entehrung flößten diesem Kraft zu dem heftigsten Widerstand ein. Beide, nervigte junge Männer, kämpften mit gröster Anstrengung; nur die Verzweiflung des Sklaven behielt die Oberhand. Der Herr stürzte ächzend unter ihm zu Boden. Quaschi setzte ihm das Knie auf die Brust, hielt mit einer Hand dessen Arme fest, während daß er mit der andern ein groses Messer hervorzog.

„Massa (Herr) rief er, ich bin mit euch von Kindes„beinen aufgewachsen, ich war euer Spielbruder und „liebte euch mehr als mich selbst. Jetzt bin ich unschul-

„dig; ja, wäre ich selbst schuldig, so hätte ich stets Recht „auf eure Freundschaft rechnen zu dürfen. Dennoch „habt ihr mich zu einer schmählichen, mich auf immer „entehrenden Strafe verdammt. Nur auf die Art will „ich ihr entgehen.“ Bei diesen Worten zog er sich selbst das Messer durch die Kehle, und sank in seinem Blute auf den unter ihm zitternden, erstaunten Tyrannen!

Mit Unrecht beschuldigt man den Neger der Gefühllosigkeit gegen die Eltern. Schlage mich, nur schimpfe meine Mutter nicht, war längst in Afrika ein geltender Spruch, und dem Mungo Park zufolge ist es die größte Beleidigung für den Sohn, wenn man von seiner Mutter schlecht spricht.

Folgender Zug kindlicher Liebe verdiente sicher eben so sehr ein eigenes Schauspiel, als der Honnête Criminel des Sedaine.

Ein Agraffi Neger am Flusse Volta war durch Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst noch übrig. Aus Vaterliebe wählte er das letzte, und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sklavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Abreise nach Westindien, als sein Sohn, tief gerührt über das Schicksal seines Vaters, den Entschluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreien. Er kam nebst mehreren seiner Familie zu dem Schiffe, mit dem Verlangen, einen bejahrten Skla-

ven gegen einen jüngern umzutauschen. Der Anblick eines schönen, stark gebaueten Negers bewirkte die schnellste Einwilligung des Tausches. Als nun aber dieser Sohn den Vater in Ketten vorführen sahe, welch eine Scene! Er stürzte ihm in die Arme, weinte Freudenthränen ihn retten zu können, ließ sich für ihn in die Eisen schlagen und blickte mit unglaublicher Genugthuung und Heiterkeit auf die Seinigen hin. Wer ward bei diesem erhabenen Schauspiele nicht gerührt? Nur der rohe Menschenhändler blieb ohne weitere Theilnahme und frohlockte über den wuchervollen Tausch. Aber der brave Isert, der Erzähler und Augenzeuge dieser Scene, ertrug sie nicht unthätig. Er zeigte diese erhabene Handlung dem Gouverneur der dortigen dänischen Besitzungen an; warum schenkte er uns nicht dessen Namen? Denn der würdige Mann, durchdrungen von Menschenliebe, vermittelte sofort gleichfalls die Befreiung des Sohnes, und so erndtete dieser durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland, in Gesellschaft seines Vaters und seiner übrigen Familie, den Lohn der edelsten That.

Auch von brüderlicher Liebe finden sich unter den Negern schöne Beispiele.

Bei den Zügen, welche der Cap. Stedmann gegen die rebellischen Neger im Innern der Colonie von Suriname vornahm, ward ein Anführer der sogenannten Neger-Jäger, Valentin, durch einen Schuß von den Maron-Negern (Rebellen) zu Boden gestreckt. Ein

Bruder, Avantage, warf ſich mit den lebhafteſten Gefühlen des Schmertzens neben ihn nieder, ſog das Blut aus der Wunde, ſchwur den feierlichſten Eid, den Tod zu rächen und endigte dieſe Scene mit den Worten: „Wenn ich dies mit meinem Tode werde beſiegelt haben, „dann hoffe ich dich, geliebter Bruder, in einer glücklichern Welt wieder zu ſehen.“

Für die unerſchütterliche Redlichkeit eines Negers gegen ſeinen Gaſt bürget folgende Geſchichte. Im Jahre 1752 ſahe ſich der Engländer Murrai, ein Arzt eines Sklavenſchiffes, gezwungen krankheitshalber auf der Küſte von Behin bei einem Neger allein zurück zu bleiben. Bald darauf landete dort ein holländiſcher Sklavenhändler. Mehrere freie Neger beſuchten das Schiff aus Neugierde und wurden auf die treuloſeſte Weiſe von den Holländern in Ketten gelegt. Die Anverwandten dieſer niedrig Betrogenen erhuben die lauteſten Klagen, rannten, da ſie ſich nicht an den Holländern rächen konnten; wüthend zu dem Hauſe des Wirths des Engländers und forderten, er ſolle ihrer Rache den Weißen preis geben, weil die Weißen ihre Brüder geraubt hätten. Murrais Hauswirth antwortete ihnen mit entſchiedenſter Feſtigkeit: „Tödtet die ſchuldigen Weißen, der meinige iſt ein bra„ver Mann, mein Haus iſt ſeine Feſtung, und ich ſelbſt „ſein Verfechter. Nur erſt, wenn ihr mich ſelbſt werdet „getödtet haben, könnt ihr ihn umbringen. Denn, „Freunde, ſagt mir, wer von euch würde je bei mir wie-

„der einkehren, wenn mein Haus von dem Blute eines „Unschuldigen befleckt würde?“

Die Neger fühlten sich beschämt und behandelten nachher den englischen Arzt mit vieler Gutherzigkeit.

Von dem Edelsinne der Neger giebt es indes schwerlich ein erhabeneres Beispiel, das zugleich den Contrast zwischen ihnen und den wilden, bigotten Mauren so auffallend darstellt, als folgende von Mungo Park bewährt gefundene Geschichte.

Almami Abdulkader, König von Futa Torre, einem westlich von Bondu gelegenen Lande, liess, als heftiger Zelote für die Ausbreitung des Glaubens Mahomets, den Donnel, König der heidnischen Dschalloffen feierlich auffordern, die mahomedanische Religion anzunehmen. Die hiezu gewählten Gesandten trugen zwei grosse Messer an hohen Stangen und legten sie mit folgender Anrede an den Donnel vor ihm nieder:

„Mit diesem Messer wird Abdulkader dem Könige Donnel selbst das Haupt scheeren, wenn er sich entschliesst, den Glauben Mahomeds anzunehmen, aber mit diesem zweiten Messer wird er ihm dagegen die Kehle abschneiden, wenn er sich dessen weigert; jetzt wähle!“

Donnel antwortete mit ruhiger Entschlossenheit, er bedürfe keiner Wahl; er wolle sich weder das Haupt scheeren, noch die Kehle abschneiden lassen. Nach dieser Antwort wurden die Gesandten auf das höflichste entlas-

fen. Abdulkader fiel hierauf mit einem mächtigen Heere in Donnels Länder ein. Die Bewohner der Städte und Dörfer verschütteten bei seiner Annäherung durchgehends die Brunnen, vernichteten ihre Vorräthe und flüchteten mit dem Rest ihrer Habseligkeiten. Hiedurch ward Abdulkader stets weiter in das feindliche Land hinein gelockt, und wenn er gleich keinen Widerstand antraf, so rieb dennoch der Wassermangel einen grosen Theil seiner Mannschaft auf. Er sah sich gezwungen, seinen Weg nach einem Wasserplatze im Innern der Wälder zu nehmen; hier löschten seine Leute den Durst und legten sich, von Mattigkeit überwältigt, sorglos zum Schlafen nieder. In dieser Verfassung überfiel sie Donnel und schlug sie gänzlich. Viele wurden schlafend niedergemacht, viele von den Pferden zertreten, viele als Gefangene fortgeführt. Dies Schicksal traf Abdulkader selbst. Dieser fanatische stolze Fürst, der nur vor wenigen Monaten Donnel so trotzig bedrohet hatte, sahe sich jetzt zu der traurigen Lage erniedrigt, von seinem insolent behandelten Feinde den Lohn seines Frevels erwarten zu müssen. Als der königliche Gefangene in Ketten vor den Donnel gebracht und auf die Erde geworfen ward, setzte dieser ihm nicht nach Gebrauch den Fus auf den Nacken, sondern redete mit Gelassenheit ihn folgendermaßen an. „Abdulkader, wenn das Kriegs„glück mich in deine jetzige Lage versetzt hätte, und dich „in die meinige, wie würdest du mit mir verfahren seyn?

„Ich hätte, sagte mit Unerschrockenheit der fanatische „boshafte Maure, dir meinen Speer ins Herz gestoßen, „und ich weiß, daß mich jetzt eben dies Schicksal erwar„tet. — Nicht also, erwiederte der edle Neger; mein Speer „ist roth genug von dem Blute deiner unglücklichen, im „Gefecht gebliebenen Unterthanen; ich könnte es nicht „höher färben, wenn ich es auch noch in das deinige „tauchte. Aber hiedurch würden weder meine Städte „wieder erbauet, noch die Tausende wieder ins Leben zu„rück gerufen, welche in den Wäldern fielen. Ich will „dich also nicht mit kaltem Blute tödten; ich will dich „so lange bei mir als Sklaven zurück behalten, bis ich „ersehe, daß deine Rückkehr in dein Reich keinem deiner „Nachbarn weiter gefährlich ist.“ Abdulkader ar„beitete demnach einige Monate als Sklave; sodann ließ sich Dannel von dessen Unterthanen erbitten, und gab ihnen den König wieder zurück. Die Barden der Neger (Gourits) feierten diese edle That in mehreren der dor„tigen Länder durch eigne Lieder.

Jetzt zu den unvortheilhaften Parthien im Charakter der Neger; zu der Kehrseite der Medaille. Zuvor nur eine allgemeine Bemerkung über das Menschengeschlecht überhaupt.

Seit den grauesten Zeiten der Welt setzten selbst die sogenannten civilisirten Nationen fast allgemein den höchsten Werth auf den Kampf um die Oberherrschaft; der höchste Gipfel des Ruhms waren ihnen die Proben der

Als 1733 die schwarzen Sklaven auf der dänischen Insel St. Jan in Aufruhr waren, verzweifelten die Weißen an ihrer Erhaltung. Einer von diesen Pflanzern reichte bereits, um wenigstens nicht von fremden Händen zu sterben, einem seiner eigenen Sklaven die Flinte, mit der Bitte, ihn selbst zu erschießen, nur seiner Frau und Kinder zu schonen. „Nein, Herr, antwortete der treue „Neger, ich werde dich nicht tödten, noch soll irgend ein „anderer dies wagen, bevor man mir nicht selbst mein „Leben wird genommen haben."

Quaschi war als Kind in Afrika geraubt, und nach einer Pflanzung auf St. Christoph, verkauft. Sein Herr fand den Negerknaben eben so vorzüglich von Herzen als von Kopfe, und ließ ihn daher mit seinem eigenen Sohne erziehen. Als Gespiel seines künftigen Herrn wuchs nun Quaschi auf; beide liebten sich wie Brüder; allein der Sohn des Herrn war von zwar rechtschaffnem aber heftigem und strengem Charakter. Gleich nach dem Tode des Vaters vertraute er dem Quaschi die Oberaufsicht über die übrigen Schwarzen, und diese ehrten ihn als einen gerechten Mann, dem aber der Nutzen seines Herrn sehr am Herzen lag. Indeß ließ er, aller Sorgfalt ungeachtet, sich einstens einer Fahrlässigkeit im Dienste zu Schulden kommen, und da ihm die Strenge seines Herrn bekannt war, so fürchtete er die Bestrafung desto lebhafter, je tadelfreier und geachteter er bis jetzt gewesen war.

Die Negersklaven ſetzen einen ſehr hohen Werth darin, ihre Haut nicht durch die entehrende Sklavengeiſſel geſchändet zu ſehen. Ein ſonſt von ſeinem Herrn geſchätzter Sklav ſucht deshalb bei einem erſten Verſehen, welches ihn dergleichen bleibenden Merkmahlen der Schande ausſetzt, durch Fürſprache von einem Freunde des Herrn, ſich dieſer zu entziehen.

Quaſchi hatte ſich, bei der Kenntniß von der Strenge ſeines Herrn, heimlich entfernt, um einen ſolchen Fürſprecher für ſich aufzuſuchen. Gerade als er ſich zu Abends aus ſeinem Zufluchtsorte hervorwagte, ſtieß er durch ein unglückliches Ungefähr auf ſeinen, die Plantage durchgehenden, Herrn. Der unerwartete Anblick des Entflohenen, und der Verdruß ihn ſo lange unbeſtraft zu wiſſen, ſpornte ihn, den fliehenden Quaſchi bald einzuholen. Allein das Gefühl der Unſchuld und die Furcht vor unverdienter bleibender Entehrung flößten dieſem Kraft zu dem heftigſten Widerſtand ein. Beide, nervigte junge Männer, kämpften mit gröſter Anſtrengung; nur die Verzweiflung des Sklaven behielt die Oberhand. Der Herr ſtürzte ächzend unter ihm zu Boden. Quaſchi ſetzte ihm das Knie auf die Bruſt, hielt mit einer Hand deſſen Arme feſt, während daß er mit der andern ein groſſes Meſſer hervorzog.

„Maſſa (Herr) rief er, ich bin mit euch von Kindes„beinen aufgewachſen, ich war euer Spielbruder und „liebte euch mehr als mich ſelbſt. Jetzt bin ich unſchul-

„dig; ja, wäre ich selbst schuldig, so hätte ich stets Recht „auf eure Freundschaft rechnen zu dürfen. Dennoch „habt ihr mich zu einer schmählichen, mich auf immer „entehrenden Strafe verdammt. Nur auf die Art will „ich ihr entgehen.“ Bei diesen Worten zog er sich selbst das Messer durch die Kehle, und sank in seinem Blute auf den unter ihm zitternden, erstaunten Tyrannen!

Mit Unrecht beschuldigt man den Neger der Gefühllosigkeit gegen die Eltern. Schlage mich, nur schimpfe meine Mutter nicht, war längst in Afrika ein geltender Spruch, und dem Mungo Park zufolge ist es die größte Beleidigung für den Sohn, wenn man von seiner Mutter schlecht spricht.

Folgender Zug kindlicher Liebe verdiente sicher eben so sehr ein eigenes Schauspiel, als der Honnête Criminel des Sedaine.

Ein Agraffi Neger am Flusse Volta war durch Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst noch übrig. Aus Vaterliebe wählte er das letzte, und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sklavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Abreise nach Westindien, als sein Sohn, tief gerührt über das Schicksal seines Vaters, den Entschluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreien. Er kam nebst mehreren seiner Familie zu dem Schiffe, mit dem Verlangen, einen bejahrten Skla-

ven gegen einen jüngern umzutauschen. Der Anblick eines schönen, stark gebaueten Negers bewirkte die schnellste Einwilligung des Tausches. Als nun aber dieser Sohn den Vater in Ketten vorführen sahe, welch eine Scene! Er stürzte ihm in die Arme, weinte Freudenthränen ihn retten zu können, ließ sich für ihn in die Eisen schlagen und blickte mit unglaublicher Genugthuung und Heiterkeit auf die Seinigen hin. Wer ward bei diesem erhabenen Schauspiele nicht gerührt? Nur der rohe Menschenhändler blieb ohne weitere Theilnahme und frohlockte über den wuchervollen Tausch. Aber der brave Isert, der Erzähler und Augenzeuge dieser Scene, ertrug sie nicht unthätig. Er zeigte diese erhabene Handlung dem Gouverneur der dortigen dänischen Besitzungen an; warum schenkte er uns nicht dessen Namen? Denn der würdige Mann, durchdrungen von Menschenliebe, vermittelte sofort gleichfalls die Befreiung des Sohnes, und so erndtete dieser durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland, in Gesellschaft seines Vaters und seiner übrigen Familie, den Lohn der edelsten That.

Auch von brüderlicher Liebe finden sich unter den Negern schöne Beispiele.

Bei den Zügen, welche der Cap. Stedmann gegen die rebellischen Neger im Innern der Colonie von Suriname vornahm, ward ein Anführer der sogenannten Neger-Jäger, Valentin, durch einen Schuß von den Maron-Negern (Rebellen) zu Boden gestreckt. Ein

Bruder, Avantage, warf sich mit den lebhaftesten Gefühlen des Schmerzens neben ihn nieder, sog das Blut aus der Wunde, schwur den feierlichsten Eid, den Tod zu rächen und endigte diese Scene mit den Worten: „Wenn ich dies mit meinem Tode werde besiegelt haben, „dann hoffe ich dich, geliebter Bruder, in einer glücklichern Welt wieder zu sehen.“

Für die unerschütterliche Redlichkeit eines Negers gegen seinen Gast bürget folgende Geschichte. Im Jahre 1752 sahe sich der Engländer Murrai, ein Arzt eines Sklavenschiffes, gezwungen krankheitshalber auf der Küste von Benin bei einem Neger allein zurück zu bleiben. Bald darauf landete dort ein holländischer Sklavenhändler. Mehrere freie Neger besuchten das Schiff aus Neugierde und wurden auf die treulofeste Weise von den Holländern in Ketten gelegt. Die Anverwandten dieser niedrig Betrogenen erhuben die lautesten Klagen, rannten, da sie sich nicht an den Holländern rächen konnten, wüthend zu dem Hause des Wirths des Engländers und forderten, er solle ihrer Rache den Weißen preis geben, weil die Weißen ihre Brüder geraubt hätten. Murrais Hauswirth antwortete ihnen mit entschiedenster Festigkeit: „Tödtet die schuldigen Weißen, der meinige ist ein bra„ver Mann, mein Haus ist seine Festung, und ich selbst „sein Verfechter. Nur erst, wenn ihr mich selbst werdet „getödtet haben, könnt ihr ihn umbringen. Denn, „Freunde, sagt mir, wer von euch würde je bei mir wie-

„der einkehren, wenn mein Haus von dem Blute eines „Unschuldigen befleckt würde?“

Die Neger fühlten sich beschämt und behandelten nachher den englischen Arzt mit vieler Gutherzigkeit.

Von dem Edelsinne der Neger giebt es indes schwerlich ein erhabeneres Beispiel, das zugleich den Contrast zwischen ihnen und den wilden, bigotten Mauren so auffallend darstellt, als folgende von Mungo Park bewährt gefundene Geschichte.

Almami Abdulkader, König von Futa Torre, einem westlich von Bondu gelegenen Lande, liess, als heftiger Zelote für die Ausbreitung des Glaubens Mahomets, den Donnel, König der heidnischen Dschaloffen feierlich auffordern, die mahomedanische Religion anzunehmen. Die hiezu gewählten Gesandten trugen zwei grosse Messer an hohen Stangen und legten sie mit folgender Anrede an den Donnel vor ihm nieder:

„Mit diesem Messer wird Abdulkader dem Könige Donnel selbst das Haupt scheeren, wenn er sich entschliesst, den Glauben Mahomeds anzunehmen, aber mit diesem zweiten Messer wird er ihm dagegen die Kehle abschneiden, wenn er sich dessen weigert; jetzt wähle!“

Donnel antwortete mit ruhiger Entschlossenheit, er bedürfe keiner Wahl; er wolle sich weder das Haupt scheeren, noch die Kehle abschneiden lassen. Nach dieser Antwort wurden die Gesandten auf das höflichste entlas-

ſen. Abdulkader fiel hierauf mit einem mächtigen Heere in Donnels Länder ein. Die Bewohner der Städte und Dörfer verſchütteten bei ſeiner Annäherung durchgehends die Brunnen, vernichteten ihre Vorräthe und flüchteten mit dem Reſt ihrer Habſeligkeiten. Hiedurch ward Abdulkader ſtets weiter in das feindliche Land hinein gelockt, und wenn er gleich keinen Widerſtand antraf, ſo rieb dennoch der Waſſermangel einen groſſen Theil ſeiner Mannſchaft auf. Er ſah ſich gezwungen, ſeinen Weg nach einem Waſſerplatze im Innern der Wälder zu nehmen; hier löſchten ſeine Leute den Durſt und legten ſich, von Mattigkeit überwältigt, ſorglos zum Schlafen nieder. In dieſer Verfaſſung überfiel ſie Donnel und ſchlug ſie gänzlich. Viele wurden ſchlafend niedergemacht, viele von den Pferden zertreten, viele als Gefangene fortgeführt. Dies Schickſal traf Abdulkader ſelbſt. Dieſer fanatiſche ſtolze Fürſt, der nur vor wenigen Monaten Donnel ſo trotzig bedrohet hatte, ſahe ſich jetzt zu der traurigen Lage erniedrigt, von ſeinem inſolent behandelten Feinde den Lohn ſeines Frevels erwarten zu müſſen. Als der königliche Gefangene in Ketten vor den Donnel gebracht und auf die Erde geworfen ward, ſetzte dieſer ihm nicht nach Gebrauch den Fuß auf den Nacken, ſondern redete mit Gelaſſenheit ihn folgendermaßen an. „Abdulkader, wenn das Kriegs„glück mich in deine jetzige Lage verſetzt hätte, und dich „in die meinige, wie würdeſt du mit mir verfahren ſeyn?

„Ich hätte, sagte mit Unerschrockenheit der fanatische „boshafte Maure, dir meinen Speer ins Herz gestoßen, „und ich weiß, daß mich jetzt eben dies Schicksal erwar„tet. — Nicht also, erwiederte der edle Neger; mein Speer „ist roth genug von dem Blute deiner unglücklichen, im „Gefecht gebliebenen Unterthanen; ich könnte es nicht „höher färben, wenn ich es auch noch in das deinige „tauchte. Aber hiedurch würden weder meine Städte „wieder erbauet, noch die Tausende wieder ins Leben zu„rück gerufen, welche in den Wäldern fielen. Ich will „dich also nicht mit kaltem Blute tödten; ich will dich „so lange bei mir als Sklaven zurück behalten, bis ich „ersehe, daß deine Rückkehr in dein Reich keinem deiner „Nachbarn weiter gefährlich ist.“ Abdulkader ar„beitete demnach einige Monate als Sklave; sodann ließ sich Dannel von dessen Unterthanen erbitten, und gab ihnen den König wieder zurück. Die Barden der Neger (Gourits) feierten diese edle That in mehreren der dortigen Länder durch eigne Lieder.

Jetzt zu den unvortheilhaften Parthien im Charakter der Neger; zu der Kehrseite der Medaille. Zuvor nur eine allgemeine Bemerkung über das Menschengeschlecht überhaupt.

Seit den grauesten Zeiten der Welt setzten selbst die sogenannten civilisirten Nationen fast allgemein den höchsten Werth auf den Kampf um die Oberherrschaft; der höchste Gipfel des Ruhms waren ihnen die Proben der

Macht und Stärke, angewandt zum Unterdrücken des Gegners. Dieser furchtbare Instinkt des Mordens und der Zerstörung, setzte den ohnmächtigen Cambyses, bei seinem wüthenden Bekriegen der friedlichen Ethiopier, in die Nothwendigkeit, seine eigene Mannschaft zu verzehren; machte den vor Ehrsucht wahnsinnigen Schüler des großen Aristoteles zum Verwüster von Indien; ließ die Räubertepublik der Römer die entferntesten ruhigsten Völker ins Sklaven-Joch schmieden; verheerte durch Attila, die Geißel Gottes, die halbe bekannte Erde; zertrümmerte durch die rohen Gothen und Vandalen selbst das stolze Rom. Durch diesen Trieb vernichteten die Mantcheons das chinesische Reich; Nadir Schach, den glänzenden Thron der Mogolen; die ältern Franzosen verwüsteten durch ihn zu mehrerenmalen Italien, raubten ihren deutschen Nachbarn bald mit Trug, bald mit Gewalt treffliche Provinzen, und jetzt war der Abschied, der letzte Handdruck des scheidenden Jahrhunderts, Morden, Verwüsten und Unterjochen; ja sein so eben bekannt gemachtes Vermächtniß besteht in einem fürchterlichen, perspectivischen Gemählde von unabsehlichem Unglücke für die Zukunft.

Dies war also der erheiternde Abriß der glorreichen Thaten, wodurch das erhabene Wesen, der Mensch, sich auszeichnete, und, unbeschadet seiner großen Perfektibilität, seines mächtigen Fortschreitens in der Geistesentwickelung, wandelt er auf diesem grüßlichen

Pfade über Leichen und Zerstörung rasch der Ewigkeit hinzu.

Wenn es nach vielen Jahrtausenden dereinst möglich wäre, unser Geschlecht so weit gediehen zu sehen, daß es die unter sich entstehenden Zwistigkeiten nur durch Vernunftgründe mit einander ausglichе, und seinen höchsten Ruhm darin setzte, worin er nur allein wirklich besteht, nämlich im Erhalten des Menschen, und im weisen Benutzen der unzählichen Wohlthaten der Natur; wenn sodann unsere Nachkömmlinge die Annalen der Thaten ihrer Vorfahren aufschlügen, und nun unsere sechstausendjährige Periode mit dem Brudermorde Abels eröfnet und so bis zur empörenden Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten hinablaufen sähen, was könnte wohl hiebei ihre erste Beobachtung seyn? „Die Menschen das„maliger Zeiten, würden sie sich sagen, müssen entweder „so übermäßig reich an Individuen gewesen seyn, daß sie „nirgend mehr auf der bewohnbaren Erdoberfläche durch „ungestörte Anwendung ihrer Kräfte hinreichende Nah„rung und ruhigen Unterhalt erzielen konnten, und da„her gezwungen waren, sich einander aufzureiben, oder „ihre Leidenschaften beraubten sie durchaus ihrer gesunden „Vernunft. Und dieser Mangel an Menschenverstand „muß bei ihnen nicht blos temporair gewesen seyn; man „muß ihn eben wegen seiner Dauer für eine Hauptneigen„schaft der menschlichen Natur angesehen haben, um „diese Erinnerungen systematisch zu machen, sie als etwas

„Erhabenes anzusehen, und ihnen den Schein der Ver„nunft selbst zu leihen, auch sie sogar mit der Religion, „dieser wohlthätigen Tochter der Gottheit, zu vereinigen. „Wir können daher dem höchsten Wesen nicht genug Dank „sagen, daß wir Gegenwärtigen, aus so wahnsinnigen, „bösen Voreltern entsprungen, endlich von der fürchter„lichen Hirnkrankheit geheilet, dem großen Zwecke des „Schöpfers folgen und ruhig seine Wohlthaten genießen."

Diese Betrachtung diene dann aber zugleich zur kräftigsten Entschuldigung der Unthaten der Neger. Erlaubte sich der kultivirte Mensch aller Zeiten, nur mit sehr kurzen Pausen, so furchtbare Ausbrüche seiner Leidenschaften; erhob er sogar das Verbrechen gegen den Staat und gegen den Menschenverstand, den Zweikampf, den der verruchteste Bösewicht oftmals allem Rechte und aller Billigkeit zuwider triumphirend besteht, zu einer Ehrensache, so dient dem Schwarzen, alles Widerspruchs seiner Farbe ungeachtet, die ihm eigene Grausamkeit, und die schaudererregende Kälte, mit welcher er seine Mitbrüder würgt oder in Ketten schmiedet, zu einem der unläugbarsten Beweise, daß er mit dem edlen Weißen von ein und demselben Stamme ist.

Für die Wahrheit dieser genauesten Verwandschaft mögen die folgenden Beispiele aus der Geschichte der Neger bürgen. Reichen sie auch nicht an die Christenverbrennungen unter den Römern, noch auch an die Greuel der Bartholomäus-Nacht, und noch weniger an die hei-

ſigen Mitrailladen und Nanteſer Hochzeiten hinan, ſo erſetzen ſie dies leider reichlich genug dadurch, daß mehrere derſelben bei vielen Negervölkern gleichſam periodiſch eintreten; dahingegen jene Schreckensſcenen in Europa ſich nur ſehr ſelten ereignen; unſtreitig ein Hauptwerth der allgemeiner werdenden Kultur.

Eitelkeit, Stolz und Habſucht erzeugt unter den Negern, wie unter den Weißen, Fehde und Blutvergießen.

Unter zwei kleinen Negerkönigen erregte eine europäiſche Grenadiermütze eine blutige Fehde. Jede der vornehmſten Gemahlinnen wollte ſich dadurch auszeichnen, und beide Majeſtäten vergoſſen deshalb das Blut ihrer unſchuldigen Unterthanen.

Auf ähnliche Art gab der Vorzug, bei feierlichen Gelegenheiten und auf den Schiffen der Sklavenhändler Schuhe tragen zu dürfen, zwiſchen zweien ſolcher Königlein einen zweijährigen Krieg. Und ſo unbedeutend dieſe Majeſtäten auch waren, da oftmals ihre ganze Macht nur aus einigen hundert elend bewafneten Negern beſteht, ſo fragte doch einer derſelben, ob nicht ſeine Größe am Hofe Ludwigs XV. viel Aufſehens erregen?

Dieſe Sucht zu glänzen, äußert ſich oftmals auf die lächerlichſte Weiſe. Auf einem Oſtindienfahrer, welcher in Madagaskar anlegte, ſahe ein dortiger Negerfürſt zufällig einen nach Indien gehenden engliſchen Richter (Judge) in ſeiner großen Rechtsgelehrten Perücke. Sogleich verlangte er auf das ungeſtümſte dieſe Perücke,

Als man den Ruhber nicht bewegen konnte, dem Fürsten zu willfahren, half ein verschlagener Matrose dem deshalb besorgten Schiffskapitain aus der Noth. Er zerschnitte, oder zerfaserte vielmehr, alte Schiffstaue; kräuselte und verwebte diesen Hanf, und bildete daraus etwas, einer ungeheuren Perücke ähnliches. Diesen ungestalteten Kopfputz bot man Sr. Majestät dar. Der König, vor Freuden außer sich, berief sein ganzes Volk, um bei der Einweihung, bei dem ersten Aufsetzen der Hanfperücke, gegenwärtig zu seyn. Man denke sich einen fast nackten Schwarzen, nur etwa mit hochrothen Pagnen, die Arme und Beine mit silbernen und metallenen Armbändern und Corallen, in den Ohren große güldene Ringe und hiebei diese Wolkenperücke aus dünnen Bindfäden! Dennoch jubelte das Volk vor Erstaunen über den so ausstaffirten Monarchen.

Fast alle Negerfürsten haben durchaus keinen Sinn für das, wofür sie wirklich da sind, nämlich für das Beglücken ihrer Unterthanen. Alles, was sie umgiebt, ist für ihre Laune geschaffen; alles, bis auf den ersten Minister, ist verkäuflicher Sklav; ja das Blut des freien Unterthanen fließt oftmals blos deswegen, weil es der Despot will.

Diese entsetzliche Regierungsform ist unendlich alt, und, sonderbar genug, sie besteht neben angränzenden republikanischen Verfassungen.

Die Europäer haben unleugbar die Gelegenheiten zu den Kriegen und ihren fürchterlichen Folgen vermehrt; denn unsere Waaren haben die Begierde der Neger rege gemacht, haben dadurch die Despoten gereizt, ihren Nachbarn die Unterthanen zu rauben, um von den europäischen Menschenhändlern Branntewein, Tabak, Tuch, Leinewand, Corallen, Wein, Eisen, Gewehr, Pulver und viele andere ihnen vormals unbekannte Dinge, welche ihnen jetzt Bedürfnisse geworden sind, einzuhandeln.

Diese Kriege erstrecken sich anjetzt nicht blos auf monarchische Regierungen, sondern selbst in einzelnen Städten treten die Einwohner gegen einander auf; und hiebei zeigen die Neger unglaubliche Grausamkeit.

Bei Auseinandersetzung des Sklavenhandels werden sich uns nur zu traurige Beispiele hievon darbieten.

Jetzt scheint es zweckmäßig hier einige Nachrichten von dem Kriegswesen der Neger als Einleitung zu den folgenden Thatsachen, welche den Charakter der Neger näher bestimmen, vorangehen zu lassen.

Die Bekanntschaft mit den Europäern hat den schwarzen Küstenvölkern das Feuergewehr in die Hände gegeben. Tiefer im Lande wohnende Neger erhalten von diesen durch Handel gegen Gold, Sklaven, Elfenbein, oder andre Waaren, zuweilen auch unsere Flinten und Pulver; sehr hoch im Binnenlande hinauf lebende Neger fechten aber nur noch größtentheils mit Bogen und Pfeil, mit Säbeln und Assagayen (Lanzen), ja einige bedienen sich

noch der Streitbeile und schwerer hölzerner Keulen, und selbst Schwerdter und Säbel von sehr festem und hartem Holze. Ihre Vertheidigungswaffen sind hölzerne, lederne oder aus dünnen Zweigen geflochtene Schilder.

Die Rüstung und der militärische Anzug ist dem Isert zufolge höchst sonderbar.

Den friedlichen Neger bedeckt, außer dem kleineren Schaamtuche, gewöhnlich von den Hüften ein großes Stück Cattun, oder Seide Pagne (von Panno portug.) genannt, bis zu den Waden hinab. Der Soldat behält hievon nur allein das erste, und bemahlt sich den schwarzen, nackten Körper mit weißer, auch rother Erde. Um dem Feinde noch gräßlicher zu erscheinen, bilden sie sich monströse Helme oder Mützen. Ein frisch über ein Holz gezogenes und dadurch zurechte geformtes Kuhfell, oder ein auf ähnliche Weise bereitetes Elephantenohr, ja selbst die Wirbelbeine eines großen Fisches werden in Mützen verwandelt, und diesen oftmals noch ein langer Schweif von schwarz und weißen Falkenfedern hinzugefügt. Andere wissen hiezu das Kopffell eines großen schwarzen Affen oder einer Tigerart so zu formen, daß sie gerade durch die Augenhöhlen des Thiers selbst hindurch sehen; ein Streifen von dem Felle des Thieres hängt dabei lang auf dem Rücken hinab.

Nebst der Flinte tragen sie eine Patrontasche von Tigerfell, mit 16 Patronenhülsen, die, wenn auch nicht mit Kugeln, doch mit gehacktem Eisen oder mit kleinen

Steinen gefüllt sind. Um die Hüften hangen an ledernen Gürteln grose Messer oder ein Säbel; ferner ein Strick zum Binden der Gefangenen, ein Beutel voll gerösteten Maizmehles, und eine kleine Kürbisschale als Trinkgefäs.

Andere führen nur Bogen und Pfeile, deren Spizzen bei einigen Nationen vergiftet sind; ferner Säbel und mit eisernen Spizen versehene Wurfspiese. Auch kleinerer schwerer Wurfkeulen wissen sich einige auf das fürchterlichste zum Zerschmettern der Glieder in der Weite zu bedienen.

Die Hauptleute, oder die Grosen, die Kabossier (Caboceros portug. Vorsteher einer Municipalität) zeichnen sich daneben durch einen Commandostab, oder oftmals durch grose Federn auf den Mützen, aus. Ihnen wird ein Sonnenschirm, auch wohl ein Stuhl nachgetragen.

Jeder Hauptmann kommandirt seine eigene Rotte; fast niemals macht die Armee ein grosses Ganze aus, das planmäsig zusammen wirkt. Fünf hundert Mann nennt man schon eine Armee; drei bis vier Tausend ist etwas sehr beträchtliches. Weiter im Innern giebt es freilich Völker, die Armeen von hundert Tausenden stellen, und selbst der König von Cajor, der Dönnel, Herr eines Reiches, das (1787) von anderthalb Millionen Einwohnern bewohnt war, hielt 7000 Mann mit unsern Waffen geübter, regelmäsig besoldeter Truppen, die als Uniform eine orange Weste trugen.

Der Anblick vieler tausend, nackter, schwarzer, so gräßlich ausstaffirter Menschen, verbunden mit dem wilden Geheul und dem widrigen, hohlen Lerm ihrer groben hölzernen Trommeln, und aus Elephantenzähnen geschnitzten Kriegshörner, erregt Schauder. Allein ein geschlossenes Corps europäischer Soldaten zertrümmerte dennungeachtet sehr leicht eine sechsfach größere Negerarmee. Wenn nämlich diese gleich zu Anfang in Schlachtordnung steht, so ist doch nirgend ein regelmäßiger Plan und niemals Ausdauer. Jeder Hause oder Rotte sieht für sich; das Fliehen einzelner Neger ziehet den Verlust seiner Rotte nach sich, und dieses gewöhnlich den Verlust der Schlacht. Letztere dauren selten länger als ein oder zwei Stunden; und gleich darauf zeigt sich die kälteste Grausamkeit der Sieger. Die fliehenden Feinde werden niedergehauen oder mit Stricken gebunden, um als Sklaven verkauft zu werden. Ja man spart sie oft nicht einmal dazu auf. Gegen Barbot rühmte sich ein Krieger drei und zwanzig solcher Unglücklichen den untersten Kinnbakken abgelöset zu haben, um sie in diesem entsetzlichen Zustande umkommen zu lassen. Bei andern Negernationen sterben die Gefangenen durch die Verausserung aller äußern Zeugungstheile; beides dient den Siegern zum Zeichen ihres Triumphs! Große Heerführer opfern nach wichtigen Siegen einige Tausend Gefangene ihren Göttern. Alles was die Sieger nur aufhalten kann, oder für sie nur unbrauchbar scheint, wird mit unbegreiflichem Kalt-

sinn aufgerieben; z. B. Greise, Verwundete und Kinder; Städte, Dörfer und die schönsten Pflanzungen von Piang, Getreide oder Baumwolle werden sogleich niedergebrannt.

Denen in und nach dem Treffen Getödteten hauet der Neger die Köpfe ab. Snelgrave sahe im Jahre 1730 bei seiner Reise zum Könige von Dahomé, zwei große Beinhäuser mit solchen Köpfen angefüllt; und ein wichtiges Ordens- oder Ritterband besteht dort in einem Halsbande von aufgereiheten Zähnen der Erschlagenen. Von Feinden von Ansehen werden die Köpfe geräuchert; sie erhalten sich hiedurch sehr lange und bekommen fast ein noch frischeres Ansehen, als sie es im Leben hatten. Gewöhnlicher löset man aber alles Fleisch auf das sauberste ab, und polirt gleichsam die Knochen. Die untere Kinnlade wird sodann an die kleinere Trommel gehangen, der übrige skelettirte Kopf selbst auf die größere, und hiemit stolzirt der Sieger viele Jahre nach Beendigung des Krieges, wie jetzt der Franzos mit den Fahnen des geplünderten Auslandes.

Unglücklicherweise dauren die Kriege mit kurzen Absätzen unter den Negervölkern fast beständig fort, selbst auch in solchen Gegenden des Binnenlandes, welchen die europäischen Waaren noch nicht Bedürfnisse geworden sind.

Vielen Negervölkern muß im Ganzen genommen ein unbegreiflicher Mangel an Gefühl gegen ihre Nebenmen-

schen eigen sein; dies zeiget sich sogar bei dem weiblichen Geschlechte; und selbst ohne die mindeste Ursache, bei friedlichen Feierlichkeiten opfert man oftmals viele der eigenen Mitbürger auf.

Das erstere beweisen die Heere weiblicher Soldaten, die, als etwas diesem wunderbaren Welttheile noch jetzt Eigenthümliches, wohl eine eigene Auseinandersetzung verdienen.

Seit dem 16ten Jahrhunderte hat man Nachricht von kriegerischen Weibern im Innern von dem östlicheren Afrika.

Nimmt man den Angaben des Pigafetta, de Bry und anderer Erzähler das Unbillige, z. B. das Abbrennen der linken Brust, die gänzliche Entfernung von dem männlichen Geschlechte, u. dgl., so bleiben diese bewafneten Weiberheere stets als ein höchst merkwürdiges Phänomen übrig, dessen Wahrheit sich durch heutige Augenzeugen beurkunden läßt.

Dergleichen Heldinnen lebten damals unter dem Scepter des großen Monarchen von Monomotapa; und es finden sich ihnen ähnliche noch in unsern Zeiten im Innern der Goldküste. Die Amazonen von Monomotapa machten einen bedeutenden und sehr gefürchteten Theil der dortigen Armeen aus. Ihre Waffen waren nur Bogen und Pfeil; allein ihre Gewandheit, ihr Muth und ihre Kriegslisten waren selbst den wildesten Antropophagen dortiger Länder furchtbar. . . . . .

Von den Amazonen der jetzigen Zeiten giebt unter andern der Engländer Dalzel die sicherste Nachricht.

Er sahe noch vor wenig Jahren drei Tausend dieser weiblichen Militairen des Königs von Dahomy, von einem weiblichen Generale angeführt, wie sie der europäischen Waffen völlig kundig, geschickter ihre Evolutionen machten, als oftmals ein Corps männlicher Soldaten.

Der König benutzt diese seine Garden gleichfalls zum Bestrafen der Großen und der gegen ihn rebellirenden Ortschaften. Sie verheeren alsdann alles, und niemand wagt es, ihnen Widerstand zu thun.

Auch das weitentlegene Binnenland giebt in unsern Zeiten gleiche Beweise des kriegerischen Muths der Negerinnen.

Essaka, eine der entferntesten Provinzen des Königreichs Benin, bildet gegen Abessinien hin ein herrliches, gesegnetes Thal. Das Meer und die Weißen sind dort kaum dem Namen nach bekannt. Diese Provinz, obgleich dem Könige von Benin unterworfen, wird dennoch wegen ihrer großen Entfernung durch ihre eigene Obrigkeit, durch die Aeltesten vom Lande, regiert. Man nennt sie Embrentsche; und das Zeichen dieser Würde besteht in einer Narbe an der Stirn, welche durch einen Einschnitt hervorgebracht wird. Die Regierung ist milde, und die Lebensart sehr einfach. Dennoch giebt es dort oftmals blutige Fehden, worin die Weiber, mit breiten Schwerdtern bewaffnet, neben den Männern fechten.

„Ich war," sagt der gewissenhafte Olaudah Equiano, oder Gustav Wasa, „einmal Augenzeuge ei„nes Gefechtes unserer Gemeinheit. Ich kletterte auf „einen Baum in einiger Entfernung, und sah zu. Auf „beiden Seiten waren viel Weiber sowohl als Männer; „unter andern war auch meine Mutter dabei; ihre Waf„fen bestanden in einem breiten Schwerdte. Nachdem „man eine geraume Zeit mit vieler Wuth gefochten und „viele getödtet hatte, erhielten die Unserigen den Sieg, „und nahmen den feindlichen Anführer gefangen. Er „bot zwar ein großes Lösegeld, allein er ward getödtet. „Auch wurde eine angesehene feindliche Jungfrau im Ge„fechte erschlagen und ihr Arm auf unsern Marktplatze „zur Schau ausgestellt."

Das außerordentlichste Beispiel einer talentvollen afrikanischen Heldin, wenn gleich aus etwas früheren Zeiten, findet bei dieser Gelegenheit hier desto glücklicher seinen Platz, je mehr es zugleich einen wichtigen Beitrag zur Darstellung des furchtbaren Charakters der Afrikaner enthält.

Anna Xinga oder Singa, war die älteste Tochter des 1622 verstorbenen Königs von Angola, des wegen seiner Grausamkeit und seines Hasses gegen die Portugiesen berühmt gewordenen Bandi.

Ihr Bruder, nach andern ihr Vetter, hatte den Thron bestiegen, sahe sich von den siegreichen Portugiesen gezwungen, ihnen einen Gesandten zum Unterhandeln

a schicken, und wählte hiezu seine älteste Schwester, die Zinga.

Der portugiesische Gouverneur von Loanda, Cortea de Sousa, hatte in dem Audienzsaale für sich selbst einen prächtigen Sessel, für den Abgesandten hingegen nur zwei sammetne mit goldenen Tressen besetzte Polster hinlegen lassen.

Zinga's Stolz ward hiedurch auf das äußerste beleidigt; und ihre Gescheutheit entzog sie sofort der ihr zugedachten Demüthigung. Sie befahl einer aus ihrem Gefolge auf das Küssen nieder zu knien, und sich vorwärts auf die Arme zu lehnen. Zinga setzte sich auf den gebogenen Rücken der Folgerin, und negotiirte von diesem lebendigen Throne mit Kraft und Würde.

Der Portugiese bot ihr nämlich eine Allianz an, sobald ihr Bruder sich für einen Vasal der Krone Portugals erklären wollte. „Dies ist ja, erwiederte Zinga, „alles, was ihr nur alsdann fordern könntet, wenn eure „Waffen uns völlig unterjocht hätten. Dies ist aber nicht „der Fall. Unterhandelt daher mit meinem Bruder, als „mit einem großen Monarchen, dessen Verbindung Euch „vortheilhaft seyn kann; wir wollen sodann die gefangenen Portugiesen freigeben, und uns zu eurer Vertheidigung bewafnen."

Dieser eindrucksvolle Vortrag ward angenommen. Zinga erhob sich von ihrem Sitze, ihre Sklavin blieb aber noch in der vorigen Stellung. Man machte sie dar-

auf aufmerksam; allein Xinga antwortete: „Sie sey „Euch geschenkt; die Schwester und Abgesandtin eines „Königs setzt sich nie zweimal auf ein und denselben Ses„sel; er bleibe bei dem Hause, worin sie sich seiner be„dient hat.“

Aus Politik nahm Xinga nachher die christliche Religion an; sie wollte dadurch die Portugiesen für sich einnehmen. Gegen letztere ergriff ihr Bruder von neuem die Waffen, ward aber geschlagen und kam hiebei um. Dies benutzte die Schwester und bestieg den Thron, nachdem sie zuvor den rechtmäßigen Erben, den einzigen Sohn ihres unglücklichen Bruders, mit eigener Hand ermordet hatte.

Nun entfaltete sich bald ihr größerer Plan, nämlich die Portugiesen ganz aus Angola zu vertreiben. Sie entsagte der christlichen Religion und ergriff die Waffen gegen die Portugiesen. Ihre Kriege fielen indeß, bei der großen Ueberlegenheit der europäischen Waffen, unglücklich für sie aus; daher entfloh sie in die Wüsten, welche ihr Reich von den Jaggas trennte. Mit dem Säbel am Halse, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der Hand und die Streitaxt am Gürtel, durchstrich diese kühne Frau, von allen verlassen, den brennenden Sand, und nahete sich einer Höhle, um darin gegen die sothrechte Sonne Schutz zu suchen. Aber in dem Augenblick tönt ihr ein dumpfes, furchtbares Rasseln entgegen; ein großer Löwe gieng daraus hervor. Xinga wich nicht

von der Stelle, sie spannt den Bogen, erlegt ihn durch einen einzigen Pfeil, und nahm nun ruhig das Lager des Thieres ein.

Nach diesem Abenteuer gelangte sie auf mühsamen und gefährlichen Wegen endlich zu den Jaggas. Diese Nation zeichnete sich durch kaum glaubliche Unthaten, als die wildeste von allen Negervölkern aus. Stark von Körperbau, ist ihr Ansehn gräßlich wegen der dem Gesichte eingebrannten Narben und der langen Federn oder auch Knochen, welche sie quer durch die durchbohrte Scheidewand der Nase tragen. Sie suchen sich noch mehr durch das Ausschlagen der beiden obern Vorderzähne und das Verdrehen der Augenwimpern zu verstellen. Gleich den Arabern leben sie ohne feste Wohnung, ohne Ackerbau, ja selbst ohne Viehzucht, bei stetem Hin- und Herziehen fast gänzlich vom Bekriegen anderer Nationen, und vom Verheeren. Eine ihrer Hauptnahrungen ist Menschenfleisch, und es scheint, den gültigsten Zeugnissen eines Battels, Lopez u. a. zufolge, unleugbar, das die Fleischscharren ihrer Läger mit den Theilen menschlicher Körper auf ähnliche Weise zum Verkauf gefüllt sind, als die europäischen mit den Theilen unseres Schlachtviehes.

Schon vormals hatten diese Antropophagen ihren höchsten Grad der Verwilderung einer Frau zu verdanken.

Tem-Bam-Dumba, die Tochter des Königes Dongii, entthronte die bei seinem Tode von ihm zur

Der Anblick vieler tausend, nackter, schwarzer, so gräßlich ausstaffierter Menschen, verbunden mit dem wilden Geheul und dem widrigen, hohlen Lerm ihrer groben hölzernen Trommeln, und aus Elephantenzähnen geschnitzten Kriegshörner, erregt Schauder. Allein ein geschlossenes Corps europäischer Soldaten zertrümmerte demungeachtet sehr leicht eine sechsfach größere Negerarmee. Wenn nämlich diese gleich zu Anfang in Schlachtordnung steht; so ist doch nirgend ein regelmäßiger Plan und niemals Ausdauer. Jeder Haufe oder Rotte sieht für sich; das Fliehen einzelner Neger ziehet den Verlust seiner Rotte nach sich, und dieses gewöhnlich den Verlust der Schlacht. Letztere dauren selten länger als ein oder zwei Stunden; und gleich darauf zeigt sich die kälteste Grausamkeit der Sieger. Die fliehenden Feinde werden niedergehauen oder mit Stricken gebunden, um als Sklaven verkauft zu werden. Da man spart sie oft nicht einmal dazu auf. Gegen Barbot rühmte sich ein Krieger drei und zwanzig solcher Unglücklichen den untersten Kinnbakken abgelöset zu haben, um sie in diesem entsetzlichen Zustande umkommen zu lassen. Bei andern Negernationen sterben die Gefangenen durch die Verausung aller äußern Zeugungstheile; beides dient den Siegern zum Zeichen ihres Triumphs! Große Heerführer opfern nach wichtigen Siegen einige Tausend Gefangene ihren Göttern. Alles was die Sieger nur aufhalten kann, oder für sie nur unbrauchbar scheint, wird mit unbegreiflichem Kalt-

sinn aufgerieben; z. B. Greise, Verwundete und Kinder; Städte, Dörfer und die schönsten Pflanzungen von Pisang, Getreide oder Baumwolle werden sogleich niedergebrannt.

Denen in und nach dem Treffen Getödteten hauet der Neger die Köpfe ab. Snelgrave sahe im Jahre 1730 bei seiner Reise zum Könige von Dahomé, zwei große Beinhäuser mit solchen Köpfen angefüllt; und ein wichtiges Ordens- oder Ritterband besteht dort in einem Halsbande von aufgereiheten Zähnen der Erschlagenen. Von Feinden von Ansehen werden die Köpfe geräuchert; sie erhalten sich hiedurch sehr lange und bekommen fast ein noch frischeres Ansehen, als sie es im Leben hatten. Gewöhnlicher löset man aber alles Fleisch auf das sauberste ab, und polirt gleichsam die Knochen. Die untere Kinnlade wird sodann an die kleinere Trommel gehangen, der übrige skelettirte Kopf selbst an die größere, und hiemit stolzirt der Sieger viele Jahre nach Beendigung des Krieges, wie jetzt der Franzos mit den Fahnen des geplünderten Auslandes.

Unglücklicherweise dauren die Kriege mit kurzen Absätzen unter den Negervölkern fast beständig fort, selbst auch in solchen Gegenden des Binnenlandes, welchen die europäischen Waaren noch nicht Bedürfnisse geworden sind.

Vielen Negervölkern muß im Ganzen genommen ein unbegreiflicher Mangel an Gefühl gegen ihre Nebenmen-

schen eigen sein; dies zeiget sich sogar bei dem weiblichen Geschlechte; und selbst ohne die mindeste Ursache, bei friedlichen Feierlichkeiten opfert man oftmals viele der eigenen Mitbürger auf.

Das erstere beweisen die Heere weiblicher Soldaten, die, als etwas diesem wunderbaren Welttheile noch jetzt Eigenthümliches, wohl eine eigene Auseinandersetzung verdienen.

Seit dem 16ten Jahrhunderte hat man Nachricht von kriegerischen Weibern im Innern von dem östlicheren Afrika.

Nimmt man den Angaben des Pigafetta, de Bry und anderer Erzähler das Unbillige, z. B. das Abbrennen der linken Brust, die gänzliche Entfernung von dem männlichen Geschlechte, u. dgl., so bleiben diese bewafneten Weiberheere stets als ein höchst merkwürdiges Phänomen übrig, dessen Wahrheit sich durch heutige Augenzeugen beurkunden läßt.

Dergleichen Heldinnen lebten damals unter dem Scepter des großen Monarchen von Monomotapa; und es finden sich ihnen ähnliche noch in unsern Zeiten im Innern der Goldküste. Die Amazonen von Monomotapa machten einen bedeutenden und sehr gefürchteten Theil der dortigen Armeen aus. Ihre Waffen waren nur Bogen und Pfeil; allein ihre Gewandheit, ihr Muth und ihre Kriegslisten waren selbst den wildesten Antropophagen dortiger Länder furchtbar. . . . . .

Von den Amazonen der jetzigen Zeiten giebt unter andern der Engländer Dalzel die sicherste Nachricht.

Er sahe noch vor wenig Jahren drei Tausend dieser weiblichen Militairen des Königs von Dahomy, von einem weiblichen Generale angeführt, wie sie der europäischen Waffen völlig kundig, geschickter ihre Evolutionen machten, als oftmals ein Corps männlicher Soldaten.

Der König benutzt diese seine Garden gleichfalls zum Bestrafen der Großen und der gegen ihn rebellirenden Ortschaften. Sie verheeren alsdann alles, und niemand wagt es, ihnen Widerstand zu thun.

Auch das weitentlegene Binnenland giebt in unsern Zeiten gleiche Beweise des kriegerischen Muths der Negerinnen.

Essaka, eine der entferntesten Provinzen des Königreichs Benin, bildet gegen Abessinien hin ein herrliches, gesegnetes Thal. Das Meer und die Weißen sind dort kaum dem Namen nach bekannt. Diese Provinz, obgleich dem Könige von Benin unterworfen, wird dennoch wegen ihrer großen Entfernung durch ihre eigene Obrigkeit, durch die Aeltesten vom Lande, regiert. Man nennt sie Embrentsche; und das Zeichen dieser Würde besteht in einer Narbe an der Stirn, welche durch einen Einschnitt hervorgebracht wird. Die Regierung ist milde, und die Lebensart sehr einfach. Dennoch giebt es dort oftmals blutige Fehden, worin die Weiber, mit breiten Schwerdtern bewaffnet, neben den Männern fechten.

„Ich war," sagt der gewissenhafte Olaudah Equiano, oder Gustav Wasa, „einmal Augenzeuge ei„nes Gefechtes unserer Gemeinheit. Ich kletterte auf „einen Baum in einiger Entfernung, und sah zu. Auf „beiden Seiten waren viel Weiber sowohl als Männer; „unter andern war auch meine Mutter dabei; ihre Waf„fen bestanden in einem breiten Schwerdte. Nachdem „man eine geraume Zeit mit vieler Wuth gefochten und „viele getödtet hatte, erhielten die Unserigen den Sieg, „und nahmen den feindlichen Anführer gefangen. Er „bot zwar ein großes Lösegeld, allein er ward getödtet. „Auch wurde eine angesehene feindliche Jungfrau im Ge„fechte erschlagen und ihr Arm auf unsern Marktplatze „zur Schau ausgestellt."

Das außerordentlichste Beispiel einer talentvollen afrikanischen Heldin, wenn gleich aus etwas früheren Zeiten, findet bei dieser Gelegenheit hier desto glücklicher seinen Platz, je mehr es zugleich einen wichtigen Beitrag zur Darstellung des furchtbaren Charakters der Afrikaner enthält.

Anna Xinga oder Singa, war die älteste Tochter des 1622 verstorbenen Königs von Angola, des wegen seiner Grausamkeit und seines Hasses gegen die Portugiesen berühmt gewordenen Bandi.

Ihr Bruder, nach andern ihr Vetter, hatte den Thron bestiegen, sahe sich von den siegreichen Portugiesen gezwungen, ihnen einen Gesandten zum Unterhandeln

zu schicken, und wählte hiezu seine älteste Schwester, die Xinga.

Der portugiesische Gouverneur von Loanda, Correa de Sousa, hatte in dem Audienzsaale für sich selbst einen prächtigen Sessel, für den Abgesandten hingegen nur zwei sammetne mit goldenen Tressen besetzte Polster hinlegen lassen.

Xinga's Stolz ward hiedurch auf das äußerste beleidigt; und ihre Gescheutheit entzog sie sofort der ihr zugedachten Demüthigung. Sie befahl einer aus ihrem Gefolge auf das Küssen nieder zu knien, und sich vorwärts auf die Arme zu lehnen. Xinga setzte sich auf den gebogenen Rücken der Folgerin, und negotiirte von diesem lebendigen Throne mit Kraft und Würde.

Der Portugiese bot ihr nämlich eine Allianz an, sobald ihr Bruder sich für einen Vasal der Krone Portugals erklären wollte. „Dies ist ja, erwiederte Xinga, „alles, was ihr nur alsdann fordern könntet, wenn eure „Waffen uns völlig unterjocht hätten. Dies ist aber nicht „der Fall. Unterhandelt daher mit meinem Bruder, als „mit einem großen Monarchen, dessen Verbindung Euch „vortheilhaft seyn kann; wir wollen sodann die gefangenen Portugiesen freigeben, und uns zu eurer Vertheidigung bewafnen."

Dieser eindrucksvolle Vortrag ward angenommen. Xinga erhob sich von ihrem Sitze, ihre Sklavin blieb aber noch in der vorigen Stellung. Man machte sie dar-

auf aufmerksam; allein Xinga antwortete: „Sie sey „Euch geschenkt; die Schwester und Abgesandtin eines „Königs setzt sich nie zweimal auf ein und denselben Sessel; er bleibe bei dem Hause, worin sie sich seiner bedient hat.“

Aus Politik nahm Xinga nachher die christliche Religion an; sie wollte dadurch die Portugiesen für sich einnehmen. Gegen letztere ergriff ihr Bruder von neuem die Waffen, ward aber geschlagen und kam hiebei um. Dies benutzte die Schwester und bestieg den Thron, nachdem sie zuvor den rechtmäßigen Erben, den einzigen Sohn ihres unglücklichen Bruders, mit eigener Hand ermordet hatte.

Nun entfaltete sich bald ihr größerer Plan, nämlich die Portugiesen ganz aus Angola zu vertreiben. Sie entsagte der christlichen Religion und ergriff die Waffen gegen die Portugiesen. Ihre Kriege fielen indeß, bei der großen Ueberlegenheit der europäischen Waffen, unglücklich für sie aus; daher entfloh sie in die Wüsten, welche ihr Reich von den Jaggas trennte. Mit dem Säbel am Halse, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der Hand und die Streitaxt am Gürtel, durchstrich diese kühne Frau, von allen verlassen, den brennenden Sand, und nahete sich einer Höhle, um darin gegen die sothrechte Sonne Schutz zu suchen. Aber in dem Augenblick tönt ihr ein dumpfes, furchtbares Rasseln entgegen; ein großer Löwe gieng daraus hervor. Xinga wich nicht

von der Stelle, sie spannt den Bogen, erlegt ihn durch einen einzigen Pfeil, und nahm nun ruhig das Lager des Thieres ein.

Nach diesem Abentheuer gelangte sie auf mühsamen und gefährlichen Wegen endlich zu den Jaggas. Diese Nation zeichnete sich durch kaum glaubliche Unthaten, als die wildeste von allen Negervölkern aus. Stark von Körperbau, ist ihr Ansehn gräßlich wegen der dem Gesichte eingebrannten Narben und der langen Federn oder auch Knochen, welche sie quer durch die durchbohrte Scheidewand der Nase tragen. Sie suchen sich noch mehr durch das Ausschlagen der beiden obern Vorderzähne und das Verdrehen der Augenwimpern zu verstellen. Gleich den Arabern leben sie ohne feste Wohnung, ohne Ackerbau, ja selbst ohne Viehzucht, bei stetem Hin- und Herziehen fast gänzlich vom Bekriegen anderer Nationen, und vom Verheeren. Eine ihrer Hauptnahrungen ist Menschenfleisch, und es scheint, den gültigsten Zeugnissen eines Battels, Lopez u. a. zufolge, unleugbar, daß die Fleischscharren ihrer Läger mit den Theilen menschlicher Körper auf ähnliche Weise zum Verkauf gefüllt sind, als die europäischen mit den Theilen unseres Schlachtviehes.

Schon vormals hatten diese Antropophagen ihren höchsten Grad der Verwilderung einer Frau zu verdanken.

Tem-Bam-Dumba, die Tochter des Königes Dongii, entthronte die bei seinem Tode von ihm zur

Königin eingesetzte Mutter; und um die Jaggas von rer unübertreffbaren Grausamkeit und von der Grö res Werths als Anführer und als oberster Prieste überzeugen, riß sie sich selbst ihren Säugling von Brust; zerstampfte das jammernde Kind in einem ser; ließ aus diesem entsetzlichen Teige eine Salbe k und bestrich sich nebst ihren vornehmsten Kriegern da unter dem Vorgeben, dies schütze gegen jede Todesg und mache jeden unbezwingbar. Die Jaggas mu von ihren Kindern ähnliche Salben bereiten; sie mu angeloben, Menschenfleisch jeder andern Nahrung vo ziehen, weil nur diese den größten Muth und die gr Stärke gebe; jedoch ward nur erlaubt, Männerfleisch genießen; die weiblichen Gefangenen wurden allein Dankopfer den Göttern geschlachtet. Dieses Verbot seine Wirkung. Weiberfleisch ward nur desto begier gesucht; es gab Anführer der Jaggas, die da täglich e Frau oder Mädgen schlachten ließen. Kinder, wel innerhalb des Lagers zur Welt kamen, mußten umgebra werden, und nur im Kriege gefangene Knaben, von Mu und Stärke, wurden als Jaggas erzogen. Diese un ähnliche grausame Gesetze, Quixilles oder wie Zu chelji schreibt, Chigilles, machte sie den Jagga unter den tollesten Ceremonien bekannt; viele wurden noch bis zu unseren Zeiten beobachtet.

Zu einem Stamme dieser unmenschlichen Nation kam die Königin Xinga. Ihre großen Kriegstalente, und

eben so sehr ihre übermäßige rohe Grausamkeit, erhielten bald die Achtung dieser bereits zu einem weiblichen Heerführer gewöhnten Wütheriche. Sie ward ihr König und ihr Oberpriester. Vor jeder wichtigen Unternehmung schlachtete sie stets mit eigenen Händen mehrere der Unglücklichen, welche dem Schutzgotte zum Opfer dargebracht wurden, und trank eine Schale voll Menschenblut. Hiebei legte sie männliche Kleidung an; und trug den durchbohrten Nasenknochen mehrere starke Federn *). Ihre Garden mußten dagegen in Weibskleidern einhergehen; mußten auch Weiber-Namen führen; hatten aber die Erlaubniß, sich mehrere Frauen zu nehmen. Xinga wußte ihre wilden Leidenschaften dadurch mit der Priesterwürde zu verbinden, daß sie ihre Liebhaber vor Entdeckung ihres geheimen Umganges mit eigener Hand den Göttern opferte.

Nach mehrjährigen, gegen die Portugiesen mit unbeschreiblicher Wuth geführten Kriegen, fand sie sich dennoch zu schwach, diese zu vertreiben, und gieng nach fünfjährigem Weigern endlich von neuem zu der christlichen Religion über; sie erhielt auch nachmals sogar eine Gesandtschaft von dem Pabste. Sie gab alle Kriege auf, huldigte indeß niemals dem Könige von Portugal, nur Gott, sagte sie, bleibe ihr Oberer. Im fünf und siebenzigsten Jahre entsagte sie ihrem Heere von Männern, und

*) M. s. das zweite Kupfer.

verheirathete sich an einem derselben, einen schönen, jungen Neger, und lebte noch bis zu ihrem 82sten Jahre. Als sie starb (1663) entsagten viele ihrer Unterthanen, welche sich mit ihr hatten taufen lassen, dem christlichen Glauben, und traten wieder zu jener Blutreligion der Jaggas hinüber; noch zu Anfange des 18ten Jahrhunderts klagte der Missionär Zucchelli, daß diese Antropophagen nicht zu bekehren gewesen.

Man glaube aber nicht, daß nur diese furchtbaren, weit entlegenen und daher minder bekannten Völker ausschließlich so gefühllos ihre schwarzen Mitmenschen würgen. Negervölker, unfern der guineischen Küste, verrichten noch jetzt fast keine feierliche Handlung ohne mehrere unschuldige Menschen, mit kaltem Blute aufzuopfern, und die entscheidensten Beweise von Ehre und Größe in die Summe der Ermordeten zu setzen.

Römer, Dalzel, Norris und mehrere andere, welche dies noch ganz vor kurzem bezeugen, geben uns zu gleicher Zeit äußerst merkwürdige Beispiele, wie sich bei den Negerfürsten die lächerlichste Eitelkeit mit empörender kalter Grausamkeit gepaart findet.

Opoccu, König der Assianten, hatte 1741 nach einer großen Schlacht die Akenisten völlig zu Grunde gerichtet. Als ihr König Ursue, ein tapferer Neger, nach fünf und zwanzig erhaltenen Wunden fiel, ermordeten sich eine große Zahl der wichtigsten Anführer der Akenisten selbst, um nicht dem Sieger lebendig in die Hände zu fallen.

Die Köpfe der Obersten und des Ursue selbst, brachte man zum Opoccu. Er ließ sie mit Gold und Agrien vieren, und befahl seinen Generalen, um den Körper des Ursue einen Kreis zu schließen; in dessen Mitte hielt er dann folgende Rede.

„Hier liegt der große Mann, der seines Gleichen „nicht hatte, als Gott und mich selber. Er war aber in „Wahrheit der Dritte. Was wäre aus euch, ihr Gene„rale, worden, wenn er noch da stünde! Ich allein konn„te ihn also nur überwältigen. Aber, Bruder Ursue, „warum wolltest du nicht weniger sein, als ich! Du „dachtest, du würdest schon eine Gelegenheit finden, mich „zu tödten; du dachtest, es müsse nur ein großer Mann „auf der ganzen Welt seyn, und deine Gedanken waren „richtig, denn alle Großen haben diese Regel."

Opoccu, setzt Römer hinzu, dachte in dem Augenblicke nicht mehr an die höher landeinwärts wohnenden Kassianten, welche er zuvor bekriegt hatte, von welchen er aber so sehr gedemüthigt ward, daß er die Erhaltung seines Lebens mit einem Tribut erkaufen mußte.

Die Schauder erregende Eitelkeit dieses afrikanischen Eroberers zeigte sich nirgends deutlicher, als bei der Audienz, welche er den Botschaftern der dänischen Handlungsgesellschaft gab. Sie beschrieben seine Person als eine Mißgeburt von außerordentlicher Länge und ungewöhnlicher Magerkeit. Seine Hände und Füße waren fast doppelt so groß, als gewöhnlich; die Farbe seines

Körpers fiel weit mehr ins Rothe als ins Schwarze. Dies zusammen genommen, bildete ein höchst widriges Ganze, welches aber seinen Völkern Ehrfurcht und Schrekken einflößte.

Opoccu giebt Audienz vor seinem Pallaste, einer Wohnung, die nur hauptsächlich, wie bei den übrigen Negerkönigen, durch den Umfang der vielen thönernen Häuser, welche alle mit einer Lehmwand eingefaßt sind, von den Wohnungen der übrigen Schwarzen unterschieden ist.

Hier hat er einen Baum errichten lassen, den Nachrichten zufolge, sogar bis auf die Blätter von Golde, wahrscheinlicher wohl nur vergoldet, unter dessen Zweigen er seinen Thron setzen ließ. Dieser aber bestand wirklich aus einer erstaunlichen Masse dichten Goldes. Acht Männer trugen ihn herbei vermittelst zweier Stangen, welche durch die um die ganze Masse geschlungenen Stricke gesteckt waren. Auf diesen in seiner Art einzigen Thron setzte sich Opoccu. Sein ganzer Körper war mit Talg überstrichen, hiedurch haftete der dichte Goldstaub, welcher darauf gepudert lag, und machte ihn durchaus von Golde glänzend. Seinen Kopf bedeckte ein europäischer Hut mit breiten goldenen Borten eingefaßt und mit weissen Federn geziert. Der Hals, die Arme, der Leib und die Beine waren mit vielen Schnüren der schönsten Agrien (länglichten Stücken Lapis lazuli, Agat und Carneol) überhangen; um die Mitte des Leibes gieng dabei eine

kostbare Schärpe von Goldstoff mit Taffent gefüttert. Er ließ seine Füße in einem massiv goldenen Becken ruhen. Von allen Großen des Reichs umgeben, lagen vor ihm ausgestreckt an der Erde und das Haupt mit Staub bedeckt, hundert Beklagte und Kläger. In einer geringen Entfernung warteten zwanzig mit Säbeln bewafnete Henker zum schnellen Hinrichten der Schuldigen, und eine weitere Aussicht zeigte einen Haufen abgehauener Menschenköpfe; denn zu Zeiten verurtheilte der Tyrann in 12 Stunden einige siebenzig Unglückliche zum Tode, da fast jederzeit sowohl die Kläger als Beklagte ihre Köpfe verlieren.

Niemand durfte den Ovocco bei seinem Namen nennen; der Höchste, der Feuerfarbene waren seine Titel beim Anreden.

In solcher Lage erhielt der dänische Abgesandte Noy seine Abschiedsaudienz, und die charakteristische Unterredung zwischen ihm und Ovocco war dabei folgende:

Ovocco. Herr Junge, (Seignore Mos) bist du von meinen Kabusieren, welchen ich befahl, dich und deine Leute zu beherbergen, gut aufgenommen?

Noy. Ja, Herr König (Seignore el Rey) es hat mir an nichts gefehlt.

Ov. Herr Junge, du hast dich nur 6 Wochen hier aufgehalten; ich mag dich wohl leiden, und wünschte, du bliebest länger, damit du mehr von meiner Größe kennen lerntest, um deinen Bekannten eine Beschreibung

davon zu machen. Hast du meines Gleichen jemals gesehen?

Noy. Niemals, Herr König; deines Gleichen ist in der Welt nicht zu finden.

Op. Du hast Recht; selbst Gott im Himmel ist nur etwas weniges größer als ich.

Herr Junge, ich will dir einschenken, du möchtest sonst denken, ich wäre nicht eben so gut mit Wein und Bier versehen, als deine blanke Herren.

Opoccu trank nun von dem englischen Biere, und gab die Flasche sodann dem Gesandten. Als dieser nur wenig trank, fuhr der König fort:

Op. Herr Junge, du trankest nur wenig.

Noy. Herr König, ich darf nicht viel trinken, denn ich merke, es steigt mir zu Kopfe.

Op. Herr Junge, du bist nicht von dem Bier trunken worden, sondern von dem Anschauen meines Antlitzes; denn solches macht alle Menschen trunken.

Bald darauf entließ er den Gesandten mit dem Versprechen, die Waaren der dänischen Packhäuser jährlich dreimal auszukaufen.

Der wahnsinnigsten Tyrannei ungeachtet, fehlte es dem Opoccu übrigens nicht an Verstande. Er suchte in seinen Ländern Fabriken anzulegen; und wußte durch große Versprechungen dänische Soldaten an sich zu lokken, um für ihn Brandtewein-Brennereien zu errichten. Dies hintertrieben indeß die Dänen. Er munterte die

Baumwollenweber so sehr auf, daß sie Schärpen von 50 Rthlr. Werth zu Stande brachten; ja er ließ Taffente von allen Farben aufkaufen; ließ alle einzelne Faden davon aufziehen, und diese auf das mühsamste unter die Baumwolle gewebt, gaben vielfarbige Schärpen, welche mit 500 und mehr Thalern bezahlt wurden.

Man glaube indeß nicht, daß diese Hintansetzung aller Gerechtigkeit und aller menschlichen Gefühle, sich etwa auf eine einzige Negernation unter einem einzelnen harten Regenten derselben einschränke. Außer den obigen gültigen Beweisen führen Norris, Fayrar, Devayers, Pommegeorge und Isert hierüber eine und dieselbe Sprache. Dies ist aber desto entscheidender, je lebhafter die beiden Letzteren dem Negerhandel entgegen sind.

In folgender Erzählung liegen hauptsächlich des englischen Handelsgesandten Norris Reisen zum Grunde, welche er zu Anfange von 1772 und zu Ende des folgenden Jahres zu dem Bossa Ahadi, König der Dahomey's unternahm. Mit ihr stimmen die neuesten Nachrichten der Gesandten der übrigen in Whidah handelnden Europäer überein; denn diese machen gewöhnlich einmal im Jahre, zu Anfange desselben, zur Zeit der Gedächtnißfeier des Vaters des Königs, Reisen von eben der Art. Man lernt darin zugleich verschiedenes von dem Binnenlande kennen, welches die Aufmerksamkeit verdient.

Von Griwi, oder Gregoy, der jetzigen Hauptstadt von Whidah, bis nach Abomey, der Residenz des Königs von Dahomey, beträgt der Weg einige zwanzig deutsche Meilen. Die Reise ist, bei einer sehr geringen westlichen Abweichung, nach Norden gerichtet. Auf diesem einzigen Wege finden sich, die Residenz mit eingeschlossen, 5 beträchtliche Städte von 8, 15 und 24 tausend Menschen, ausser drei kleinen Städtchen und sechs Dörfern. Mehrere dieser Ortschaften sind treflich gelegen; haben schönes Wasser, und sind mit der reichsten Vegetation umgeben. Auf dem letzteren Theile der Reise liegt ein grosser Wald; selbst die schnellen Träger des Hammak, worin die Weissen fortgeschaft werden, brauchen fünf Stunden, ihn zu durchschneiden, und hiebei bedarf es grosser Vorsicht. Die Träger führen des Nachts Laternen; die ganze Mannschaft von dreissig Negern bläst ins Horn, singt und feuert die Gewehre ab. Und dieser sonderbare Lärm wird durch das Plappern und dem Geschrei der hiedurch aufgeschreckten Heere von Affen und Papageien, dem Brüllen der grosen Raubthiere, dem Krachen und Rauschen der das Unterholz zerbrechenden Elephanten auf das fürchterlichste erhöhet. Auch auf dieser Reise bestätigte sich Iserts Erfahrung bei seiner kleineren Landreise in einer andern Gegend dieses Landes, dass der Binnenländer an Gutmüthigkeit den Küstenbewohner übertreffe.

Die Ankunft der Handelsgesandten wird in Abomey durch Abfeuerung der Kanonen gefeiert; auch werden ihnen vom Könige Geschenke gesandt, z. B. Schaafe, Hühner, Bier (Pito), Palmwein, Salz und Brandtewein. Der Mayhau, d. i. der zweite Minister und Oberceremonienmeister des Königs, bekomplimentirt sie. Der Mayhau und der Tamegah, der erste Minister, haben das Vorrecht, einen der Söhne des Königs bei dessen Tode zum Nachfolger zu ernennen; beide sind zugleich die obersten Richter des Landes. Indes genießt der erste Minister, der Tamegah, ausschließlich noch eines gröſsern Vorrechts; denn unter allen Unterthanen kann der König nur diesen allein nicht willkührlich hinrichten lassen.

Diese beiden ersten Minister führen dann gleichfalls die Gesandten bei dem Könige selbst ein.

Das groſse Fest, dem sie hiemit beiwohnen, wird dadurch noch merkwürdiger, daß der König sodann jedem seiner Unterthanen Gehör ertheilt, und Recht spricht; dagegen aber freilich auch von jedem ansehnliche Geschenke, als eine Art Tribut empfängt.

Dem Norris zufolge, theilt der König sodann an die ledigen Mannspersonen, welche ihn darum ansprechen, Mädchen zum Verehelichen aus; zum Theil mehrere seines eigenen Serails. Denn dieses besteht aus drei bis vier Tausend Weibern; seine Groſsen haben jeder drei bis vier Hundert, und damit es der dadurch gefährdeten untern Volksklasse wenigstens nicht gänzlich gebreche, so

verheirathete sich an einem derselben, einen schönen, jungen Neger, und lebte noch bis zu ihrem 82sten Jahre. Als sie starb (1663) entsagten viele ihrer Unterthanen, welche sich mit ihr hatten taufen lassen, dem christlichen Glauben, und traten wieder zu jener Blutreligion der Jaggas hinüber; noch zu Anfange des 18ten Jahrhunderts klagte der Missionär Zucchelli, daß diese Antropophagen nicht zu bekehren gewesen.

Man glaube aber nicht, daß nur diese furchtbaren, weit entlegenen und daher minder bekannten Völker ausschließlich so gefühllos ihre schwarzen Mitmenschen würgen. Negervölker, unfern der guineischen Küste, verrichten noch jetzt fast keine feierliche Handlung ohne mehrere unschuldige Menschen, mit kaltem Blute aufzuopfern, und die entscheidensten Beweise von Ehre und Größe in die Summe der Ermordeten zu setzen.

Römer, Dalzel, Norris und mehrere andere, welche dies noch ganz vor kurzem bezeugen, geben uns zu gleicher Zeit äußerst merkwürdige Beispiele, wie sich bei den Negerfürsten die lächerlichste Eitelkeit mit empörender kalter Grausamkeit gepaart findet.

Opoccu, König der Assianten, hatte 1741 nach einer großen Schlacht die Akenisten völlig zu Grunde gerichtet. Als ihr König Ursue, ein tapferer Neger, nach fünf und zwanzig erhaltenen Wunden fiel, ermordeten sich eine große Zahl der wichtigsten Anführer der Akenisten selbst, um nicht dem Sieger lebendig in die Hände zu fallen.

Die Köpfe der Obersten und des Urſue ſelbſt, brachte man zum Opoccu. Er ließ ſie mit Gold und Agrienzieren, und befahl ſeinen Generalen, um den Körper des Urſue einen Kreis zu ſchließen; in deſſen Mitte hielt er dann folgende Rede.

„Hier liegt der große Mann, der ſeines Gleichen „nicht hatte, als Gott und mich ſelber. Er war aber in „Wahrheit der Dritte. Was wäre aus euch, ihr Gene„rale, worden, wenn er noch da ſtünde! Ich allein konn„te ihn alſo nur überwältigen. Aber, Bruder Urſue, „warum wollteſt du nicht weniger ſein, als ich! Du „dachteſt, du würdeſt ſchon eine Gelegenheit finden, mich „zu tödten; du dachteſt, es müſſe nur ein großer Mann „auf der ganzen Welt ſeyn, und deine Gedanken waren „richtig, denn alle Großen haben dieſe Regel.“

Opoccu, ſetzt Römer hinzu, dachte in dem Augenblicke nicht mehr an die höher landeinwärts wohnenden Kaſſianten, welche er zuvor bekriegt hatte, von welchen er aber ſo ſehr gedemüthigt ward, daß er die Erhaltung ſeines Lebens mit einem Tribut erkaufen mußte.

Die Schauder erregende Eitelkeit dieſes afrikaniſchen Eroberers zeigte ſich nirgends deutlicher, als bei der Audienz, welche er den Vorſchaftern der däniſchen Handlungsgeſellſchaft gab. Sie beſchrieben ſeine Perſon als eine Mißgeburt von außerordentlicher Länge und ungewöhnlicher Magerkeit. Seine Hände und Füße waren faſt doppelt ſo groß, als gewöhnlich; die Farbe ſeines

Körpers fiel weit mehr ins Röthe als ins Schwarze. Dies zusammen genommen, bildete ein höchst widriges Ganze, welches aber seinen Völkern Ehrfurcht und Schrekken einflößte.

Opoccu giebt Audienz vor seinem Pallaste, einer Wohnung, die nur hauptsächlich, wie bei den übrigen Negerkönigen, durch den Umfang der vielen thönernen Häuser, welche alle mit einer Lehmwand eingefaßt sind, von den Wohnungen der übrigen Schwarzen unterschieden ist.

Hier hat er einen Baum errichten lassen, den Nachrichten zufolge, sogar bis auf die Blätter von Golde, wahrscheinlicher wohl nur vergoldet, unter dessen Zweigen er seinen Thron setzen ließ. Dieser aber bestand wirklich aus einer erstaunlichen Masse dichten Goldes. Acht Männer trugen ihn herbei vermittelst zweier Stangen, welche durch die um die ganze Masse geschlungenen Stricke gesteckt waren. Auf diesen in seiner Art einzigen Thron setzte sich Opoccu. Sein ganzer Körper war mit Talg überstrichen, hiedurch haftete der dichte Goldstaub, welcher darauf gepudert lag, und machte ihn durchaus von Golde glänzend. Seinen Kopf bedeckte ein europäischer Hut mit breiten goldenen Borten eingefaßt und mit weissen Federn geziert. Der Hals, die Arme, der Leib und die Beine waren mit vielen Schnüren der schönsten Agtien (längtichten Stücken Lapis lazuli, Agat und Carneol) überhangen; um die Mitte des Leibes gieng dabei eine

kostbare Schärpe von Goldstoff mit Taffent gefüttert. Er ließ seine Füße in einem massiv goldenen Becken ruhen. Von allen Großen des Reichs umgehen, lagen vor ihm ausgestreckt an der Erde und das Haupt mit Staub bedeckt, hundert Beklagte und Kläger. In einer geringen Entfernung warteten zwanzig mit Säbeln bewafnete Henker zum schnellen Hinrichten der Schuldigen, und eine weitere Aussicht zeigte einen Haufen abgehauener Menschenköpfe; denn zu Zeiten verurtheilte der Tyrann in 12 Stunden einige siebenzig Unglückliche zum Tode, da fast jederzeit sowohl die Kläger als Beklagte ihre Köpfe verlieren.

Niemand durfte den Opoccu bei seinem Namen nennen; der Höchste, der Feuerfarbene waren seine Titel beim Anreden.

In solcher Lage erhielt der dänische Abgesandte Noy seine Abschiedsaudienz, und die charakteristische Unterredung zwischen ihm und Opoccu war dabei folgende:

Opoccu. Herr Junge, (Seignore Mos) bist du von meinen Kabusieren, welchen ich befahl, dich und deine Leute zu beherbergen, gut aufgenommen?

Noy. Ja, Herr König (Seignore el Rey) es hat mir an nichts gefehlt.

Op. Herr Junge, du hast dich nur 6 Wochen hier aufgehalten; ich mag dich wohl leiden, und wünschte, du bliebest länger, damit du mehr von meiner Größe kennen lernteſt, um deinen Bekannten eine Beschreibung

davon zu machen. Hast du meines Gleichen jemals gesehen?

Noy. Niemals, Herr König; deines Gleichen ist in der Welt nicht zu finden.

Op. Du hast Recht; selbst Gott im Himmel ist nur etwas weniges größer als ich.

Herr Junge, ich will dir einschenken, du möchtest sonst denken, ich wäre nicht eben so gut mit Wein und Bier versehen, als deine blanke Herren.

Opoccu trank nun von dem englischen Biere, und gab die Flasche sodann dem Gesandten. Als dieser nur wenig trank, fuhr der König fort:

Op. Herr Junge, du trankest nur wenig.

Noy. Herr König, ich darf nicht viel trinken, denn ich merke, es steigt mir zu Kopfe.

Op. Herr Junge, du bist nicht von dem Bier trunken worden, sondern von dem Anschauen meines Antlitzes; denn solches macht alle Menschen trunken.

Bald darauf entließ er den Gesandten mit dem Versprechen, die Waaren der dänischen Packhäuser jährlich dreimal auszukaufen.

Der wahnsinnigsten Tyrannei ungeachtet, fehlte es dem Opoccu übrigens nicht an Verstande. Er suchte in seinen Ländern Fabriken anzulegen; und wußte durch große Versprechungen dänische Soldaten an sich zu locken, um für ihn Brandtewein-Brennereien zu errichten. Dies hintertrieben indeß die Dänen. Er musterte die

Baumwollenweber so sehr auf, daß sie Schärpen von 50 Rthlr. Werth zu Stande brachten; ja er ließ Taffente von allen Farben aufkaufen; ließ alle einzelne Faden davon aufziehen, und diese auf das mühsamste unter die Baumwolle gewebt, gaben vielfarbige Schärpen, welche mit 500 und mehr Thalern bezahlt wurden.

Man glaube indeß nicht, daß diese Hintansetzung aller Gerechtigkeit und aller menschlichen Gefühle, sich etwa auf eine einzige Negernation unter einem einzelnen harten Regenten derselben einschränke. Außer den obigen gültigen Beweisen führen Norris, Fayrar, Devayers, Pommegeorge und Isert hierüber eine und dieselbe Sprache. Dies ist aber desto entscheidender, je lebhafter die beiden Letzteren dem Negerhandel entgegen sind.

In folgender Erzählung liegen hauptsächlich des englischen Handelsgesandten Norris Reisen zum Grunde, welche er zu Anfange von 1772 und zu Ende des folgenden Jahres zu dem Bossa Ahadi, König der Dahomey's unternahm. Mit ihr stimmen die neuesten Nachrichten der Gesandten der übrigen in Whidah handelnden Europäer überein; denn diese machen gewöhnlich einmal im Jahre, zu Anfange desselben, zur Zeit der Gedächtnißfeier des Vaters des Königs, Reisen von eben der Art. Man lernt darin zugleich verschiedenes von dem Binnenlande kennen, welches die Aufmerksamkeit verdient.

Von Grijwi, oder Gregoy, der jetzigen Hauptstadt von Whidah, bis nach Abomey, der Residenz des Königs von Dahomey, beträgt der Weg einige zwanzig deutsche Meilen. Die Reise ist, bei einer sehr geringen westlichen Abweichung, nach Norden gerichtet. Auf diesem einzigen Wege finden sich, die Residenz mit eingeschlossen, 5 beträchtliche Städte von 8, 15 und 24 tausend Menschen, ausser drei kleinen Städtchen und sechs Dörfern. Mehrere dieser Ortschaften sind treflich gelegen; haben schönes Wasser, und sind mit der reichsten Vegetation umgeben. Auf dem letzteren Theile der Reise liegt ein grosser Wald; selbst die schnellen Träger des Hammak, worin die Weissen fortgeschaft werden, brauchen fünf Stunden, ihn zu durchschneiden, und hiebei bedarf es grosser Vorsicht. Die Träger führen des Nachts Laternen; die ganze Mannschaft von dreissig Negern bläst ins Horn, singt und feuert die Gewehre ab. Und dieser sonderbare Lärm wird durch das Plappern und dem Geschrei der hiedurch aufgeschreckten Heere von Affen und Papageien, dem Brüllen der grosen Raubthiere, dem Krachen und Rauschen der das Unterholz zerbrechenden Elephanten auf das fürchterlichste erhöhet. Auch auf dieser Reise bestätigte sich Iserts Erfahrung bei seiner kleineren Landreise in einer andern Gegend dieses Landes, daß der Binnenländer an Gutmüthigkeit den Küstenbewohner übertreffe.

Die Ankunft der Handelsgesandten wird in Abomey durch Abfeuerung der Kanonen gefeiert; auch werden ihnen vom Könige Geschenke gesandt, z. B. Schaafe, Hühner, Bier (Pitto), Palmwein, Salz und Brandtewein. Der Mayhau, d. i. der zweite Minister und Oberceremonienmeister des Königs, bekomplimentirt sie. Der Mayhau und der Tamegah, der erste Minister, haben das Vorrecht, einen der Söhne des Königs bei dessen Tode zum Nachfolger zu ernennen; beide sind zugleich die obersten Richter des Landes. Indeß genießt der erste Minister, der Tamegah, ausschließlich noch eines gröſsern Vorrechts; denn unter allen Unterthanen kann der König nur diesen allein nicht willkührlich hinrichten lassen.

Diese beiden ersten Minister führen dann gleichfalls die Gesandten bei dem Könige selbst ein.

Das groſse Fest, dem sie hiemit beiwohnen, wird dadurch noch merkwürdiger, daß der König sodann jedem seiner Unterthanen Gehör ertheilt, und Recht spricht; dagegen aber freilich auch von jedem ansehnliche Geschenke, als eine Art Tribut empfängt.

Dem Norris zufolge, theilt der König sodann an die ledigen Mannspersonen, welche ihn darum ansprechen, Mädchen zum Verehelichen aus; zum Theil mehrere seines eigenen Serails. Denn dieses besteht aus drei bis vier Tausend Weibern; seine Groſsen haben jeder drei bis vier Hundert, und damit es der dadurch gefährdeten untern Volksklasse wenigstens nicht gänzlich gebreche, so

unterhält der König in jedem Orte, eine seiner Bevölkerung angemessene Anzahl öffentlicher Mädchen. Sie müssen eine schwere Abgabe geben, obgleich ihre Gunstbezeugungen sehr wohlfeil sind; dafür handeln sie aber auch mit Bier und Federvieh.

Das Fest selbst hebt sich an mit Ermorden vieler dazu aufgesparten Kriegsgefangenen, ja selbst, im Fall sich darunter Berittene fanden, ihrer Pferde. Die Gesandten führt man ausdrücklich vor grose Haufen Menschenköpfe, welche theils vor dem Pallaste aufgethürmt liegen, theils zum Prunk auf Stangen dort aufgesteckt sind, vorüber.

Innerhalb des Pallastes stehen die beiden ersten Minister zu ihrem Empfange bereit. Diese nähern sich den innern Gemächern des Königs, indem sie auf allen Vieren fortkriechen; Staub oder Erde über ihr Haupt schütten, und den Weibern zurufen, der Gesandte sey zur Audienz gekommen.

Hierauf öfnen die Weiber des Königs die Thore. Am Eingange liegen ein Paar frisch abgehauene Menschenköpfe auf besonders dazu hingestellten Steinen. Die Wache dieser Vorzimmer besteht etwa aus 40 Mann, mit Flinten und Seitengewehr bewafnet, nebst zwanzig Verschnittenen, die da polirte eiserne Stäbe führen. Beim weitern Durchgehen der folgenden Hallen erblickt man abermals mehrere blutige Spuren von Hinrichtungen, und zuletzt in einem geräumigen Saal, den König selbst. Er

ſaß auf einem ſchönen, mit karmoiſin Sammet beſchlagenen, und mit goldenen Franſen eingefaßten Stuhl, der auf einer Fußdecke ſtand. In einem weiten reichen karmoiſin damaſtenen Talar eingeſchlagen, trug er einen mit goldenen Treſſen beſetzten und mit Straußfedern gezierten Hut; dabei hatte er gelbe Pantoffeln an, aber keine Strümpfe; rauchte Taback, und ließ ſich von einigen Weibern friſche Luft zufächeln; andere hielten Fliegenwedel und eine derſelben einen goldenen Spucknapf.

Auf den Bauch hingeworfen und das Haupt mit Staub überſtreuet, dient ſodann der Miniſter zum Sprachorgan des Königs, denn nur zu ihm ſpricht der König, und der Miniſter wiederum zu dem Dollmetſcher des Blanken. Sind nun die Geſchenke ausgewechſelt, worunter ſich von Seiten des Königs gewöhnlich eine ſechszehnjährige ſchöne Sklavin befindet, ſo wird das Geſuch der Europäer bewilligt, und hierauf treten mehrere Compagnien Weiber des Königs auf; jede beſteht aus 80 bis 100 Perſonen. Sie tragen eine erſtaunliche Menge Silber- und Goldſtoffe, ſilberne Geſchirre aller Art, und ſelbſt vielen bei uns gewöhnlichen Hausrath in Proceſſion umher; ein andermal machen ſie, mit Ober- und Untergewehr verſehen und mit ſilbernen Helmen bedeckt, förmlich kriegeriſche Evolutionen. Dies nur einzig und allein um den Blanken einen hohen Begriff von der Macht und dem Reichthum des Königs beizubringen.

Findet sich unter den Geschenken der Europäer etwas dem Könige besonders Gefälliges, so beschäftigt er sich hiemit vorzüglich. Eine ihm von Norris überbrachte Drehorgel mußte häufig spielen; und es verdient angemerkt zu werden, daß ihm unter den mehreren Märschen und Liedern, welche die Orgel spielte, die Melodie eines Psalms so auszeichnend gefiel, daß er sie oft wiederholen und die Walze hierauf stellen ließ, damit er sie selbst wiederholen könne. Ebenfalls vergnügte er sich sehr an einer mit Saffian überzogenen und mit grünen Rollgardinen versehenen Sänfte. Seine Hammoks- oder Hamaks-Träger mußten ihn in den äußeren Sälen darin umhertragen, in den inneren aber die Verschnittenen; während dessen ließ er dann die Gardinen häufig mit Freude und Bewunderung auf und ab rollen, und die Weiber legten ihr beifallvolles Erstaunen durch lautes Zurufen an den Tag.

Die Gesandten werden auf königliche Kosten ernährt; speisen auch mehrmalen am Hofe; jedoch nie in Gesellschaft des Königs, der überhaupt nie öffentlich speiset, damit seine Unterthanen in den Wahn erhalten werden, er esse gar nicht. Die königlichen Prinzen hingegen setzten sich oft hinter die Gesandten, und nahmen von ihrer Tafel alles mit großer Bereitwilligkeit entgegen.

Kurz vor dem letzten großen Tage des Festes werden mehrere unglückliche Menschen und oftmals Pferde niedergehauen und ihre Köpfe aufgehäuft; denn hierin scheu-

nen die Könige so sehr ihre Größe zu setzen, daß die Mauer der innersten Theile ihrer Gemächer, welche Norris zu sehen Gelegenheit hatte, als der wegen Krankheit zu Bette liegende König ihn zu sprechen verlangte, mit menschlichen Unterkinnbacken bedeckt war; ja ein Theil des Schlafzimmers ist mit den Schädeln der erschlagenen feindlichen Großen gepflastert!

Schon früh des Morgens wird an jenem feierlichen Tage ein großes Gerüste vor dem Pallaste errichtet. Auf diesen Altan bringen die königlichen Bedienten viel Stränge Cauris (kleine Porcellan-Schnecken, Cypraea moneta, welche als Geld gebraucht werden, 20 derselben haben den Werth von drei Pfennig) zu 2 Rthlr. den Strang; ferner, Korallen, Siamoisen, schöne Tücher von den Eyos verfertigt, europäische Zeuge, Beile, Aexte, Säbel u. dgl. Für die Gesandten werden eigene Stühle, für den König selbst aber ein prächtiger Lehnsessel darauf gestellt.

Es versammlet sich nun gegen Mittag eine große Menge Volks, oftmals zehn und mehr Tausend, ihren König zu sehen und seine Wohlthaten zu genießen; denn dies ist die einzige Gelegenheit im Jahre, daß der König sich seinem Volke öffentlich zeiget.

Um drei Uhr Nachmittags tritt letzterer aus der Thür, welche vom Pallaste aus zu der Bühne führt, auf dieselbe, und setzt sich in den Lehnstuhl; einige seiner Favoritinnen halten über ihn einen ungeheuern Sonnenschirm

von Goldstoff, obenauf mit großen Straußfedern geziert. Die Gesandten nehmen nun ihre Stühle ein und das herbeiströmende Volk tanzt unten am Gerüste und besingt die Großthaten des Königs.

Dieser erhebt sich, begleitet von den Weibern, und tritt, stets unter dem großen Schirme, an den Rand der Bühne. Sein erster Minister bietet ihm knieend einen Korb dar, welcher von allen jenen Waaren etwas enthält und hievon wirft der König mehreres mit beiden Händen unter die jubelnde Menge. Die Kabossiere und die Gesandten folgen darauf seinem Beispiele. Hier ist es denn bewundernswürdig, mit was für Geschicklichkeit die Neger die so hinabfliegenden Beile, Aexte, Dolche und Säbel, ohne sich zu verletzen, aufzufangen wissen. Zuletzt schließt sich dieses Freudenfest mit folgender Scene.

Zehn bis zwölf Männer tragen eben so viel weitschichtige, daher durchsichtige Körbe auf das Gerüste. In jedem derselben sitzt ein Mensch, mit in einander gebundenen Beinen und Armen und einen Knebel im Munde. *) Diese Unglücklichen (gewöhnlich Kriegsgefangene, jedoch bei deren Abgang eigene Unterthanen) sahen unten am Gerüste die volle Freude viel Tausend ihrer Mitmenschen, und jetzt werden sie, nachdem der König sie zuvor noch einmal in Augenschein genommen hat, und nachdem sie dem mit lautem Jubel erwartenden Volke durch Hin-

*) M. s. das dritte Kupfer.

und Herschwengen gleichsam triumphirend vorgezeigt worden, in ihren Käfigen als Schlachtopfer hinabgeworfen. Auch erreichen sie selten einmal die Erde. Hundert und mehr breite Säbel und Aexte zerhauen Körbe und Menschen. Die vor Freude taumelnde Menge raufet sich um ihre zappelnden Glieder; der, welcher einen Kopf erkämpft, erhält eine besondere Belohnung. Mit dem Blute dieser Schlachtopfer bestreichen sich ihre Henker; nach andern kostet der König etwas von dem in einer Schale aufgefangenen Blute.

Diese Scenen schränken sich aber nicht auf die Goldküste ein. In Benin werden die Hauptfeste gleichfalls mit Menschenblut gefärbt. Bei dem Feste der Coralien und bei dem Yams-Feste opferte man noch 1787. Männer und männliche Thiere; dies erzählte vor kurzem ein Augenzeuge, Hr. Palliſot Beauvois in dem National-Institute.

Ist die Gedächtnißfeier des Todes der Vorfahren bereits so fürchterlich, was darf man denn nicht von den wirklichen Beerdigungscerimonien der Könige erwarten?

Auch übertreffen diese die ersteren bei weitem an Unmenschlichkeit. So bald nämlich ein König auf der Gold- oder Sklavenküste gestorben ist, so entsteht im Innern des Pallastes eine Scene der wildesten Verwirrung und der blutigsten Anarchie. Die Weiber zerschmettern alles Gerächte und alle Kostbarkeiten, und metzeln sich sodann unter einander; ja die Bürger der Hauptstadt rauben und

plündern einander unbestraft. Die Ankündigung der Wahl eines neuen Königs, welche die Minister bei dieser Lage der Dinge so sehr als möglich beschleunigen und durch Kanonen dem Volke zu wissen thun, macht dieser Anarchie zwar sogleich ein Ende, allein bald darauf nimmt die schreckliche Beerdigungsceremonie ihren Anfang.

Für den königlichen Leichnam wird in der Mitte eines viereckigen Platzes ein Grab gegraben, und die Leiche hineingelegt. Mehrere der ersten Frauen werden getödtet und mit in der Gruft oder auch in der Einfassung des Vierecks begraben. Bei dem Tode Frempungs, Königs von Akim, zerbrach man 336 seiner Weiber die Knochen und begrub sie noch lebendig. Sodann richtete man den ersten Günstling des Königs hin. Zu Lebzeiten des Königs genießt er die größten Vorrechte und zeichnet sie durch einen eigenen Talar öffentlich aus. Ihm folgen zum Dienste des Königs in der andern Welt mehrere hundert Sklaven im Tode nach; bei Frempungs Tode drei Tausend. Oftmals leben diese Unglücklichen noch mehrere Tage, während daß die Unterthanen sich auf diesem Blutacker versammlen, und über den Köpfen, der in den schrecklichsten Qualen Hinsterbenden, viele Tage lang singen und tanzen.

Auch bei Privatvorfällen zeigt der Neger, wie wenig ihm an seinem Leben gelegen ist.

Der Selbstmord ist unter den in Sklaverei gerathenen Schwarzen auf den westindischen Pflanzungen sehr häufig. Oldendorp zufolge ist dies auch bei dem weiblichen Geschlechte der Fall und erstickt sogar die Gefühle der Mutter.

Eine Negerin auf St. Thomas richtete sich dadurch langsam hin, daß sie nichts anders als Erde genoß. Ob nun gleich ihr Herr durch einen aus Leder verfertigten Mundkorb, welcher nur durch kleine Oefnungen die Luft zuließ, dies zu verhindern suchte, so wußte sie sich dennoch täglich eine Quantität Sand und Erde beizubringen, und zehrte hiedurch kümmerlich hinweg.

Zwei andere Sklavinnen waren kürzlich aus Guinea nach St. Croix gebracht. Die eine war schwanger, die andere hatte zwei Kinder, wovon das eine noch an der Brust lag. Die beiden Mütter kamen überein zu sterben. Die erste erhenkte sich an einem Baume; die andere erdrosselte zuerst ihren ältern Knaben, legte sodann ihren Säugling auf die Erde und erhenkte sich an den daneben stehenden Baum, an welchem das ältere Kind bereits umgekommen war.

Selbst ganze Gesellschaften von Negern wählen mit kaltem Muthe den Tod, um sich nicht in die Hände der Feinde zu liefern. Wir sahen dies bereits bei Erzählung der Siegs des Königs von Dahomey, und folgendes Beispiel ist noch auffallender.

Im Jahre 1733 beschlossen die Neger der dänischen Insel St. Jan, ihrer Sklaverei auf einmal ein Ende zu machen und sich der Insel selbst zu bemeistern. Die Sklaven von der kriegerischen Amina-Nation, als die Anführer der Verschwörung, hatten in den Holzbündeln, welche sie in die Festung zu bringen gehalten sind, große Messer versteckt. Hiemit ermordeten sie die Garnison der Festung, bemeisterten sich derselben, und thaten dies sogleich ihren Mitverschwornen durch Kanonen kund. Die Empörung nahm überhand; wären die Mulatten nebst einigen wenigen redlichen Negern, den Dänen nicht treu geblieben, so war die Insel für sie verlohren. Französische Truppen, welche man von Martinique zu Hülfe gerufen hatte, kamen aber frühzeitig genug, um die Rebellen in die Flucht zu schlagen und alles wieder in Ruhe zu bringen. Drei Hundert, der hiedurch zur Verzweiflung gebrachten Aufrührer, zogen sich auf einen Berg zurück. Hier setzten sie sich auf Betten und Teppichen nieder, und empfingen ruhig einer nach dem andern von den beiden Haupträdelsführern den tödtlichen Schuß, und nach dieser Ermordung ihrer Mitbrüder nahmen sich jene Beide zuletzt selbst das Leben.

Dieses Nichtachten des Lebens sowohl als die übrigen merkwürdigen Züge in dem Charakter des Negers noch deutlicher darzustellen, hiezu bietet der Sklavenhandel die bequemste Gelegenheit dar.

Da dieses niederschlagende Phänomen schon an und für sich von höchst allgemeinem Interesse ist, so wird ein kurzer Ueberblick desselben hier aus doppelter Ursache am rechten Orte stehen.

Ueber den Sklavenhandel.

„Wahrlich ein schöner, junger Kerl! Nur erst 20 Jahr, „und doch bereits über 5 Fuß; hat alle Finger, einen „reinen Athem, und keine Narben; dabei ist er gutwil„lig und munter. Da müßt ihr zu den Preis von 150 „Rthlr. noch ein Paar Barren Brandtewein (4 Maaß die „Barre) zulegen. Dagegen lasse ich dies Mädchen, ob„gleich bald 12 Jahr alt und nicht häßlich, für 2 Flinten „und 30 Pfund Pulver, ein Stück geblümten Kattyn, „ein Dutzend Messer und 4 Stränge Corallen.“ —

„Nein, 4 Thaler ziehe ich für 2 fehlende Zähne ab; auch scheint der Sklave an dem einen Auge etwas gelitten zu haben; kurz, wollt ihr den Brandtewein und den Kattun fahren lassen, so sey der Kauf geschlossen.“

Diese Unterhaltung eines schwarzen Aufkäufers der Sklaven mit dem weißen Menschenhändler beugt sicher die Gefühle jedes rechtlichen Mannes.

Dennoch führt die Sklaverei ihre entsetzliche Ahnentafel bis zu dem Ursprunge der menschlichen Gesellschaft hinauf. Dies liegt in der Natur der Verhältnisse des

Schwächeren zu dem Kraftvolleren, wenigstens in den rohern Zeiten der Menschheit!

Wenn sie sich aber noch jetzt unter hoch ausgebildeten Nationen erhält; wenn sogar in jener, wegen ihrer Constitution mit Recht gepriesenen glücklichen Insel, der Mann unter gewissen Umständen seine Gattin mit dem Stricke um dem Halse zu Markte feil bieten darf, so mindert dies doch beträchtlich die Dunkelheit des Schattens, worin uns gewöhnlich der afrikanische Sklavenhandel zu erscheinen pflegt.

Was Wunder auch, daß die Sklaverei und der Handel mit seines Gleichen, in einem Lande den Hauptsitz aufschlugen, wo das Menschengeschlecht, wie alle organische Wesen, an Populosität überfließt? Wo die Vielweiberei das Herz des Vaters unter mehrere hundert von Individuen zertheilt, und hiemit die Familien-Anhänglichkeit unglaublich vermindert; wo die luxuriirende Natur, die Sorglosigkeit der Eltern gegen die Kinder durch die kaum glaubliche Leichtigkeit sich zu ernähren entschuldigt; wo endlich das Klima die Indolenz bis zur Verachtung der eigenen Erhaltung hinauftreibt?

Daher war aber nicht nur seit den ältesten Zeiten dort stets Menschenverkauf, sondern man zählt, was noch mehr auffällt, noch jetzt selbst im Innern der uns bekannt gewordenen westlichen Theile von Afrika, drei Sklaven gegen einen freien Mann!

Die ersten Neger, welche Antonio Gonsales 1442 in Lissabon unter den übrigen Merkwürdigkeiten seines Zuges nach Afrika, aufführte, erregten Erstaunen. Sie kamen, nebst dem zugleich mitgebrachten Goldstaube, aus der Gegend des Goldflusses (Rio del Oro), dessen Mündung fast genau unter dem Wendekreise gelegen ist. Dieses Gold gab den Ursprung zu den englischen Guineen, so wie diese Neger nachmals den eigentlichen Sklaven-, oder wie wir ihn jetzt überhaupt nennen, den Guinea-Handel, veranlaßten.

Als nämlich 50 Jahr nachher Colon die neue Welt entdeckte, und als bald darauf die Nachfolger des eben so großen als unglücklichen Mannes, nach dem wahnsinnigsten Vertilgen der Ureinwohner, den hohen Werth der Neger für den Anbau westindischer Produkte fühlten, da hub dieser entsetzliche Handel mit unsern schwarzen Mitbrüdern im Großen an, und erhielt nur dann erst eine systematische Form.

Spanien, welches seinen Negerhandel an die Genueser verpachtete, trieb ihn mit Portugall bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts fast ausschließlich; damals lieferte nur allein Angola 28000 Neger für Brasilien.

Bald darauf nahmen nun die Engländer, Franzosen und Holländer an diesem Handel bedeutenden Antheil; denen dann die Dänen, die Schweden, ja sogar die Brandenburger folgten. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm errichtete 1681 eine afrikanische Compagnie,

wie auch ein Fort auf dem Vorgebürge der drei Spitzen (Cabo de Tres puntas); allein der Deutsche mag sich freuen, daß er, durch König Friedrich Wilhelm I. des schwarzen Menschenhandels überhoben wurde. Dieser Monarch verkaufte seine afrikanischen Besitzungen 1720 an die Holländer.

Gegen das Ende des so eben verflossenen Jahrhunderts ward England unstreitig der wichtigste Interessente bei dem Sklavenhandel. Denn wenn gleich Frankreich kurz vor der Revolution 507000 Negersklaven auf seinen gesamten amerikanischen Besitzungen hegete, und England nach darüber vorgelegten Listen nur 461000, so führte dagegen England selbst den Franzosen und den Spaniern, welche gleichfalls auf 400000 Neger in ihren westlichen Besitzungen ernähren, eine große Anzahl hievon aus Afrika zu. Es waren daher in keinem Seestaate so viel Schiffe, so viele Matrosen und so viel Handelsleute und Spekulanten hiemit beschäftigt, als in England; jährlich erforderte der englische Sklavenhandel 700 Schiffe. Für die ältesten Negerhändler, die Portugiesen, rechnet man 350000 Neger in ihren westlichen Besitzungen.

Holland, welches sehr beträchtliche und größtentheils sehr alte Etablissements an den Küsten von Afrika besitzt, hat in seinen amerikanischen Kolonien 124 bis 125000 Neger; Dännemark etwa 3200 und Schweden nur ein Paar Hundert.

Dagegen fanden sich nach einer Zählung von 1791 in allen Freistaaten von Nordamerika 698725 Negersklaven; wovon freilich bei weitem der grösste Theil, nämlich über 632000 den südlichen Staaten zufällt.

Da ist also bloß in der westlichen Halbkugel eine Masse von mehr als drittehalb Millionen Neger! Ungeachtet nun diese Schwarzen in ein Land geführt werden, dessen Klima von dem ihres Vaterlandes nicht sehr verschieden ist, so übertrift dennoch ihre Sterblichkeit die der Europäer bei weitem. Ja, statt daß das Menschengeschlecht sich im Ganzen aller Orten jährlich vermehrt, nehmen die Neger im Ganzen um mehr als 5 Procent ab. Dies beweist unwidersprechlich der jährlich öffentlich eingeführte Nachschuß von wenigstens 100000 schwarzen Rekruten für die westindischen Kolonien, da der Schleichhandel sicher noch 20 und mehr Tausend beträgt.

Wie sie verhältnißmäßig von den verschiedenen Seestaaten dort eingeführt werden, zeigt die englische Angabe für das Jahr 1768

England führte damals Neger aus Afrika	59300
Frankreich	23500
Holland	11000
Portugall	8500
Dännemark	1200
	103500

Von dieser grosen Summe ist noch kein Sechstel weiblichen Geschlechts.

Nach der Trennung der amerikanischen Staaten vom Mutterlande, schien er, obgleich mehrere derselben ihm entgegen waren, dennoch sich zu vermehren. Sollen doch im Jahre 1784 englische Agenten in Madrid um den Abschluß eines Contrakts nachgesucht haben, wodurch ihnen das Einführen von 80000 Negern allein in die spanischen Etablissements bewilliget würde!

Zugegeben, daß mehrere Tausend der jährlich eingeführten Neger auch zum Erweitern europäischer Plantagen verwendet werden, dennoch ist der jährliche Verlust von fünf Menschen vom Hundert noch nicht zu hoch gerechnet; denn nach den gültigsten Zeugnissen verlieren mehrere Pflanzer sogar $\frac{1}{10}$ ihrer Neger.

Fürwahr ein der Natur des Menschen, und noch mehr des fruchtbaren Negers, höchstwidriges Phänomen!

Woher sich dieses erklären lasse, und was für einen erstaunlichen Verlust an Menschen Afrika durch diesen Handel leide, dies lehrt uns am bequemsten eine leichte Uebersicht des Behandelns dieser Schwarzen, vom Anfange ihrer Sklaverei an, bis zu ihrem Zustande innerhalb der westindischen Pflanzungen.

Unter den hauptsächlichsten Veranlassungen, wodurch die Neger ihre Freiheit verlieren, und woraus daher der Sklavenhandel die größte Masse seines traurigen Materials erhält, stehen die Kriege der Schwarzen gegen einander oben an. Sie sind dem Mungo Park zufolge von zweierlei Art. Die erstere, welche Kilji heißt,

kommt ihrer Natur nach unsern Kriegen sehr nahe. Zwei Nationen bekriegen sich nach vorhergegangener öffentlicher Ankündigung. Solcher Kriege ist bereits oben gedacht worden.

Die zweite beruhet auf erblichen Fehden. Park nennet eine solche Fehde Tagria. Die Einwohner einzelner Distrikte haben nämlich einen verjährten Haß gegen einander, wegen vormaliger Beleidigungen. Und diese Rache befriedigen sie dadurch, daß sie gewöhnlich nach vollbrachter Erndte einander hinterlistig überfallen, Menschen und Vieh rauben, Städte und Dörfer verheeren.

Oftmals geschehen solche Einfälle in das Gebiet der Nachbarn mit mehrern Hunderten auf einmal. So überfiel der Sohn des Königs von Fuhlada die Jallonkas mit 500 Reitern, und machte viele Gefangene.

Oftmals unternehmen hingegen einzelne Familien solche Raubparthien; ja sogar ein einzelner kühner und starker Neger wagt es, auf vorübergehende unbewafnete Menschen hinter dem Gebüsche hervorzuspringen und einen freien Mann als Gefangenen fortzuführen.

Diese beiden Arten, Menschen zu rauben oder vielmehr sie ihrer Freiheit zu berauben, ist jetzt durch unsern Sklavenhandel allerdings sehr vermehrt und vervielfachet worden.

Seit der Einführung der europäischen Bedürfnisse, z. B. des Feuergewehrs, Schießmaterialien, Eisens und

vorzüglich des Brandtewein's, halten es sich die Negerfürsten nicht zum Gewissen, so bald es ihnen an solchen Waaren mangelt, ihre friedliche Nachbarn mit Krieg zu überziehen und die unglücklichen Gefangenen den Europäern zu verhandeln.

Donuel, der Negerkönig von Cajor, hatte kaum vernommen, daß europäische Sklavenhändler an der gegenüberliegenden Insel Garee gelandet seyen, als er sogleich seine bewaffneten Menschenräuber in die umliegenden Gegenden sandte. Da diese seine Gier nach unsern Waaren, besonders nach Brandtewein zu langsam und zu kleinlich befriedigten, überfiel er die benachbarten Negerstämme mit seiner ganzen Macht. Nach einer blutigen Schlacht, denn der Widerstand der so schändlich überfallenen Nachbarn war bedeutend, siegte leider das stärkere Heer des Dounels. Zwei hundert Menschen blieben auf dem Platze, 180 Kriegsgefangene führte der König mit sich fort, und alle Greise und unverkaufbare Kinder wurden niedergemacht.

Sogar gegen ihre eigene Unterthanen scheuen sich diese würdigen Väter des Volks nicht solche Greuel zu begehen.

Aehnliche, aber noch blutigere Kriege führt bereits le Maire zu Ende des 17ten Jahrhunderts von dem Könige Brak, unweit des Senegals, an.

Im Jahre 1788. erlebte der edle Wadstroem zu Joal, daß der König von Bursin (Barbasin) fast jedes-

mal in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, bewaffnete Leute ausſandte und mit Gewalt ſeine eigene Unterthanen zum Verkauf ſtehlen ließ. Der damalige Fürſt war, ſo lange er nüchtern blieb, durchaus einer ſolchen That unfähig. Franzöſiſche Sklavenhändler, welche bei Joal (zwiſchen dem Senegal und dem Gambia) lagen, wußten ihn in der Trunkenheit, durch den Reiz ihrer Waaren, hiezu zu beſtimmen. Oftmals reuete dem König ſeine That; er ſandte ſelbſt einſtens zwei Sklaven zum Austauſchen eines während ſeiner Trunkenheit geraubten und verkauften freien Mädgens.

Bei dieſen Räubereien werden Tauſende der Unterthanen theils zu Grunde gerichtet, theils getödtet; die Familien werden zertrennt, die Mütter werden von ihren ſäugenden Kindern geriſſen, und die ausgeſandten königlichen Henkersknechte ſcheuen ſich nicht die in Thränen ſchwimmenden Unglücklichen mit den härteſten Schlägen fortzutreiben, während daß ihre Mitſoldaten das Geſchrei der Unſchuldigen durch Trommeln und Schießen zu übertäuben ſuchen.

Eine ſolche Jammerſcene ſieht man hier nach der auf der Stelle davon gemachten Zeichnung jenes würdigen Schweden. *)

*) M. ſ. das vierte Kupfer.

Daß dies Rauben einzelner Menschen mitten im Frieden durch eigene Mitbürger, nicht blos an der Seeküste, sondern selbst im Innern von Afrika statt habe, bezeugt der Wahrheit liebende Gustav Wasa. Er selbst ward in einem der entlegensten Theile von Benin als Knabe gestohlen. Daher gehet dort der Neger unter seinen eigenen Mitbürgern häufig bewaffnet einher.

Oftmals fällt ein solcher Menschenraub hart auf den Räuber zurück. Auf der Pfefferküste bei Picannani Sestre sahe der Engländer Dove ein geraubtes, junges Negermädgen durch einen schwarzen Sklavenhändler, Ben Johnson, an Bord eines Sklavenschiffes bringen, dort verkaufen und mit den dafür erhaltenen Waaren in seinem Boote davon eilen. Aber ein anderes Boot holte das seinige ein; die darin befindlichen Neger überwältigten Ben Johnson, brachten ihn unter sterem Rufen Teefee (Dieb) auf das Schiff, und boten ihn nun selbst dem Schiffskapitain zu kaufen an. Ben Johnson stellte diesem vergeblich vor, er kenne ihn ja schon lange als einen freien Neger und großen Handelsmann, und werde ihn daher doch nicht kaufen; allein dieser, dem Charakter solcher Europäer gemäß, antwortete ruhig: „Gleichviel, „wenn diese Neger dich verkaufen wollen, so kaufe ich „dich," und hiemit schlug er ihn in Fesseln, zahlte den Preis und führte den Dieb selbst nach Westindien.

Noch schaudervoller ist die Erzählung des le Maire, da ein Vater seinen eigenen Sohn an die Franzosen am

Senegal zu verkaufen gedachte. Dieser, der französisch verstand, überlistete jenen, verhandelte den gefühllosen Vater, und dieser ward, obgleich er dem Käufer laut zurief: „Ein Sohn könne seinen Vater nicht verkaufen,“ von dem eben so gefühllosen Menschenhändler in Fesseln geschlagen und nach Westindien geführt.

Die zweite Veranlassung zum Verlust der Freiheit unter den Negern hat größtentheils ihren Grund in der ersten, nämlich in ihren Kriegen.

Alle Lebensmittel werden dadurch verwüstet, Ackerbau und Viehzucht werden vernachläßiget, und so entsteht, in dem reichsten Lande der Welt, Hungersnoth. Diese nimmt indeß zu Zeiten auch von langer Dürre, und wiewohl nur auf sehr kurze Zeit von ungeheuern, alles Laub und Getreide verzehrenden Heeren Heuschrecken ihren Ursprung. Mungo Park war Augenzeuge, daß eine vom Hunger völlig abgezehrte Mutter ihr schönes Kind an einen reichen Neger gegen eine Portion Lebensmittel auf 40 Tage verkaufte.

Während einer dreijährigen Theurung kamen viele Neger in die englische Faktorei an der Gambia, und baten den dortigen Dr. Laidley sie an seine Sklavenkette zu legen, um sie vom Hungertode zu retten.

Eine dritte Ursache der Sklaverei, vielleicht die billigste von allen, ist, Bestrafung schwerer Verbrechen. Mord, Ehebruch und Diebstahl, und, was mehr zu bedauren ist, auch Zauberei, werden in vielen Negerländern, besonders

in dem großen Königreiche Benin, mit Sklaverei bestraft.

Dies lieferte freilich seit Jahrhunderten, ja schon lange vor dem heutigen Negerhandel, oftmals Sklaven, die dann theils den Großen des Landes blieben, theils nach andern Negerländern verkauft wurden. Allein seit der Ankunft der Weißen werden jene Veranlassungen zum Verlust der Freiheit auf eine unerhörte Weise gemißbraucht. Nicht bloß der geringste Argwohn eines Ehebruchs bringt oft den Unschuldigen schon um seine Freiheit; die Großen richten ihre Weiber darauf ab, junge Neger an sich zu locken, um sie hiedurch zur Sklaverei verdammen und an die Weißen gegen Brandtewein verhandeln zu können.

Die Könige und die Großen von Aquambo, auf der Goldküste, heirathen in jedem ihrer Dörfer drei bis vier Frauen. Diese lassen sie daselbst; reisen aber jährlich einmal zu ihnen, und zwingen sie eidlich auszusagen, wie oft und mit wem sie unterdessen sich vergangen haben. Die von ihnen angegebenen Liebhaber werden sodann als Sklaven an die Dänen verkauft, und die Frau erhält noch für die Angabe eine Belohnung.

Zu den Zeiten des Des Marchais (1725) bestrafte der König den Ehebruch einer seiner vielen Weiber auf die grausamste Art. Die Unglückliche ward an einen lothrecht aufgerichteten in die Erde versenkten Pfahl gebunden, und die übrigen Frauen des Serails mußten ihr

so lange kochendes Wasser aus großen irdenen Krügen auf den Kopf stürzen, bis sie ihren Geist aufgab. Den Verbrecher band man hingegen an einen, auf zwei Gabeln über einer Grube horizontal ruhenden Pfahl. Die Grube ward sodann von den Weibern des Serails mit Holz und Stroh angefüllt, und der Elende durch Anzündung dieser Materien langsam gebraten. Bei einer dieser gräßlichen Executionen bemäheten sich die Frauen des Königs, um ihre Unschuld darzuthun, sehr ämsig Holz in die Grube zu tragen. Der Verurtheilte, von dem man wußte, daß er bei mehreren derselben in gleicher Gunst gestanden, den man daher zwingen wollte, mehrere derselben für schuldig zu erklären, verweigerte letzteres indeß standhaft; er sagte nur lächelnd: „Sie haben „Recht, so eifrig zu meinem Tode beizutragen, denn ich „bin ihnen jetzt nichts mehr nütze; und sie erscheinen da„durch schuldloser.“

Dergleichen Bestrafungen ereignen sich weniger, seitdem der Sklavenhandel so sehr zugenommen hat. Man verkauft aber dagegen anjetzt nicht nur die Frau, sondern ihre ganze Familie.

Ebenfalls wird die Todesstrafe, welche vormals die sogenannten Zauberer betraf, gewöhnlich jetzt in Verlust der Freiheit verwandelt.

Auf der einen Seite ist hiedurch an Menschlichkeit gewonnen; allein diese verliert sich dadurch, daß man nun weit mehr wie zuvor Gewinnstes halber falsche Anklagen

hervorsucht; es wäre leicht, eine Menge gültiger Beispiele hievon aufzuführen.

Schulden halber die Freiheit zu verlieren, war schon längst vor dem Negerhandel in Afrika Sitte. Freilich bietet dieser Handel dazu häufigere Gelegenheiten dar. Oftmals trift ein solches Unglück selbst angesehene Kaufleute, welche auf Spekulation, theils Waaren, theils Sklaven kaufen. Fällt es ihnen dann unmöglich, dem Zahlungstermin Genüge zu leisten, so werden sie selbst Sklaven. Der europäische Kaufmann hat sogar das Recht, sich eines oder mehrerer Verwandten des Schuldners zu bemächtigen, im Fall er letztern nicht selbst habhaft werden kann.

Endlich verliert der Neger, gleich den alten Deutschen, oftmals seine Freiheit durch das Spiel. Wenige Nationen zeigen eine so entschiedene Vorliebe für Hazardspiele, als die Neger. Diese Spiele haben viel Aehnliches mit unserm Würfelspiele. Statt der Würfel bedienen sie sich der Cawris; der kleinen Muscheln, welche bei ihnen statt des Geldes dienen. Sie machen sie durch verschiedene Zeichen kenntlich; schütteln sie in der Hand, wie wir die Würfel im Becher; werfen sie sodann in die Höhe; je nachdem die Muscheln des Gegners oder des Spielers entweder auf die Mündung oder auf den Rücken fallen; oder auch, bei einem andern Spiele, bald nach der Seite des Gegners, bald nach der des Spielers hinrollen, je darnach wird der Verlust oder Gewinn entschie-

den. Der Neger macht selten den Sol geringer, als 4 Liv. (einen Thaler;) und treibt dies mit solcher Wuth, daß er nicht nur oftmals sein übriges Vermögen und seine Sklaven, sondern Weib und Kinder, ja zuletzt seine eigene Freiheit aufsetzt und häufig verspielt.

Leibeigene zeugen, den dortigen Gesetzen zufolge, nur Leibeigene. Dies ist mithin erbliche Sklaverei, und kann nicht mit vollem Grunde für die siebente Quelle des Verlusts der Freiheit angesehen werden; denn das Kind des Sklaven hatte ja noch nie die Freiheit gehabt. Das Schicksal dieser erblichen Sklaven ist aber in Afrika gewöhnlich nicht hart. Man rechnet sie zu der Familie. Sie bauen das Feld in Gesellschaft ihres Herrn; sie fällen Holz und tragen dieses nebst dem Wasser für den Haushalt herbei, oder sie hüten das Vieh. Auch darf in den kleinern Staaten, welche wie Municipalitäten regiert werden, ein Hausvater diese Sklaven nicht wie die im Kriege erbeuteten, nach Willkühr verkaufen. Er muß sie zuvor dem Obersten des Orts, gleichsam zur Einwilligung in den Verkauf, vorstellen.

Freilich giebt es auch hievon, besonders in despotischen Staaten, Ausnahmen. Ursue, König der Aseristen, ließ oft um geringer Vergehungen seine Hausklaven hinrichten. Einer derselben hatte einem freien Neger ein Huhn gestohlen; dafür ward ihm der untere Kinnbacken ausgelöset, und in diesem elenden Zustande mußte der Unglückliche sterben. Allein in dem tiefen

Binnenlande werden sie selten einmal hart gezüchtigt. Sie genießen fast eben der Vortheile der Freien, in der Kleidung und Speise, nur essen sie nicht in Gesellschaft ihrer Herren; ja sie haben oftmals wiederum ihre Sklaven.

Diese vielartige Veranlassungen zur Sklaverei waren also Afrika seit den ältesten Zeiten eigen; seit unserm systematischen Negerhandel sind sie aber erhöhet und erstaunlich verschlechtert.

Die Tausende der kleinen Staaten, in welche das große Land getheilt ist, sehen wechselseitig auf jeden ihrer Nachbarn scheel, der von den Blanken mehreren Tand und mehr Brandtewein erhandeln kann. Daher das fast unaufhörliche Rauben der Nebenmenschen; die vielfach ausgedachten Verückungen, ihn um seine Freiheit zu bringen; und die weißen Sklavenhändler fachen diese ihnen einträgliche Eifersucht auf die niedrigste Weise stets höher an.

Hievon überführt uns statt vieler andern folgendes schreckliche Beispiel, welches der Kapitain Hall durch gerichtliche Aussage bewährt hat. In dem Reiche Calabar (einigen Erdbeschreibern zufolge zu dem südlichen Benin gehörig), hat sich aus der alten Stadt Calabar, unweit derselben eine Colonie, unter dem Namen Neu-Calabar, gebildet. Beide Städte zählt man unter die vornehmsten Sklavenmärkte. Die nahe Nachbarschaft giebt dann häufig Veranlassung zu kaufmännischer Eifersucht, und erregt Feindschaft.

Im Jahre 1767 hatten sieben englische Sklavenschiffe, 2 von London und 5 von Liverpool und Bristol, unweit derselben zum Einkauf angelegt. Die Eifersucht der beiden Städte war aber jetzt auf einen so hohen Grad von Feindschaft gestiegen, daß sich die Einwohner wechselseitig nicht ins Land wagten, Sklaven zu holen; hiedurch stockte dieser Handel gänzlich. Um diesem Zeitverlust ein Ende zu machen, gaben die Kauffahrer von Bristol und Liverpool vor, sie wollten die Einwohner beider Städte mit einander aussöhnen. Sie luden die Vornehmsten von beiden auf ihre Schiffe ein, kamen aber verrätherisch mit denen von Neu-Calabar überein, die der alten Stadt zu Sklaven zu machen oder hinzurichten. Der vornehmste Mann Ephraim Robin John, (Hall nennt ihn den König) von Alt-Calabar gab, zum Zeichen seiner aufrichtigen Aussöhnung, seine Tochter an den angesehensten Handelsmann in Neu-Calabar; und seine Brüder giengen nebst einem sehr großen Gefolge an Bord der Engländer. Kaum waren diese aber ihrer Beute gewiß, so gaben sie durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Morden und Gefangennehmen. Nun fielen die bewaffneten Böte von Neu-Calabar über die zutraulichen unbewaffneten Einwohner der alten Stadt, die sich auf dem Wasser längs den englischen Schiffen oder auf denselben befanden, her, während daß letztere auf die fliehenden Böte feuerten. Drei Hundert wurden getödtet und sehr viele als Gefangene verkauft. Ein

Bruder des erwähnten Obersten von Alt-Calabar hat die Engländer flehentlich, sie mögten ihn seinen Feinden nicht ausliefern; allein der Menschenhändler, dem man dafür einen starken Neger anbot, war taub für alle Redlichkeit. Kaum hatte er ihn seinen wüthenden Feinden übergeben, so lag sein Kopf schon in dem Boote, das ihn aufnahm. Die beiden übrigen Brüder erwartete ein gleiches Schicksal; aber der Kapitain, auf dessen Schiffe sie sich befanden, versprach nur erst dann ihre Auslieferung, wenn die Anzahl der ihm nöthigen Sklaven voll seyn würde. Sobald er aber diese erhalten und bezahlt hatte, so hintergieng er die Betrüger und segelte mit den erhaltenen Sklaven, wie auch mit den beiden Brüdern des Ephraim Robin John nach Amerika. Er rettete sie hiedurch. Sie wurden nämlich beide, sechs Jahre nachher, durch einen andern Kaufmann von Bristol wieder zu den Ihrigen nach Calabar gesendet; indeß hatte dieses Ereigniß einen vierjährigen Krieg hervorgebracht.

So schwarz nun auch diese That war, so hinderte sie dennoch nicht, daß bald darauf andere Sklavenschiffe der Engländer in Alt-Calabar des Gewinnstes halber gut aufgenommen wurden; so tödtet der Wucher alle Gefühle!

Den europäischen Sklavenhändlern genügt es indeß nicht, die inländischen Sklavenmäkler und Kaufleute, Slatihs genannt, zu solchem Hintergehen ihrer eigenen Landsleute zu reizen. Sie lassen sich selbst solche Schanda

thaten zu Schulden kommen; und büßen denn freilich zu Zeiten dafür sehr hart.

Oftmals machen die Europäer die zu ihnen des Handels wegen ans Schiff kommenden freien Neger trunken, und schlagen sie, ihrer unbewußt, in Eisen. Ein andermal gehen sie mit diesen unkundigen Menschen, während daß sie sich an Bord befinden, zu Nachts unter Segel, und verkaufen sie nachmals als Sklaven in Westindien.

Auf diese Weise haben sie oft auf die treuloseste Art angesehene freie Neger von den Ihrigen als Geißel für eine Schuld zurück gelassen, fort geführt, ob sie gleichwohl wußten, man werde sie Tages darauf wieder auslösen.

General Rook bezeugte, drei englische Sklavenhändler hätten ihn gebeten, er möge ihnen zum Ueberfallen und Gefangennehmen von 150 freien Negern unweit Goree behülflich seyn; er lehnte es freilich mit Verachtung von sich.

Endlich machen sich die Völker der weißen Sklavenhändler, welche auf den Flüssen zum Einhandeln der Sklaven tiefer landeinwärts fahren, des Menschendiebstahls nur zu oft schuldig.

Der Lohn aller dieser Unthaten folgt ihnen zu Zeiten auf dem Fuße nach.

Wadström erfuhr, daß kurz vor seiner Abreise von Goree drei englische Schiffe, die sich unterstanden hatten, freie Neger fortzuführen, durch widrige Winde

aber auf die Küste zurück getrieben wurden, von den Negern umringt und genommen waren. Die ganze Mannschaft ward niedergemacht; nur einem einzigen Knaben schenkte man das Leben; dieser entsprang seiner Gefangenschaft und gab von dem traurigen Ereignisse Nachricht.

Kap. Arnould erlebte auf den Cameronen (Küste von Benin) ein ähnliches Unglück. Mehrere Schiffskapitaine wurden von den Negern gewaltsam fortgeführt, und mit Ketten an Bäume geschlossen. Ein Theil davon ward von ihren Matrosen durch die Waffen wieder befreiet. Dies alles traf völlig unschuldige Europäer, weil ein anderes Sklavenschiff einige verpfändete freie Neger betrügerisch mit sich fort geschleppt hatte.

So vielfach sind die Mittel und Wege, die den Neger zur Sklaverei führen.

Der Handel selbst wird hauptsächlich durch jene Slatihs, Sklavenhändler oder auch Mäkler, betrieben. Man findet sie sowohl in den großen Städten, wie auch auf den Dörfern des tiefen Binnenlandes, wie z. B. von der Gambia aus, dem Mungo Park zufolge, in Subo und mehrern kleinen Flecken. Sie bereisen dann die großen Salz- und Sklaven-Märkte, als Sansanding, Kamalia, Dschenne, Houssa, Tombuctu, in welchen gleichfalls die räuberischen Mauren viele von ihnen gestohlne Neger zusammen bringen. Die Namen solcher großen Sklavenmärkte liefer gegen Süden oder im In-

nern von Benin sind nicht so genau bekannt, als ihre Existenz durch die gültige Aussage des Wundarzts Fauconbridge, u. a. gewiß ist. Je weiter aber das Vaterland eines Sklaven von dem Verkaufsorte entfernt ist; desto höher wird er, wegen der mindern Wahrscheinlichkeit entwischen zu können, geschätzt.

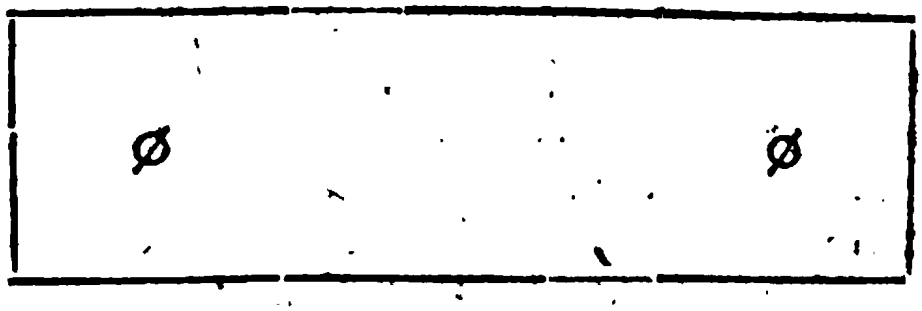
Der Preis der Sklaven im Binnenlande ist sich nicht stets gleich. Krieg und Hungersnoth setzen ihn herab; große Nachfrage an den Küsten erhöhet ihn. In Kamalia galt gegen das Ende des letzten Jahrhunderts ein Sklav von der ersten Güte 9 bis 10 Dukaten (Minkalli); in allerhand Waaren gerechnet. Damals galt ebendaselbst die Scheibe Salz, (ein von dem Salzstock Tischit, Tegaza, auf Eseln dorthin geführtes theures Material) drittehalb Fuß lang, vierzehn Zoll breit und zwei Zoll dick, gegen 15 Thaler; eine Flinte fast eben so viel (drei bis 4 Dukaten); ein Pferd aber 10 bis 17; hingegen ein Ochse nur einen Dukaten. Man kaufte mithin einen Sklaven etwa für 2 Scheiben Salz, oder für 3 Flinten, oder für ein schlechtes Pferd, oder endlich für 10 Ochsen. Indeß sind diese Preise veränderlich. Kap. Heathley sah unweit der Gambia 40 Sklaven für ein einziges tartarisches Pferd hingeben; und Gustav Wasa ward als Knabe im Innern von Benin, in Timmah, mit 172 Stück Cauris (Muschelgeld) bezahlt. In weiter Entfernung vom Meere sind die Cauris höchst wahrscheinlich viel theurer, als an der Küste, woselbst 20 Cauris oder

Vos nur nach Römer 6 Pf. gelten, so daß Gustav Wasa nur etwa 4 gGr. kostete; denn der Preis dieser Muscheln ist selbst veränderlich. Andere setzen ein Pfund derselben auf 25 bis 30 holländische Stüver; oder wenn man nach der Zahl rechnet, und wie gewöhnlich 4000 Cauris zu 1 Pfund Sterling annimmt, so hätte der Knabe etwa 6 gGr. gekostet.

Die Sklavenschiffe bezahlen dem Landesfürsten oder den Obern einen Zoll für die Erlaubniß zu handeln. Ein Schiff zahlte nach Dalzel den Werth von $14\frac{1}{2}$ Sklaven; eine Schnau, nur von 7; und eine Jagd (Sloop) nur von $3\frac{1}{2}$. Diese Zahlungen werden wie die der Sklaven selbst, nicht nur gemacht in Eisen, Flinten, Pulver und Brandtewein; sondern auch in Leinewand, Pagnen oder Pantjes von Baumwolle und Seide, zur Bedeckung des untern Theils des Körpers; ferner in Kupfer und messingenen Becken, Korallen und Glaßkugeln u. dgl.

Die von den Slatihs so aufgekauften Sklaven werden mit starken Stricken von gedrehetem Leder um den Nacken, je 4 und 4, aneinander gereihet; des Nachts legt man ihnen noch überdies eiserne Ketten um den Hals. Auch fesselt man gewöhnlich das rechte Bein des einen Sklaven an das linke des andern. Den Unbändigeren legt man schwere Klötze an; oder man läßt um ihren Kopf einen Ring von geflochtenen Stricken gehen, woran ein langes Scheit Holz herab hängt; die Hände werden durch zwei Oefnungen eines Brettes gesteckt, die man

ſodann durch einen hölzernen Querriegel verſchließt, wie es dieſe Figur zeigt.



Den Zug einer ſolchen Caravane, die aus dem Innern nach der Gambia gieng, beſchreibt Park auf folgende Art. Voran fünf bis ſechs Sänger (Dſchillikih's) welche theils die Geſellſchaft aufheitern, theils durch ihren Geſang die auf dem Wege gelegenen Ortſchaften zu einer gütigen Aufnahme beſtimmen ſollen; auch ſingen ſie an jedem Orte, woſelbſt ſie anhalten, die Geſchichte der Caravane öffentlich ab. Auf dieſe folgen die übrigen freien Männer; dann die Sklaven vier und vier zuſammen gebunden, auf dem Kopfe ein Bündel Nahrungsmittel, Kleidung u. dgl., und zwiſchen je vieren ein freier mit einem Speer bewaffneter Mann. Nach ihnen kamen die Hausſklaven, und zuletzt die Frauen der Slatihs und das übrige freie Frauenzimmer.

Schon auf dieſen Zügen zu dem Meere oder zu den Blanken hin, iſt der Verluſt ſehr groß. Die ungewohnte Bürde, die Traurigkeit von den Seinigen auf immer getrennt zu werden, und die höchſt ſparſame Koſt bei fort-

dauernden Strapatzen machte, daß bei jener Caravane von 35 Sklaven drei verlohren giengen; also fast neun von Hunderten.

Mit jedem Tage steigt nun der Mismuth und die Angst dieser Unglücklichen. Ihre Gefühle bei Erblickung des Meeres und der europäischen Sklavenschiffe hat Niemand besser und merkwürdiger beschrieben, als Gustav Wasa.

Damit man sich aber die Ursache hievon deutlicher angeben könne, müssen folgende Bemerkungen vorausgehen.

Die Neger des Binnenlandes haben von dem Meere, welches sie nur das große Salzwasser nennen, einen furchtbaren Begrif. Einigen dieser Völker, z. B. der mächtigen Nation der Ayos ist es sogar von ihren Priestern verboten, sich ihm, als einer widrigen Gottheit oder Fetis, zu nähern.

Sodann verursachen die Weißen, auf der Küste gewöhnlicher die Blanken genannt, ihnen schon wegen der Farbe großes Schrecken. Als Adanson in das von dem Ufer entlegene Dorf Depleur kam, woselbst sich nur höchst selten Europäer sehen lassen, liefen die Kinder mit Geschrei und Furcht davon; versteckten sich hinter ihre Mütter und nur erst nach längerm Bekanntwerden wagten sie sich dem Weißen zu nähern, ihn zu betasten und sein langes, ihnen so auffallendes Haar ohne Furcht anzugreifen.

So neugierig auch die Weiber Alis, des Mauren Königs, waren, die weiße Haut des Mungo Park zu sehen, so schauderten sie doch stets, sobald sie sich ihm näherten.

Frempung, König der Akemisten und zugleich ein sehr tapferer Krieger, hatte von seinen Leuten so viel Ausserordentliches von den weißen Seeungeheuern, den Europäern, gehört, daß dieser, der 40 Meilen hoch im Lande hinauf wohnte, die Dänen ersuchen ließ, sie mögten einen von ihren Weißen zu ihm hinauf schicken. Der Buchhalter Kamp reisete daher zu ihm. Als er bei der Audienz sich vor dem Könige tief verbeugte und dabei den Fuß zurückzog, glaubte jener, er bücke sich, damit er, gleich den wilden Affen, ihm auf den Kopf springen könne. Er warf sich daher flach auf die Erde; auf die Weise glaubte er, daß der Sprung über ihn hin gehen würde. Dabei rief er seine Weiber um Schutz an, welche denn sofort einen Kreis um ihn schloßen. Man sagte Sr. Majestät, es sey dies nur der Gruß der Weißen; allein er verbat sich dergleichen für die Zukunft; begann jedoch hierauf mit etwas weniger Furchtsamkeit die Untersuchung des Wundermannes. Die Kleidung hielt er bis dahin für einen Theil des Körpers selbst; und die Schwanzperücke des Dänen hatte ihm zu der Idee einer ihm unbekannten Art großer geschwänzter Affen, denen der Schwanz im Nacken angewachsen sey, Anlaß gegeben. Der Weiße mußte nun in seiner Gegen-

ward essen. Um sich aber von seiner wahren Gestalt genauer zu überzeugen, ließ ihn der König ersuchen, sich völlig zu entkleiden. Mit höchstem Befremden vernahm er, daß Kamp dies in Gegenwart einiger 100 Frauen durchaus abschlug, sich aber dem Könige allein entkleidet zeigen wolle. Ob es zu wagen stehe, sich mit einem Weißen alleine einzulassen, dies mußte der Staatsrath (die Aeltesten) zuvor entscheiden; und sodann erst entfernte man das Frauenzimmer.

Jetzt entblößte sich der Däne. Frempung trat ihm näher, befühlte die einzelnen Glieder mit Furcht und Erstaunen, bewunderte die Farbe und brach endlich in die Worte aus: Ja, du bist wirklich ein Mensch, aber so weiß wie der Teufel!

Bedenkt man nun, daß durch das drittehalbhundertjährige Entführen so vieler tausend Neger aus allen Nationen, von welchen fast nie einer zurückkam, der Gedanke entstanden ist und im Binnenlande festen Grund gewonnen hat, die Weißen fräßen die Neger; dann werden die hier folgenden traurigen Aeußerungen des unschuldigen aber gescheuten Negerknabens, Gustav Wasa, sicher gehörig gewürdigt werden; denn sie sind auch psychologisch merkwürdig.

Seit seiner gewaltsamen Entführung aus dem väterlichen Hause war Olaudah Equiano über sechs Monate im Innern von Afrika aus einer Hand in die andere verkauft, und bald mehr bald minder gut, aber

nirgend tyranniſch behandelt. Er genoß hiebei ſtets noch des Vortheils, ſich unter Menſchen zu befinden, mit denen er ſich unterreden konnte; die ihm an Lebensart und an Sitten, oder wenigſtens der Farbe und Bildung nach, durchaus ähnlich waren. Auch der Boden, auf welchem er lebte, blieb ſich ziemlich ähnlich. Nur einmal fand er einen bedeutenden Unterſchied, als er zu einer Nation gebracht ward, welche an und auf einem ſehr großen Fluſſe (dem Niger oder dem Senegal?) auf kleinen Fahrzeugen lebte, da Benin in ſeinem Innern hingegen nur von ſehr kleinen Flüſſen bewäſſert iſt.

Jetzt ſahe er aber plötzlich das Meer, eine unabſehliche Waſſerfläche; und auf derſelben zu gleicher Zeit ein großes europäiſches Sklavenſchiff! Sein ahndungsvolles Erſtaunen hierüber verwandelte ſich bald in höchſtes Schrecken, als Geſchöpfe von ungewohnter Menſchengeſtalt; mit langen gelblichen Haaren; von der Farbe des böſen Geiſtes; mit wildem Blick und mit einer Sprache, die auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit irgend einer von ihm bisher gehörten hatte, auf ihn zutraten, und ihn mit der gröbſten Scham- und Fühlloſigkeit eines Fleiſchhändlers alle Glieder, im eigentlichen Sinne des Worts, durchtaſteten. Dieſen Zuſtand auszudrücken fehlen ſeiner Sprache die Worte; er glaubte feſt in eine Welt fleiſchfreſſender Teufel gerathen zu ſeyn.

Auf das Schiff geſchleppt, ſah er viele ihm ähnliche Schwarze in Ketten, völlig ſtumm, den tiefſten Kummer

oder die höchste Verzweiflung in allen Zügen; daneben kochte ein erstaunlich großer Fleischkessel, und ein mephitischer Geruch duftete ihm aus dem Innern des ungeheuren Wasserkerkers entgegen.

Zwar suchten ihn die Schwarzen, von welchen er verkauft war, zu trösten, und ihm jene schwarzen Gedanken zu benehmen. Zu seiner Erquickung brachten sie ein Glas Brandtewein. Allein diese vermeinte Labung, das Lebenswasser der Weißen, berührte kaum seine Lippen, so fühlte er sich gleichsam verbrannt, und schauderte nun sogar für die Nahrungsmittel dieser ihm durchaus neuen Zauberwelt.

Gleich darauf traten seine Landsleute ihre Rückfahrt nach der Küste an. Von allen bekannten Menschen und Dingen verlassen, war ihm jede Hofnung, sein Vaterland wieder zu sehen, verlohren; und er fand sich in den Händen dieser unbekannten Wesen. Durch einen Strom von Thränen suchte die fast unter dem Kummer erliegende Natur sich zu erleichtern, als plötzlich eine Greuelscene diese Linderung hemmte. Die Weißen hiengen einen der Ihrigen selbst an einen Mast, peitschten ihn so unmenschlich, daß er unter den Hieben starb, und nun warfen sie völlig gefühllos den Leichnam über Bord zur Nahrung für die Haien.

Voll Entsetzen über diese durchaus unerhörte Greuel, flehete G. Wasa den Tod an; versagte die ihm von den Weißen angebotene Speise. Dafür ward er sogleich

über die Winde gelegt und auf das grausamste gegeißelt. Er versuchte seinen Tod in den Wellen zu suchen; allein es war ihm unmöglich, über die von Stricken auf dem Verdecke gezogene Gallerien zu springen; und er vergieng fast vor Wehmuth, da er acht Schwarze wegen eines ähnlichen, aber mißlungenen Unternehmens auf den Tod peitschen sahe.

In dieser verzweiflungsvollen Stimmung entdeckte er endlich einige Schwarze, deren Sprache ihm verständlich war. Wer sind, fragte sie Wasa, diese weißen Ungeheuer? Woher kommen sie? Wohnen sie stets in solchen großen Höhlen auf dem Wasser? oder, wenn sie sonst noch ein Vaterland haben, warum verlassen sie es? Wie kommen sie zu uns? Sicher sind es boshafte Zauberer, die uns nur rauben, um uns zu fressen? Und wie könnten sie auch das große Haus ohne Zauberei bewegen und fortschaffen.

Nur einige dieser Fragen waren seine Landsleute im Stande zu beantworten; die Weißen kämen von einem weit entfernten Lande; dorthin brächten sie die gekauften Neger und hielten sie auf das härteste zum Landbau an. Jene Stricke und Segel setzten das Schiff in Bewegung, allein selbst dies könne nicht ohne Zauberei geschehen.

Ein mit vollen Segeln ankommendes englisches Schiff bestärkte die Schwarzen noch mehr in diesem Wahn. Kaum sahen die Weißen ihres Schiffes jenes zweite Segel, so erhuben sie ein gräßliches Freudengeschrei. Das

Fahrzeug näherte ſich, ward dabei zur allgemeinen Bewunderung der unkundigen Neger mit jedem Augenblicke größer; und blieb, nachdem es den ihnen völlig unbegreiflichen Anker ausgeworfen hatte, auf einmal ſtehen! Freilich mußte hiedurch den Schwarzen der Gedanke von Zauber und völlig übernatürlichen Talenten verſtärkt werden; denn ſchon der erfahrnere Karfa, der Retter von Mungo Park, rief bei aufmerkſamer Betrachtung eines kleinen europäiſchen Fahrzeuges auf der Gambia mit einem unwillkührlichen Seufzer: *(Fato fing inta feng)* wir Neger ſind doch nichts!

Endlich hatte das Sklavenſchiff unſeres Waſa ſeine volle Ladung. Die armen Neger, mehrere Hundert an der Zahl wurden gezwungen in die unteren Behältniſſe hinab zu ſteigen. Ein ſcheußlicher, geſtankvoller Abgrund! Jammernde, kranke, in Ketten geſchmiedete Menſchen, preßten, verwundeten ſich bei jeder Bewegung in der düſtern Höhle, und die durch die Enge des Raums mephitiſch gewordene Atmoſphäre machte das Athmen ſelbſt zur Strafe. Das Angſtgeſchrei der Weiber, die Wuth der Verzweifelnden, das wilde Rufen der den Anker lichtenden und das Schiff in Bewegung ſetzenden Matroſen, über den Köpfen dieſer Unglücklichen, dies alles zuſammen genommen, verurſachte, daß Waſa ſofort athemlos zu Boden ſank. Man zog ihn an die Luft; und ſein erſter Gedanke, nachdem er Beſinnung genug hatte, den Gang des mirakulöſen Gebäudes zu beobachten, war:

„höchst gescheute, aber auch höchst boshafte „Satane müssen diese Blauken seyn! Ob diese Gefühle der Wahrheit entsprechen? Die Betrachtung des Sklavenschiffs *) mag darüber entscheiden.

Die Größe der Sklavenschiffe, ist wie bei andern Schiffen, einander nicht gleich. Vor uns ist ein Schiff von 320 Tonnen der Broocks von Liverpool im Durchschnitt, und dessen unterstes Deck von oben gesehen vorgestellt. Es hielt 100 Fuß in der Länge, und die Breite am Deckbalken war 25. Der Aussage des Kap. Parrey zufolge hatte es an Bord gehabt: 321 Männer, 127 Weiber, 90 Knaben und 41 Mädchen, zusammen 609 Sklaven und 45 Matrosen. Ein anderes Schiff, der Gregson, gleichfalls von Liverpool, von 335 Tonnen, hatte gar 700 Sklaven in Bonny eingenommen, ob es gleich nur für 550 eingerichtet war.

Einem Schiffe von 320 Tonnen waren vom Parlamente nur 450 Personen zu führen zugestanden. Bei dieser Voraussetzung bekam jeder einzelne Mannssklave 6 Fuß Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite für seinen Raum; ein Weib 5 Fuß 10 Zoll, bei 1 Fuß 4 Zoll; und ein Knabe 5 Fuß, bei 1 Fuß 2 Zoll; ein kleines Mädchen aber 4 Fuß 6 Zoll, bei 1 Fuß Breite. Auf solche Weise war das Schiff so angefüllt, wie die Zeichnung es zeigt, das heißt, jeder konnte nur genau neben einander liegen;

*) M. s. das sechste Kupfer nebst der Erklärung.

hatte aber doch noch Raum genug flach auf dem Rücken, auf den nackten Brettern zu liegen.

Eine solche Eingeschränktheit ist sicher furchtbar; die Luft muß nothwendig höchst ansteckend werden in diesem von animalischen Substanzen unter dem heißen Klima so vollgepfropften Kasten. Allein wie wird dies alles an Tödtlichkeit zunehmen, wenn man sich nun gar noch 159 Menschen dazwischen eingekeilt denkt! denn dies ist hier der wahre Ausdruck, wo eben wegen dieser grössern Zahl die unglücklichen Menschen gezwungen werden, neben einander auf der Seite zu liegen. Und wie viel gefährlicher wird dieser Zustand, wenn man weis, daß die Höhe der verschiedenen Verdecke (Etagen oder Böden) oft nur etwas über $2\frac{1}{2}$ Fuß beträgt, so daß der Mensch nicht einmal aufrecht darin sitzen kann.

Auf dem Gregson ward es bei der noch unbilligern Anzahl der Sklaven sogar nothwendig, sie in verschiedenen Abtheilungen des Schiffes wirklich auf einander liegen zu lassen!

Wenn von 146 Menschen (Engländern), welche der unmenschliche Nabob, Serajal Dowlah in das enge Gefängniß von Calcuta, die schwarze Höhle genannt, einsperren ließ, binnen 24 Stunden 123 durch die tödtliche Atmosphäre umkamen, so hatte freilich dort jeder einzelne Mann nur einen Raum von 18 Zollen in der Länge und eben so viel in der Breite. Allein man bedenke wohl, daß ein Gefängniß nie so niedrig ist, als

die Abtheilungen eines Sklavenschiffes, welche oft nur 2 Fuß 7 Zoll hoch sind, dahingegen die Engländer in dem Gefängniß mehr Höhe hatten, als nöthig war, aufrecht zu stehen; daß ferner das einzige unterste Deck (oder Verdeck) 292 Menschen, ja nach jenem Zusatz von 159 Sklaven wenigstens über 330 enthält; daß endlich in diesem Raum zugleich die Ausleerungsgeschirre Tage lang unausgeleert stehen. Hiernach frage man, wie viel die Atmosphäre, welche die unglücklichen Neger gleichfalls unter dem heißesten Klima einathmen, bei einem mehrere Tage hindurch dauernden Sturm, wo der frischen Luft alle Oefnungen versperret sind, von jener der Todeshöhle, in welcher sich stets noch zwei, wenn gleich nur kleine Oefnungen befanden, verschieden seyn mag?

Der Vergleich wird aber noch zutreffender durch folgende Betrachtung.

Die Sklaven werden auf den Schiffen größtentheils zweimal des Tages, Morgens und Nachmittags um 4 Uhr, mit einem Brei genährt, der aus gekochten Saubohnen oder Reis besteht, wozu man zu Zeiten Yams (Arum esculentum) und Maiz mischet. Man nennt ihn Dab-a-Dab und giebt oftmals eine Sauce, Slabber-Sauce genannt, von Palmöl, Wasser und Pfeffer, auch wohl etwas Fleischbrühe dazu.

Diese dem Neger ungewohnte Kost, der in seinem Vaterlande von frischen Früchten, Wurzeln und Fischen lebt, verursacht häufige Krankheiten. Das gewöhnliche

Maas Wasser beträgt nur $\frac{1}{4}$ Maas bei jeder Mahlzeit. Auf der Reise verdirbt das Getränk leicht, und bei längerer Fahrt entzieht man ihnen sogar einen Theil der Portion.

So reißen denn unter dem heißesten Himmel, bei der tiefsten Schwermuth über ihr trauriges Schicksal, Krankheiten aller Art, besonders Ruhr, Scharbock, Gallenfieber, Wahnsinn, unter diese Unglücklichen ein; oftmals gesellen sich sogar die Kinderblattern dazu.

Zwar werden bei gutem Wetter ihre Lagerstätte gelüftet und gereinigt. Sie selbst führt man sodann auf das Verdeck, und läßt sie nicht bloß darauf umhergehen, sondern man nöthigt sie darauf zu springen, und zwingt diejenigen, welche aus Schwäche oder Traurigkeit dazu wenig geneigt sind, durch Peitschenhiebe zum Tanz.

Hat sich indeß einmal die Infektion gezeigt, und wie leicht, ja wie fast unvermeidlich muß dies bei solcher Lage der Fall werden? tritt hiebei gar regnigtes und stürmisches Wetter ein, wodurch es nothwendig wird, die Stükpforten und das Rösterwerk (Luftlöcher) zu verschließen, was für einen Anblick kann sodann ein solcher Kerker gewähren?

Die Schiffswundärzte Faulconbridge, Wilson, Trotter, Clarton u. a. geben Schauder erregende Nachrichten davon.

Die Hitze ist alsdann so groß, daß der Wundarzt nur völlig nackt darin einige Minuten dauren kann. Den-

noch war dieſe noch das mindeſte Uebel. Der Boden war auf das ſcheuslichſte mit dem den Kranken abgegangenen Blut und Schleim bedeckt, glich einem Schlachthauſe. Der peſtilenzialiſche Geruch warf eine groſse Zahl der unglücklichen, noch nicht inficirten Neger in Aſphyxie; Männer, welche Abends völlig geſund in das untere Verdeck hinabſtiegen, zog man Morgens als Leichen hervor; und ſelbſt der geſunde Wundarzt büſste beinahe ſein Leben dabei ein.

Eine grauſenvolle Scene gewährt ſodann die Sklavenkammer. Auf dem ſcheuſslich gefärbten Boden ſchleppen ſich die aneinander Gefeſſelten gewaltſam zu den Ausleerungsgefäſsen hin; die durch ihre Eiſen Verwundeten ſchreien; die Wahnſinnigen toben; die ſtiller Leidenden winſeln; die Sterbenden röcheln, und die dieſen Angeſchmiedeten macht der cadaveröſe Geruch ihres verſcheidenden Mitbruders ſinnlos!

Iſt es in dieſer Lage der Dinge noch zu bewundern, wenn von 490 Negern 180 oder von 895 gar 356 auf der Reiſe verlohren gehen? Bei den Kinderblattern holt man zu Zeiten 16 Leichen in einem Tage aus dem untern Deck hervor! auch hatte hiedurch ein Sklavenſchiff, Kapt. Whiters Zeugniſs zufolge, weit über die Hälfte ſeiner Sklaven, nämlich 360 Menſchen, auf einer Reiſe verlohren.

Schrecklich iſt der Zuſtand der Sklavenſchiffe, wenn ſie von einer Windſtille überfallen werden oder ihnen auch

Endlich verdient folgendes durch den Engländer Fentum bekräftigte Ereigniß hier einer Erwähnung. Ein Sklavenschiff hatte gegen 500 Neger eingehandelt und lag 1½ Meile von der Küste auf der Rhede, unweit des Forts Acra, zur Abfahrt fertig. An einem schönen Tage waren viele Neger auf das Verdeck gebracht, um der frischen Luft zu genießen. Die Weiber und Kinder giengen frei umher, aber die Männer waren wie gewöhnlich zwei und zwei an den Füßen zusammen gefesselt, und überdies noch durch zwei lange Ketten alle mit einander zusammen verbunden. Ein Matrose zapfte in der dunkeln Proviantkammer bei der Lampe Brandtewein; das Faß bekam plötzlich einen Riß, der hervorspringende Korngeist fieng Feuer. Binnen 10 Minuten verbreitete es sich mit solcher Heftigkeit, daß die Matrosen verzweifelten, es eher löschen zu können, bevor es die Pulverkammer ergriff. In dieser allgemeinen Noth sprang fast jeder ins Meer. Freilich suchte man zuvor jene beiden gemeinschaftlichen Ketten der Neger aufzuschließen; in der Verwirrung suchte man den Schlüssel aber vergebens. Nur einer einzige derselben war man noch vermögend zu öfnen, da schon das Feuer die Pulverkammer erreichte. Jeder, der es vermogte, war bereits über Bord gesprungen, als das Schiff in die Luft flog und mit ihm die unglücklichen noch angeketteten Neger. Portugiesische Fahrzeuge, welche in der Nähe lagen, sandten sofort ihre Böte zu Hülfe; sie fischten 250 der noch lebenden, aber zerschmetterten

Neger wiederum auf. Funfzig starben indeß auch hievon, denn die Fußeisen hatten ihnen beim Auffliegen die Beine gebrochen, und die Hitze des Klimas zog ihnen den kalten Brand zu. Nur 200 Neger wurden erhalten und an andere Sklavenhändler verkauft.

Auf jene zuvor angezeigte Unglücksfälle bereitet sich, so viel mir bekannt ist, keine Nation mit so schaudererregender Vorsicht, als die Franzosen.

Zwei französische Kapitaine von Sklavenschiffen und ein Kaufmann dieser Nation auf Goree, gestanden dem redlichen Wadstroem, daß die französischen Sklavenschiffe Gift bei sich führen, um in Nothfällen die Neger dadurch hinzurichten. Auf die Weise habe der Kapitain le Loup bei einer sehr langen Fahrt, auf welcher die Lebensmittel nicht mehr hinreichten, sich der Neger entledigt. Von 500 blieben nur 20 bei der Ankunft auf St. Domingo!

Natürliche Folgen dieser schrecklichen Behandlung der Neger sind denn, ihre Versuche sich selbst das Leben zu nehmen, oder durch einen allgemeinen Aufstand ihr Schicksal zu ändern.

Die Männer, wie schon zuvor bemerkt worden, suchen bei vielen Gelegenheiten sich ins Meer zu stürzen. Man sahe mehrere derselben, welche, da sie den Böten, wodurch sie wieder aufgefischt werden sollten, glücklich entgangen waren, den Kopf und die Arme triumphirend über das Wasser empor hoben und dann mit froher Miene

hatte aber doch noch Raum genug flach auf dem Rücken, auf den nackten Brettern zu liegen.

Eine solche Eingeschränktheit ist sicher furchtbar; die Luft muß nothwendig höchst ansteckend werden in diesem von animalischen Substanzen unter dem heißen Klima so vollgepfropften Kasten. Allein wie wird dies alles an Tödtlichkeit zunehmen, wenn man sich nun gar noch 159 Menschen dazwischen eingekeilt denkt! denn dies ist hier der wahre Ausdruck, wo eben wegen dieser grössern Zahl die unglücklichen Menschen gezwungen werden, neben einander auf der Seite zu liegen. Und wie viel gefährlicher wird dieser Zustand, wenn man weis, daß die Höhe der verschiedenen Verdecke (Etagen oder Böden) oft nur etwas über $2\frac{1}{2}$ Fuß beträgt, so daß der Mensch nicht einmal aufrecht darin sitzen kann.

Auf dem Gregson ward es bei der noch unbilligern Anzahl der Sklaven sogar nothwendig, sie in verschiedenen Abtheilungen des Schiffes wirklich auf einander liegen zu lassen!

Wenn von 146 Menschen (Engländern), welche der unmenschliche Nabob, Serajal Dowlah in das enge Gefängniß von Calcuta, die schwarze Höhle genannt, einsperren ließ, binnen 24 Stunden 123 durch die tödtliche Atmosphäre umkamen, so hatte freilich dort jeder einzelne Mann nur einen Raum von 18 Zollen in der Länge und eben so viel in der Breite. Allein man bedenke wohl, daß ein Gefängniß nie so niedrig ist, als

die Abtheilungen eines Sklavenschiffes, welche oft nur 2 Fuß 7 Zoll hoch sind, dahingegen die Engländer in dem Gefängniß mehr Höhe hatten, als nöthig war, aufrecht zu stehen; daß ferner das einzige unterste Deck (oder Verdeck) 292 Menschen, ja nach jenem Zusatz von 159 Sklaven wenigstens über 330 enthält; daß endlich in diesem Raum zugleich die Ausleerungsgeschirre Tage lang unausgeleert stehen. Hiernach frage man, wie viel die Atmosphäre, welche die unglücklichen Neger gleichfalls unter dem heißesten Klima einathmen, bei einem mehrere Tage hindurch dauernden Sturm, wo der frischen Luft alle Oefnungen versperret sind, von jener der Todeshöhle, in welcher sich stets noch zwei, wenn gleich nur kleine Oefnungen befanden, verschieden seyn mag?

Der Vergleich wird aber noch zutreffender durch folgende Betrachtung.

Die Sklaven werden auf den Schiffen größtentheils zweimal des Tages, Morgens und Nachmittags um 4 Uhr, mit einem Brei genährt, der aus gekochten Sanbohnen oder Reis besteht, wozu man zu Zeiten Yams (Arum esculentum) und Maiz mischet. Man nennt ihn Dab-a-Dab und giebt oftmals eine Sauce, Slabber-Sauce genannt, von Palmöl, Wasser und Pfeffer, auch wohl etwas Fleischbrühe dazu.

Diese dem Neger ungewohnte Kost, der in seinem Vaterlande von frischen Früchten, Wurzeln und Fischen lebt, verursacht häufige Krankheiten. Das gewöhnliche

Maas Wasser beträgt nur $\frac{1}{4}$ Maas bei jeder Mahlzeit. Auf der Reise verdirbt das Getränk leicht, und bei längerer Fahrt entzieht man ihnen sogar einen Theil der Portion.

So reißen denn unter dem heißesten Himmel, bei der tiefsten Schwermuth über ihr trauriges Schicksal, Krankheiten aller Art, besonders Ruhr, Scharbock, Gallenfieber, Wahnsinn, unter diese Unglücklichen ein; oftmals gesellen sich sogar die Kinderblattern dazu.

Zwar werden bei gutem Wetter ihre Lagerstätte gelüftet und gereinigt. Sie selbst führt man sodann auf das Verdeck, und läßt sie nicht bloß darauf umhergehen, sondern man nöthigt sie darauf zu springen, und zwingt diejenigen, welche aus Schwäche oder Traurigkeit dazu wenig geneigt sind, durch Peitschenhiebe zum Tanz.

Hat sich indeß einmal die Infektion gezeigt, und wie leicht, ja wie fast unvermeidlich muß dies bei solcher Lage der Fall werden? tritt hiebei gar regnigtes und stürmisches Wetter ein, wodurch es nothwendig wird, die Stückpforten und das Rösterwerk (Luftlöcher) zu verschließen, was für einen Anblick kann sodann ein solcher Kerker gewähren?

Die Schiffswundärzte Faulconbridge, Wilson, Trotter, Clarton u. a. geben Schauder erregende Nachrichten davon.

Die Hitze ist alsdann so groß, daß der Wundarzt nur völlig nackt darin einige Minuten dauren kann. Den-

noch war dieſe noch das mindeſte Uebel. Der Boden war auf das ſcheußlichſte mit dem den Kranken abgegangenen Blut und Schleim bedeckt, glich einem Schlachthauſe. Der peſtilenzialiſche Geruch warf eine groſſe Zahl der unglücklichen, noch nicht inficirten Neger in Aſphyxie; Männer, welche Abends völlig geſund in das untere Verdeck hinabſtiegen, zog man Morgens als Leichen hervor; und ſelbſt der geſunde Wundarzt büßte beinahe ſein Leben dabei ein.

Eine grauſenvolle Scene gewährt ſodann die Sklavenkammer. Auf dem ſcheußlich gefärbten Boden ſchleppen ſich die aneinander Gefeſſelten gewaltſam zu den Ausleerungsgefäßen hin; die durch ihre Eiſen Verwundeten ſchreien; die Wahnſinnigen toben; die ſtiller Leidenden winſeln; die Sterbenden röcheln, und die dieſen Angeſchmiedeten macht der cadaveröſe Geruch ihres verſcheidenden Mitbruders ſinnlos!

Iſt es in dieſer Lage der Dinge noch zu bewundern, wenn von 490 Negern 180 oder von 895 gar 356 auf der Reiſe verlohren gehen? Bei den Kinderblattern hole man zu Zeiten 10 Leichen in einem Tage aus dem untern Deck hervor! auch hatte hiedurch ein Sklavenſchiff, Kapt. Whiters Zeugniß zufolge, weit über die Hälfte ſeiner Sklaven, nämlich 360 Menſchen, auf einer Reiſe verlohren.

Schrecklich iſt der Zuſtand der Sklavenſchiffe, wenn ſie von einer Windſtille überfallen werden oder ihnen auch

wegen Ueberladung die Lebensmittel ausgehen; oder wenn ſie durch einen unglücklichen Zufall auf eine Sandbank getrieben werden.

Nach der Ausſage des Engländers H. Roß, ſtieß ein Sklavenſchiff mit 400 Neger gegen die Nacht auf eine Sandbank, genannt die Morant Keys, 11 Seemeilen von Jamaica. Die Officiere und Matroſen landeten in einem Boote auf einer der kleinen ſandigen Inſeln der Bank, ſie hatten Waffen und Proviſion mit ſich genommen. Am andern Morgen bemerkte man, daß die Neger Mittel gefunden hatten, ſich ihrer Eiſen zu entledigen, und ſich nun Flöße baueten, worauf ſie die Weiber und Kinder ſetzten, während daß die Männer, welche zu ſchwimmen verſtanden, die Flöße gegen eben die Inſel hintrieben, worauf die Matroſen ſich befanden. Nicht ohne Grund fürchteten letztere, daß die vielen hundert Neger ihnen die wenigen Lebensmittel gar bald aufzehren würden. Sie beſchloſſen daher, um ihr eignes Leben zu retten, die Neger beim Anlanden zu erſchießen und niederzuſtoßen. Auf die Weiſe tödteten ſie wirklich zwiſchen drei bis vierhundert derſelben; nur 34 wurden am Leben erhalten, und nachmals nach Kingſton auf Jamaica verkauft!

Ein anderes Schiff, welches 900 Neger am Bord hatte, ward von einer Windſtille überfallen. Bei der ſchnellen Abnahme der Lebensmittel zitterte man vor dem Hungertode. In dieſer Noth band man zuerſt die

schwächlichsten Neger, je zwei und zwei, aneinander und warf sie ins Meer; die Zahl der hiezu Ausgewählten stieg aber endlich so hoch, daß nur Ein Hundert Neger erhalten und nach Westindien zum Verkauf gebracht wurden.

Der Kap. Collingwood gieng 1781 von Afrika mit 440 Neger und 17 Matrosen ab. Eine ansteckende Krankheit entriß ihm binnen kurzen 60 Neger. Der Verlust für die Schiffseigenthümer ließ ihn zu ihrer Schadloshaltung folgendes entsetzliche Mittel ersinnen. Er bewies den Schiffsofficieren, daß, wenn die Neger aus Nothwendigkeit zur Rettung des Schiffs keines natürlichen Todes stürben, so fiele der Schaden den Assecuranten, nicht aber den Eigenthümern zur Last; indem die Sklaven völlig als anderes Kaufmannsgut angesehen und verassecurirt werden. Den Vorwand zu seiner schrecklichen That wollte er aus dem Mangel an Trinkwasser herleiten. Und hierauf ließ er, obgleich fast keinem der Uebrigen die Nothwendigkeit hievon deutlich schien, und ob gleich darauf ein starker Regen fiel, 132 der kränklichsten Neger lebendig ins Meer werfen. Diesen, folgten bald mehrere nach; ja 10, denen das Leben ohnehin gehässig war, sprangen freiwillig über Bord. Als das Schiff auf Jamaica landete, kam es zu einem Proceß zwischen den Eigenthümern und den Assekurateurs; hiebei war aber von dem grausamen Kapitain nicht weiter die Rede!

Endlich verdient folgendes durch den Engländer Fenton bekräftigte Ereigniß hier einer Erwähnung. Ein Sklavenschiff hatte gegen 500 Neger eingehandelt und lag 1½ Meile von der Küste auf der Rhede, unweit des Forts Acra, zur Abfahrt fertig. An einem schönen Tage waren viele Neger auf das Verdeck gebracht, um der frischen Luft zu genießen. Die Weiber und Kinder giengen frei umher, aber die Männer waren wie gewöhnlich zwei und zwei an den Füßen zusammen gefesselt, und überdies noch durch zwei lange Ketten alle mit einander zusammen verbunden. Ein Matrose zapfte in der dunkeln Proviantkammer bei der Lampe Brandtewein; das Faß bekam plötzlich einen Riß, der hervorspringende Kornbranntewein fieng Feuer. Binnen 10 Minuten verbreitete es sich mit solcher Heftigkeit, daß die Matrosen verzweifelten, es eher löschen zu können, bevor es die Pulverkammer ergriff. In dieser allgemeinen Noth sprang fast jeder ins Meer. Freilich suchte man zuvor jene beiden gemeinschaftlichen Ketten der Neger aufzuschließen; in der Verwirrung suchte man den Schlüssel aber vergebens. Nur eine einzige derselben war man noch vermögend zu öffnen, da schon das Feuer die Pulverkammer erreichte. Jeder, der es vermogte, war bereits über Bord gesprungen, als das Schiff in die Luft flog und mit ihm die unglücklichen noch angeketteten Neger. Portugiesische Fahrzeuge, welche in der Nähe lagen, sandten sofort ihre Böte zu Hülfe; sie fischten 250 der noch lebenden, aber zerschmetterten

Neger wiederum auf. Funfzig starben indeß auch hievon, denn die Fußeisen hatten ihnen beim Auffliegen die Beine gebrochen, und die Hitze des Klimas zog ihnen den kalten Brand zu. Nur 200 Neger wurden erhalten und an andere Sklavenhändler verkauft.

Auf jene zuvor angezeigte Unglücksfälle bereitet sich, so viel mir bekannt ist, keine Nation mit so schaudererregender Vorsicht, als die Franzosen.

Zwei französische Kapitaine von Sklavenschiffen und ein Kaufmann dieser Nation auf Goree, gestanden dem redlichen Wadstroem, daß die französischen Sklavenschiffe Gift bei sich führen, um in Nothfällen die Neger dadurch hinzurichten. Auf die Weise habe der Kap. le Loup bei einer sehr langen Fahrt, auf welcher die Lebensmittel nicht mehr hinreichten, sich der Neger entledigt. Von 500 blieben nur 20 bei der Ankunft auf St. Domingo!

Natürliche Folgen dieser schrecklichen Behandlung der Neger sind denn, ihre Versuche sich selbst das Leben zu nehmen, oder durch einen allgemeinen Aufstand ihr Schicksal zu ändern.

Die Männer, wie schon zuvor bemerkt worden, suchen bei vielen Gelegenheiten sich ins Meer zu stürzen. Man sahe mehrere derselben, welche, da sie den Böten, wodurch sie wieder aufgefischt werden sollten, glücklich entgangen waren, den Kopf und die Arme triumphirend über das Wasser empor hoben und dann mit froher Miene

unterſanken. Selbſt die Weiber, beſonders wenn ihnen die Kapitaine ihre Kinder, als läſtige Bürde bei der Fahrt entreißen, wählen dieſe Todesart. Andere enthalten ſich durchaus aller Nahrung. Wenn ihnen auch ihre Henker ſelbſt die Zähne aufbrechen, oder ſie durch die Daumſchraube oder durch vorgehaltene glühende Kohlen zum Eſſen zwingen, ſo verſchlingen ſie es dennoch oftmals nicht, und ſchwinden dann langſam durch Hunger hinweg.

Fürchterlich iſt der Zuſtand der Matroſen eines Sklavenſchiffes, auf welchem ein Aufſtand der Neger zum Ausbruch kommt. Außer der Vorſicht, die Männer zuſammen zu feſſeln, hat das Sklavenſchiff in der Mitte des Verdecks eine hohe Scheidewand, die Schanze genannt. Obgleich von Holz, iſt ſie ſtark genug, oben kleine, ſtets geladene, Kanonen tragen zu können. An der Seite der Schanze, auf welcher ſich die männlichen Sklaven befinden, iſt ſie ſehr glatt und ohne ſichtbare Fugen, damit jene nicht im Stande ſeyn mögen, ſie zu erklettern; auch iſt ſtets eine eigene Wache daneben.

Dem ungeachtet wagten es 1785 die Sklaven auf einem holländiſchen Schiffe, an dem Tage ihrer Abfahrt nach Weſtindien, gegen die Weißen zu rebelliren. Sie waren glücklich genug, ſich ihrer Eiſen zu entledigen; überwannten bald die Mannſchaft und machten ſie alle nieder, einen einzigen kleinen Schiffsjungen ausgenommen, welcher ſich in dem Maſtkorbe zu verbergen gewuſte.

hatte. Indeß hatten die Weißen gleich zu Anfange des Aufstandes Zeit gehabt, Vorkehrungen zu thun, und eine große Anzahl Böte mit bewafneten freien Schwarzen eilte dem Schiffsvolke zu Hülfe. Die Rebellen fühlten sich hiedurch übermannet. Sie legten aus Verzweiflung, um einer abermaligen Sklaverei zu entgehen, Feuer an die Pulverkammer. Das Schiff flog auf; mehr als 500 Neger kamen um; nur einige 30, nebst jenem Schiffsjungen, wurden von den freien Negern aufgefischt und erhalten.

Der würdige Isert ward beinahe selbst ein Schlachtopfer einer solchen Meuterei. Sie brach auf seinem Schiffe wenige Tage nach dem Absegeln von Afrika aus, und da die Neger ihn für den Herrn der Ladung hielten, fielen die Männer der Goldküste, die sogenannten Coreantins, welche gewöhnlich die größte Kraft und Wildheit zeigen, auf ein abgeredetes Kriegsgeschrei über ihn her, schlugen ihn mit den Handeisen zu Boden, zerschnitten ihm das Gesicht, ja selbst die Pulsader der rechten Schläfe, und nur ein Schuß von der Schanze rettete ihn, indem der Neger, welcher ihn hinrichten wollte, dadurch zu Boden stürzte. Endlich wurden die Dänen Meister der Rebellen. Viele derselben sprangen ins Meer und rissen ihre angefesselten Neger mit sich fort. Hievon ließen sich viele retten, andere aber zogen oft ihren Mitmann unter heftigem Widerstreben in den Grund.

So häufige und so vielartige Scenen des Elends, des Schreckens und der Herabwürdigung des Menschen, äussern dann nur zu sehr ihre traurigen Wirkungen an dem Charakter der Mannschaft des europäischen Sklavenschiffes.

Der Seemann überhaupt von tieferm Ernste und weniger eindruckfähig für die Abwechselungen der Ereignisse des menschlichen Lebens, als der Landbewohner. Die Einförmigkeit seines Daseyns, und die stete Anstrengung isolirt ihn, macht ihn weniger theilnehmend. Unablässig über dem offenen Schlunde des Todes, den rauhesten Wettern und den grellesten Abwechselungen der Temperatur ausgesetzt, härtet sich in ihm leicht jede Art der Gefühle ab; und er bietet, selbst wenn er im Sturme beim Zusammenrollen der von Kälte starrenden oder vom Regen durchwässerten Segel, bald gegen das Meer, bald gegen den Himmel geschleudert wird, mit eiserner Gleichgültigkeit seinem furchtbaren Schicksale die Stirn. Selbst der freie Britte erträgt daher auf dem Meere mit finsterer Ruhe, die dort nothwendige harte Disciplin.

Muß sich jetzt nicht bei dem Seemann eines Sklavenschiffes, durch jene neue Arten täglich vorkommender Schrecklichkeiten, gleichsam eine Schwiele über die Nerven erzeugen und ihm den Rest des Gefühls völlig abstumpfen?

Daher dann die unmenschliche Behandlung, wodurch sich viele derselben sowohl gegen die Sklaven, als auch

selbst gegen ihre eigene weißen Mitbrüder so unerhört versündigen.

Die häufigen Mishandlungen der Negerinnen auf den Sklavenschiffen waren dem Gustav Wasa, wie auch unsern gutgesinnten Engländern, häufig ein Greuel. Auch behandelten, dem Wundarzte Clarkson zufolge, die Matrosen sogar die an der Ruhr kranken Neger, welche auf das Verdeck zur Erfrischung gebracht waren, und dieses unwillkührlich verunreinigten, so wie gleichfalls die schwangern Weiber, mit der rohesten Härte.

Diese wird ihnen dagegen von mehreren ihrer Schiffskapitaine nur zu häufig, mit schrecklichen Zinsen wieder zurück gezahlt.

Schon die Unreinlichkeit, und die mindere Fürsorge für gute und hinreichende Lebensmittel, läßt häufigere Krankheiten, als auf andern Schiffen hervorbrechen; und die unbillige Anstrengung der Mannschaft in dem gefährlichen Klima vermehrt sie. Keine Arbeit, kein Brod, antwortete ein Schiffskapitain einem sehr kranken, dürftigen Matrosen, der um die ihm vorenthaltene Kost flehete.

Daneben werden die unbedeutendsten Versehen mit der neunriemigen Geißel (Cat of nine tails) bestraft. Matlet, sahe einen Schiffsjungen wegen eines zerbrochenen Trinkglases, mit Rollen an den Armen in die Höhe getrillt, und so schwebend auf das blutigste zerhauen. Bei schwereren Vergehungen giebt der Schuldige oftmals

den Geist unter den Geißeln auf. Ja, einer dieser Kapitaine zog auf dem Rücken eines so zerhauenen Matrosen Furchen mit einem glühenden Eisen, und goß heißes Pech in die Wunden!

Ein ausgeschlagenes Auge, oder ein Stoß, der auf lebenslang den Menschen verkrüppelt, sind nicht selten. Selbst Krankheit schützt gegen die gefühllose Wuth nicht. So führte ein Kapitain ein eigenes ungewöhnlich starkes Tau, um einem unglücklichen, ihm gehässigen Matrosen, der durch einen Geschwulst über den ganzen Leib gegen Schläge fühlloser geworden war, die Strafe fühlbarer zu machen. Der Kranke gab unter der Hand des Unmenschen den Geist auf.

Oftmals entspringen deshalb die Matrosen ihren eigenen Schiffen. Man sahe sie sich mitten unter die gefräßigen Haien ins Meer stürzen, um nur zu königlichen Kriegsschiffen oder andern mit todten Waaren handelnden Fahrzeugen zu flüchten.

Dieser widrige Zustand bringt unter der Mannschaft der Sklavenschiffe eine weit größere Sterblichkeit, als unter den Matrosen unserer übrigen Fahrzeuge, zuwege.

Clarkson beweiset, daß von 910 Matrosen der Sklavenschiffe von Bristol 200 Mann verlohren giengen, da von einer gleichen Anzahl auf ostindischen Schiffen nur 37; auf westindischen nur 21; im Handel nach Rußland und Neuland (Terre neuve) nur 10, und im grönländischen sogar nur 9 umkamen. Ja er zeigt sogar, daß

unter 10 Holländern, welche nach eben derselben Küste von Afrika Handel trieben, einige keinen einzigen Mann verlohren; alle 10 aber zusammen von 164 Matrosen nur 20. Also war die Sterblichkeit auf den Sklavenschiffen nach eben derselben Küste fast das Gedoppelte! Von königlichen Schiffen, welche gleichfals an derselben Küste stationirt waren, starben aber von 1300 Mann nur 10; also von 130 nur 1; die Sterblichkeit auf den Sklavenschiffen war mithin gar über 28mal so groß!

Wie unbedeutend, ja kaum merklich die großen Weltumsegeler in mehreren Jahren von den Ihrigen verlohren, zeigte die Einleitung.

So ist also der Negerhandel das Verderben der Schwarzen und selbst der Weißen. Wie ungeheuer der Verlust für Afrika ist, lehrt folgende Uebersicht; sie ist nach sehr billigen Annahmen berechnet.

Wenn die Listen der in die westindischen Kolonien öffentlich eingeführten Neger diese zu einer mittleren Zahl von 100000 angeben, so darf man, den vorhergegangenen Bestimmungen der gesammten Masse der dortigen Neger zufolge, die heimlich eingeführten auf 20 bis 25000 rechnen. Diese Zahl ist nämlich der im Durchschnitt zu 5 pCt. gerechnete Zuschuß, den die große Sterblichkeit der dritthalb Millionen Neger in den Colonien erfordert, da doch mehrere Colonien einen weit größern Verlust erleiden.

Werden wirklich 125000 Neger überhaupt eingeführt, wie viel größer muß die Zahl der Ausgeführten, also der Verlust für Afrika seyn, wenn man an die zuvor angezeigte Sterblichkeit auf den Reisen zum Transport zurück denkt!

Nicht genug. Setzte man überhaupt nur 135000 aus Afrika ausgeführter Neger, so daß nur 10000 als beim Transport umgekommen angenommen würden, wie viel Menschen, wie viel Blut und Verheerung haben diese 135000 nicht gekostet, bevor sie das Eigenthum der (Slatihs) Verkäufer wurden?

Alle Nachrichten treffen darin überein, daß bei jenen großen und kleinen Raub-Kriegen, eine bei weitem grössere Zahl Schwarzer entweder sofort umkommt, oder doch verkrüppelt und für die Societät unbrauchbar gemacht wird. Oftmals brachten die von den Negerfürsten zum Menschenraub Ausgesendeten nur einen einzigen Gefangnen, der zum Verkauf tüchtig war; getödtet und verwundet waren aber deshalb sehr viele. Die ganze Neger-Stadt Sestro, von mehreren hundert Häusern, deren Einwohner, den europäischen Sklavenhändlern zu Gunsten, ihre friedlichen Nachbarn überfallen hatten, um Sklaven zu machen, ward ein Raub der Flamme; denn letztere hatten die sie angreifenden Räuber geschlagen, und ihre Stadt niedergebrannt. Hunderte kamen dabei von beiden Partheien um, aber kein Gefangener ward damals den Europäern zu Theil.

Es wäre daher auf keine Weise unbillig, für jene 135000 wirklich ausgeführter, zum allermindesten eben so viel deshalb umgekommener Neger zu rechnen. Indeß sind außer jener Hauptmethode, Sklaven zu erhalten, nämlich, außer dem Kriege, dennoch mehrere Tausende sicher durch die übrigen vorhin erwähnten Gelegenheiten um ihre Freiheit gebracht. Ich nehme daher die Zahl der Umgekommenen nur zu 120000 an.

Nach diesen Voraussetzungen, welche die meisten Widersacher des Sklavenhandels um ein Beträchtliches zu geringe finden werden, wäre der jährliche Verlust, den Afrika durch den Colonialhandel leidet, 255000 Menschen.

Die Zahl, der nach Marocco, Tripoli, Tunis, Algier, ferner in die ganze Türkei und Persien verkauften Neger geringe angeschlagen, beträgt wenigstens 5 bis 6000, und hiedurch der Totalverlust jener oben zu Guinea gerechneten Sklaven liefernder Länder 261900, oder 260000.

Mag die große Epoche, seit welcher dieser scheußliche Handel sein Maximum erreicht hat, nur zu 90 Jahr genommen werden; der Verlust darin steigt dennoch bereits auf 23,400000, hiezu die vorhergehenden 100 Jahre nur zu 150000 Menschen gerechnet, gäbe noch 15 Millionen, also überhaupt 38,400000. Dennoch kann man mit Recht für den früheren Zeitraum von 40 bis 50

Jahren mehrere Millionen rechnen; wodurch die ganze Summe 40 Millionen ansehnlich übertrüfe.

Verlöhre Europa, noch außer dem, was es durch die gewöhnliche Sterblichkeit verliehrt, jährlich 250 tausend gesunder Menschen, und dauerte dabei dieser Verlust Jahrhunderte hindurch, wie würde es sodann um unsere Bevölkerung stehen? Dennoch ist die Ländermasse, woraus die mehrsten Sklaven entführt werden, unserm Welttheile an Größe nur wenig überlegen.

Freilich sind die guineischen Küsten schon sichtlich an Einwohnern dünner, als vor einem Jahrhunderte. Alte Neger klagten laut über diese Abnahme an der Goldküste. „Wir haben, sagten sie, in unserer Jugend viele tausend „Familien um uns her an der See wohnend gekannt, „und jezo kann man daselbst nicht hundert einzelne Men„schen zählen."

Das Ganze ist dennoch nicht verarmt; und dieser kaum begreifliche Reichthum an Menschen liegt in dem Klima, und in der daraus selbst entspringenden bürgerlichen und häuslichen Einrichtung des Negers.

Die Fruchtbarkeit des Menschen ist hier der seines Bodens gleich. Smith und Bosman bezeugten, es gäbe Väter von 200 lebenden Kindern. Bei den vielen Frauen würden einem einzigen Vater zuweilen sechs Kinder an ein und demselben Tage geboren. Als Bosman einen Neger der Goldküste fragte, wie viel Kinder er habe, antwortete er ausrufend, „jezo nur noch siebenzig, denn

„eben so viele habe ich begraben.“ Der König, welchem diese Unterredung mit anhörte, erzählte darauf, daß einer seiner Unterkönige, mit Hülfe seiner Söhne, Enkel und ihrer Sklaven, eine Armee von 2000 Mann ins Feld gestellt, und hiemit den Feind geschlagen habe. Bei dieser Anzahl seyen die Töchter nicht gerechnet, auch wären zuvor schon viele Kinder gestorben.

Diesen Reichthum von Kindern schreiben alle Reisende der Vielheit der Ehen, und dabei der Vielweiberei zu.

Es bleibt höchst merkwürdig, daß man gleichfalls nur selten Neger von männlichen Jahren unbeweibt sieht. Die Zahl der weiblichen Geburten muß daher in einem Lande sehr viel größer seyn, als die männlichen, wo die Fürsten 3 bis 4000, die Großen oder Reichen 800 bis 1000, und der nicht gänzlich arme Neger wenigstens von 2 bis 10 Frauen hat. Daß dieses nicht alle mit einander gesetzmäßige Frauen, sondern nur Beischläferinnen sind, macht hier keinen Unterschied, denn letztere bleiben deshalb nicht minder dem übrigen Männern entzogen.

Zwar scheinen den gültigsten Zeugen zufolge, die Länder der drei Küsten, welche wegen des Handels und wegen der Stärke der dortigen Neger am berühmtesten sind, nebst dem daneben liegenden Benin, und seinen Binnenländern, sich hierin besonders auszuzeichnen; die Sklaven werden dort, nach den ältern und neuesten Nachrichten, nicht vom Heirathen zurück gehalten. Indeß ist die Vielweiberei am Senegal und an der Gambia gleichfalls

groß und allgemein. Nach der Behauptung einiger Reisenden, sollen die Weiber nicht besonders fruchtbar seyn. In andern Reichen aber, z. B. in Benin, ist die Zwillingsgeburt nicht ungewöhnlich. Sonderbar genug werden in verschiedenen Theilen dieses Königreichs, Zwillinge für etwas sehr glückliches gehalten; in einigen Städten desselben hingegen, z. B. zu Arebo, sieht man auf sie mit solchem Abscheu, daß die Kinder sogleich umgebracht, oder den wilden Thieren Preis gegeben werden.

Stedman bezeugt gleichfalls die Fruchtbarkeit der Negerinnen. Er kannte auf der Plantage in Surinam, die Esperanza genannt, eine Negerin, welche in drei Kindbetten neun Kinder gebahr. Im ersten vier, im zweiten zwei, und im dritten drei.

Es würde kurzsichtig seyn, wenn man das Uebermaß der Weiber aus der weit größern Anzahl der ins Ausland geführten männlichen Sklaven herleiten wollte. Wenn sich unter drittehalb hunderttausend Menschen, welche ausgeführt werden, nur ein Sechstel weiblicher Sklaven befinden, so kann dies gegen die große Volksmenge von Afrika in keinen Betracht kommen. Viel eher darf man behaupten, daß die Polygamie selbst dieses Uebergewicht der weiblichen Geburten hervorbringe. Die Schwächung der Männer durch die Polygamie mag wahrscheinlich hieran Antheil haben.

Der Reichthum an Menschen in Afrika würde uns Europäern indes etwas minder auffallend seyn, wenn

man hiebei darauf Rücksicht nähme, daß viele, bei uns wichtige, Hindernisse der Ehen dort gänzlich hinwegfallen. Keine Klöster versagen dort mehreren hundert Tausenden eine der Hauptbestimmung des Menschen. Keine große stehende Heere, in welchen die eingeschränkte Lage gegen zwei Millionen den Ehestand erschweret, wo nicht gar entziehet. Dort haben selbst unter den Großen die verfeinerte Unmäßigkeit und Schwelgerei kaum festen Fuß gefaßt; und das Heer der Krankheiten, welches ihnen in Europa folget, ist dem Neger unbekannt; seine einfache Lebensart erhält ihn gesund. Auch ist der Luxus noch nicht vermögend, die Heirathen zu beeinträchtigen. Endlich macht das Klima die dem Europäer so hart aufgelegte Strafe der Vergehung in der Liebe, dem Afrikaner leicht; denn diese Krankheit ist dort milder.

Zu diesen der Bevölkerung so günstigen Vorzügen des Negers, setze man nun jene Leichtigkeit, sich und die Seinigen zu erhalten; jene saftvollen, stets reifen, stets zu Gebote stehenden Nahrungsmittel, und jene Allgewalt der dortigen Produktionskraft der Natur zu jeder Jahreszeit.

Das physische Klima dieses Welttheils macht es daher begreiflich, wie Afrika, aller Ausleerung ungeachtet, bis jetzt die unerschöpfliche Vorrathskammer von Menschen geblieben ist. Eben daher ließe sich leicht darthun, wie schädlich die Polygamie in jedem Klima wird, welches dem afrikanischen entgegengesetzt oder nur von ihm sehr abweichend ist.

Was für einen fürchterlichen Misbrauch der infernale Geist des Wuchers mit dem edelsten Produkte der Natur, mit dem Menschen, seit Jahrhunderten treibt, davon hat die erste Hälfte der Auseinandersetzung des Sklavenhandels nur ein zu trauriges Zeugniß abgelegt. Möchte sie einem jeden die Abscheulichkeit dieses Geistes in ihrer ganzen Größe darstellen.

Wenn der rechtschaffene fleißige Kaufmann seinen unbedeutenden Platz unter den schätzbaren Menschenklassen einnimmt, so gehöret dagegen der eigentliche Wucherer unter die verworfensten Wesen des Thierreichs.

In Bengalen schließt er den Reis ein, und 30000 harmlose Indier sterben binnen wenigen Wochen vor Hunger; in Europa berechnet er mit steinerner Gefühllosigkeit das durch ihn verursachte Steigen des Getreides, und nimmt dafür den letzten bethränten Heller des Landmanns ruhig an, dessen Schweiß seine eigene Speicher füllete; in Afrika stiehlt er gar das ihn anlächelnde Kind seines friedlichen Nachbarn, um es auf ewig den unmenschlichen Sklavenhändlern zu vertrödeln! Welch ein Ungeheuer ist nicht dieser Geist des Wuchers! Alle Gefühle zerknicket er. Schamlos hintergeht er seinen Busenfreund; das Kind reißt er von dem vollen Busen der Mutter; Verwandschaft, Würde, Talente, Religion, nichts ist ihm heilig; er hohnlacht über Edelsinn und Menschenliebe; nur allein vor dem schon angefressenen Pfennig beugt er das Knie! Diesen in Gold zu verwandeln,

läßt der Fleischhändler den unschuldigen Neger unter der Peitsche umkommen, und gießt geschmolzenes Pech in die Wunden des zerhauenen Matrosen!

Doch wir wenden uns von diesen Scenen hinweg. Die Behandlung des verkauften Negers nach seiner Landung in den Colonien, so wie die Resultate für oder wider die Abschaffung des Sklavenhandels, bleibe bis auf Westindien verschoben; ein den Menschen erhebendes Unternehmen, eine edle That heitere jetzt unser getrübtes Auge wiederum auf.

Herr Granville Sharp, ein Mann von den edelsten, wärmsten Gefühlen für die Rechte der Menschheit, hatte sich eines unglücklichen kranken Negerknaben, Somerset genannt, in London angenommen, ließ ihn kuriren und pflegen, als plötzlich ein Kapitain eines Sklavenschiffes sich desselben unter dem Vorwande bemächtigte, er sey vormals sein Sklave gewesen. Hierüber erwachte in dem Wohlthäter des Negers das Gefühl des Mitleids so lebhaft, daß der edle Mann, nur allein um den unglücklichen Knaben zu retten, sich des mühsamen Studiums der englischen Rechte unterzog, die Freiheit des Negers öffentlich vertheidigte, und sie zuletzt gegen angesehene Rechtslehrer, als einen Lohn seines Edelmuths und seiner Ausdauer siegreich davon trug.

Dieser Sieg ward aber noch herrlicher gekrönt. Der Gerichtshof der königlichen Bank (Kings bench) erklärte gleich nach dem von Gr. Sharp ge-

wonnenen Proceß (1772) „daß jede Person, so wie sie „in Großbritannien ans Land tritt, frei ist, wie alle übri„ge englische Bürger.“

Dies war der erste Impuls, wodurch nun das erhabnere Unternehmen Englands, den Sklavenhandel zu stürzen, Leben und Thätigkeit erhielt.

Hunderte von unglücklichen Negern bekleiten seit der Beendigung des amerikanischen Krieges abgedankt und brodlos auf allen Gassen von London. Gr. Sharp hatte seit jenem ersten Schritte, zu Gunsten der Neger, auf diese Unglücklichen sein besonderes Augenmerk gerichtet. Er war längst im Einverständnis mit den menschenfreundlichen Quäkern von Amerika, welche für die Freilassung der Neger arbeiteten, und glaubte in diesen Freinegern Englands ein treffliches Mittel zur Ausführung jenes Vorhabens zu finden. Mit ihm vereinigten sich bald mehrere Männer hinzu, welche von gleich edlen Gefühlen belebt wurden. Wilberforce, Thornton, Clarkson, Young, Middleton u. a. errichteten zur Bearbeitung ihres Plans auf einem Kaffeehause einen eigenen Club, in welchem jeder Schiffskapitain, der von dem Negerhandel Aufschluß geben wollte, gut aufgenommen wurde. Verschiedene Schweden, Männer von hohem Gefühl für die Menschheit und bedeutenden Kenntnissen in der Naturgeschichte, Wadström an ihrer Spitze, machten zu dem Endzwecke eigene Untersuchungsreisen nach Afrika. Letztere brachten nun eine Unter-

zeichnung zu Stande, zur Errichtung eines Asyls jener darbenden Neger in ihrem eigenen Vaterlande.

Zwischen den bedeutenden Strömen, den Sherbro und der Sierra Leona, liegt das höchste Land auf der ganzen Strecke vom grünen Vorgebürge bis zu dem eigentlichen Guinea. Mehrere kleine Gewässer ergießen sich in Cascaden von seinen Anhöhen herab, und diese bedeckt ein ewiges Grün. Die erhabene Lage unter der heißen Zone (8 : 9 Gr. der Breite) bei der treflichen Bewässerung, hatte schon ältere Seefahrer auf die Gesundheit dieses Theils der Küste aufmerksam gemacht, und diese ist von den Neueren bestätiget.

Der große Strom, welcher an der Mündung zwei Seemeilen breit ist, bietet zu jeder Jahrszeit den Schiffen sichere Ankerplätze dar. Die Fülle sowohl des Pflanzen- als des Thierreichs, womit uns der Schwede Afzelius bestimmter bekannt gemacht, ist unerschöpflich. Dabei gedeihet alles Hausvieh; die tiefer liegenden Waldungen bergen Heerden vielartiger Gazellen und Affen, unter welchen besonders der große Mandrill und der dem Menschen so nahe tretende Troglodyt bemerkt zu werden verdienen.

Aber freilich leben hier auch Löwen, Panther, Hyänen, Zibetkatzen und räuberische Wieselarten.

Der mächtige Trieb der Vegetation treibt das Guinea-Gras bis zu der Höhe von mehr als zehn Fuß. Es bildet unabsehliche Wiesen (Savannen) oder vielmehr Graswälder, und diese dienen zum Aufenthalt ganzen

Heerden von Büffeln, Elephanten, großer Antelopen, wilder Eber (Engalla) wie auch besonders der ungeheuren Riesenschlange, und ihr ähnlicher, schädlicher, Thiere.

Den Gefahren, welche diese Wiesen in sich verbergen, zuvorzukommen, zündet sie der Neger in der trocknen Jahrszeit an. Das Verbrennen des so mächtigen Grases giebt einen schrecklich-schönen Anblick. Mitten in der Nacht sahe Mungo Park's Ebenen und Höhen, so weit sein Auge reichen konnte, mit feurigen Streifen durchzogen, und der Widerschein des Lichts aus den Wolken verursachte, daß auch der Himmel in Feuer zu stehen schien. Bei Tage steigen von allen Seiten Rauchsäulen empor; die Raubvögel schweben um den Brand und stoßen herab auf die Schlangen, Eidechsen und andere Thiere, welche sich aus den Flammen zu retten suchen. Bald hierauf folgt ein frisches, angenehmes Grün, und die Gegend wird gesunder und lieblicher. Die schönsten Früchte, Färbe- und Tischler-Hölzer, die vielfachsten Getreide- Pfeffer und andere Gewürzarten erzeugt dieser gesunde und fruchtbare Landstrich; das Zuckerrohr, der Indigo, der Baum des arabischen und des Gummi Copal finden sich hier; mehr als eine Art Baumwolle, worunter besonders die seidenartige und die röthliche merkwürdig sind, gedeihen in Vollkommenheit, und mehrere der nützlichsten europäischen Produkte des Pflanzenreichs kommen hier trefflich fort.

Das Meer hat einen Ueberfluß an den schmackhaftesten Austern, Krebsen und Fischen, und von See- und Landschildkröten sind hier verschiedene eßbare Arten.

Diesen von der Natur so schätzbar und so üppig ausgesteuerten Fleck der Erde, hat jene Gesellschaft zu ihrer Absicht gewählt; Thompson erkaufte von dem Negerkönige Thomas für die neue Freistadt einen Platz von 256000 Morgen Landes. Er verwandelte den Namen der Bay, welche bis dahin wegen eines ehemaligen französischen Etablissements, die französische Bay (Trench bay) genannt war, in St. Georgs bay. Die auf der Höhe für die von ihm hingeführten 411 freien Neger errichtete Stadt, erhielt den herrlichen Namen Freistadt (Free town) *).

Ein großer Strich des besten Landes von 300 Morgen ward unter die Colonisten verlooset. Durch die großmüthige Sorgfalt des edlen Gr. Sharp erhielten sie freies Vieh, Ackerwerkzeuge, Kleider und übrige Nothwendigkeit des Lebens.

Krankheiten, Uneinigkeiten, Desertion und feindliches Betragen der benachbarten Völker raubten aber dieser jungen Colonie sowohl Menschen, als viele der ersten Bedürfnisse des Lebens. Die Gesellschaft sahe sich daher zu beträchtlichen Nachschüssen genöthiget, wobei Gr. Sharp

*) M. s. das sechste Kupfer.

für sich die großmüthigsten Aufopferungen machte. Indeß hatte die königliche Regierung nicht nur selbst zu dem großen Vorhaben einiges beigetragen, sondern der Gesellschaft nun gleichfalls unter dem Namen Georges bay, oder Sierra Leona Compagnie, ein Privilegium ertheilt.

Nun stieg das öffentliche Zutrauen. Es meldeten sich so viele, daran Antheil zu nehmen, daß das zusammen gebrachte Capital 1792 auf 500000 Pf. St. stieg, in Actien zu 50 Pf. vertheilt.

Drei Quellen eröfneten sich für ihren Gewinn. Der Anbau des fruchtbarsten Landes, die treflichen Naturprodukte und der Handel mit den Eingebornen.

Es wurde die Zahl der Direktoren auf 13 festgesetzt, es wurden eigene Schiffe angenommen, durch viele Freineger aus den nordamerikanischen Staaten wuchs die Zahl der Colonisten beträchtlich, die neue Freistadt ward besser ausgebauet, die wichtigsten Nothwendigkeiten, sogar ganz gezimmerte Häuser aus England zugeführt, eine Kirche errichtet, Wundärzte angesetzt und für die Regierung der neuen Colonie, nach einem höchst schätzbaren, einfachen Plane, gesorgt. Dieser ist eine Nachahmung der alten deutschen Franziplegien. Hiernach mußte einer aus der bürgerlichen Gesellschaft für des andern Betragen freiwillig die Bürgschaft übernehmen.

Der große Alfred, sagt Hume, theilte England in Grafschaften (Counties); diese wiederum in Hunderte, und letztere abermals in zehn einzelne Familien

(Tithings). Jedes Haupt derselben mußte für das Betragen der Seinigen einstehen, ja selbst für seine Gäste, wenn sie sich länger als drei Tage bei ihm aufhielten. Zehn benachbarte Familien machten eine Corporation, welche unter dem Namen eines Zehntels (Tithing), oder einer Freienburg (Fribourg) einer für das Betragen der andern verantwortlich waren. Ein einziger Mann, der Zehntmann oder Zehnthert (Tithingman) genannt, war als Vorsteher angesetzt. Jeder, der sich nicht in eins dieser Zehntheile einschreiben ließ, ward bestraft; und niemand durfte seinen Wohnplatz verlassen, ohne von seinem Zehntmann ein Zeugniß seines Wohlverhaltens vorzeigen zu können.

Diese eben so schätzbare als einfache Regierungsform wählte Gr. Sharp für seinen neuen Freistaat. Alles stand unter einem Befehlshaber; allein Hauptverbrecher wurden damals nur in England gerichtet.

Der Werth aller Dinge ward durch den Werth des Arbeitslohns festgesetzt; und die Tagesarbeit ward zwar nach Stunden berechnet, allein die Arbeitsstunden wurden dem Klima gemäs, durch mehrere Ruhestunden unterbrochen.

Jeder Sklave, der das Gebiet dieser neuen Colonie betritt, wird in demselben Augenblicke ein freier Mensch. Fordert indeß sein Herr den Sklaven zurück, so soll ihn die Colonie mit 10 Pf. Sterling frei kaufen, und diese Summe für seine Befreiung soll der Freigewordene ab-

arbeiten. Bei dem bedeutenden Werth des Arbeitslohns erforderte dies keine lange Zeit.

Zu dieser trefflichen Einrichtung kam der Unterricht in der christlichen Religion; die Hülfe zweier Aerzte; die Belehrung durch mehrere Naturaliſten über die Naturprodukte, und die Anleitung zu den nothwendigſten Handwerken.

So lebte dann dieſe Negerrepublik und fand ſich frei und glücklich, als im dritten Jahre der groſſen franzöſiſchen Republik, welche Freiheit und Gleichheit zum Wahlſpruche hat, eine franzöſiſche Flotte dieſer zur Befreiung der unglücklichen Neger und zur Abſchaffung des Sklavenhandels errichteten Colonie auf eine Zeitlang ein Ende machte.

Der Convent hatte im Februar 1794 erklärt, daß alle Neger frei und für franzöſiſche Bürger angeſehen werden ſollten; er feierte zu dem Ende ſogar ein eigenes Feſt im Tempel der Vernunft.

Dennoch ſucht ein vor Sierra Leona erſchienenes franzöſiſches Geſchwader unſere Freiſtadt zu vernichten, zerſtört dieſes Aſyl der armen frei erklärten Neger, nimmt den Schweden, die nicht Frankreichs Feinde waren, ſondern aus Edelſinn und Vorliebe für Aufklärung und Kenntniſſe ſich dort niedergelaſſen, (z. B. dem geſchickten Afzelius) ſogar ihre gelehrte Tagebücher und ihre Sammlungen. Dies alles nur allein weil Engländer dieſes Etabliſſement errichtet hatten!

Als sich mitten im englischen Kriege mit dem Königlichen Frankreich, der große Cook auf seinen Entdeckungsreisen befand, gab Ludwig der 16te seinen Flotten den strengsten Befehl, die englischen Schiffe unter den Befehlen des Weltumseglers zu respectiren, ihnen selbst in nöthigen Fällen alle Hülfe zu leisten.

Die republikanische Regierung erklärt sich für eine Freundin der Schwarzen, rühmt sich auf die Freiheit der Neger hinzuarbeiten; eine eigene Gesellschaft wird unter dem Titel Amis des Noirs zu dem Ende errichtet; diese kannte alles, was in England für und wider die Abschaffung des Sklavenhandels gesagt und geschrieben war; man kann beurkunden, daß sie den edlen Gr. Sharp und seine Colonie auf Sierra Leona kannte; diese französischen Freunde der Neger hatten selbst Mitglieder im Convent, z. B. Pethion, Robespierre, und dennoch zerstören die Flotten dieses Convents eine Anlage, die nur allein die von ihnen selbst gepriesene Absicht zum Endzwecke hatte!

Vergebens sucht Gregoire jetzt seine Mitbrüder von der niedrigen schwarzen That frei zu sprechen. Wäre sie selbst ohne Befehl des Convents geschehen, und wer wird dies einer Rotte zutrauen, die nur erst am Ende desselben Jahrs, den ihr würdigen Befehl, keinem Engländer in der Schlacht das Leben zu schenken, oder zum Gefangnen zu machen, zurücknahm, dann mußten diese Verehrer der Menschenrechte doch wenigstens die neue

Freistadt, so wie dort Ludwig der 16te Cooks Entdeckungsschiffe, jedem ihrer Seekapitaine als heilig empfehlen. Aber hier handelte der neue Republikaner, dort der alte Royalist.

Indeß hatten die Vertheidiger der Freiheit es nicht vermogt, das kleine Völkchen gänzlich aufzureiben. Die entkommenen, ausgeplünderten Neger, Schweden und Engländer zogen sich bis zur Abfahrt der neuen Franzosen zurück; wurden von den gutmüthigen Afrikanern vom Hungertode gerettet, und seitdem keimt den Franzosen zum Trotz und der Menschheit zur Ehre dieser kleine Freistaat wiederum auf.

Gewiß wünschen alle, queis ex meliori luto praecordia finxit Titan, daß er seiner edlen Absicht entspreche; daß er unsere unglückliche Mitmenschen durch unter sie verbreitete Kultur von dem entsetzlichen Handel befreien möge.

Auch hat dies der Neger im Ganzen schon lange verdient; denn daß ihm weder Talente noch Anlagen zur Veredlung versagt sind, hiezu diene als ein bedeutender Zusatz zu den obigen Beispielen noch zum Beschluß folgender erhabene Zug seiner Dankbarkeit; ein gültiger Augenzeuge, Blancherie, hat ihn selbst erlebt.

Ludwig Desrouleaux war der Sklave eines reichen und gutmüthigen Pflanzers auf St. Domingo. Vieljährige Arbeitsamkeit und Treue hatten seinem Herrn das Versprechen abgelockt, ihm die Freiheit zu schenken,

und Desroulleaux wagte es mehrmals bittend davon zu erinnern. Allein das Gefühl von dem hohen Werth des Negers verursachte stets die Verweigerung. Er sann daher auf ein anderes Mittel zu seinem Endzweck zu gelangen.

In einigen Plantagen von St. Domingo bekümmern sich die Herren nicht um das Detail der Ernährung und Bekleidung ihrer Neger. Dafür geben sie ihnen ein Stück Land zu eigen, und erlassen ihnen täglich zwei Stunden an der Arbeit, um es anbauen zu können. Fleissige und geschickte Neger erwerben hiedurch nicht blos ihre Lebensbedürfnisse, sie gewinnen selbst daneben so viel als zu einem kleinen Handel nothwendig ist. Desroulleaux hatte auf diese Art innerhalb weniger Jahre mehr zusammen gebracht, als nöthig war, seine Freiheit zu erkaufen, und brachte nun seinem Herrn sein Lösegeld. Erstaunt und betroffen sah dieser das Gold des braven Negers. „Geh, sagte der edle Mann, nur so lange „habe ich mit meines Gleichen gehandelt; du hast mich „mir selbst wieder gegeben; behalte dein mühsam Erwor„benes, und sey frei.“

Der Pflanzer verkaufte sogleich seine Plantage, und kehrte mit großem Vermögen nach seiner väterlichen Provinz in Frankreich zurück.

Sein Weg führte ihn hiebei durch Paris. Hier zeigte er sich in dem völligen Glanze eines reichen Westindiers: Alle Arten von Vergnügungen standen ihm zu Gebote.

Hohes Spiel, theure Maitressen, ein groſses Haus, Luſtpartien, Assembleen, Bälle, kurz, was nur irgend die Verschwendung zum Ruin des Menschen erfunden hat, riſſen ihn hin, und brachten ihn binnen kurzen um alles.

In Frankreich zu bleiben, war ihm jetzt unmöglich; nach Westindien aber zurückkehren, schien sehr demüthigend. Indeſs bestimmte ihn die Hofnung dort noch einige alte Freunde zu finden, dennoch zu letzterem.

Seine Ankunft am Cap (St. Domingo) setzte fast jeden in Verwunderung, denn die meisten hatten bereits von seiner Lage Nachricht erhalten. Man bedauerte ihn, man lieſs ihn einigemal Zeuge ihrer glücklichen Lage seyn; aber Niemand half.

Auf die Weise war er gezwungen, sein klägliches Leben in den schlechtern, ärmsten Wirthshäusern der Häfen zu fristen. Sey es Scham oder Unkunde, wo er anzutreffen, genug er hatte seinen ehemaligen Neger noch nicht aufgesucht. Desrouleaux, der jetzt ein eigenes Haus erworben, hatte aber kaum von der Rückkunft seines alten Herrn gehört, so suchte er ihn sofort auf, und warf sich ihm als seinem theuren Herrn und gröſsten Wohlthäter zu Füſsen. Hier beklagte er aber nicht bloſs mit unwirksamen Thränen des Mitleids seine Lage; er bat ihn sogleich zu sich, und machte ihn zum völligen Herrn in seinem Hause. Der kluge Neger sahe indeſs bald ein, wie peinlich selbst diese bequemere Lage einem Manne seyn müsse, der ehemals dort in dem blühendsten Wohlstande gelebt hatte.

Theuerster Herr, redete er ihn daher an, alles was ich besitze, verdanke ich nur allein Euch; es ist durchaus Euer Eigenthum. Verlaßt ein Land, in welchem Ihr täglich neue Kränkungen, neue Beweise von der Undankbarkeit der Menschen, von Euren vormaligen Freunden erleben müßt.

Wie kann ich, erwiederte jener, aber in Frankreich auf irgend eine Weise fortkommen?

Ja, Herr, dies ist möglich, sobald Euer Desrousleaux hoffen darf, daß ihr es nicht verschmähet, das Wenige von seiner Dankbarkeit anzunehmen, wodurch er im Stande ist, Euch eine bessere Existenz zu verschaffen. Werden 1500 Livres hiezu hinreichend seyn?

Mehr als hinreichend freilich, rief jener, indem er voll Thränen der Verwunderung und Freude, den würdigen Neger umarmte! Dieser floh und brachte sofort eine gerichtliche Versicherung von einer jährlichen Leibrente über obige Summe. Hiemit lebte der Pflanzer noch 1775 im Innern von Frankreich glücklich, und segnete ewig den edlen Schwarzen.

Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte von Afrika.

I. Der Termes.

Ist es doch wohl eine kleinliche Gewohnheit, überall in der Natur eine Ordnung auffinden zu wollen! Gerade als wenn der Zweck, welchen unsere Vernunft in jede Art der Geschöpfe hineinlegt, oder welchen sie ihr aufdringt, wirklich der Zweck sey, auf welchen die Natur bei deren Hervorbringung hinzielte. Hat sie doch vielleicht gar keinen dabei gehabt? Denn was hindert uns anzunehmen, daß die ewig rege, ewig bildende und ewig unerschöpfliche Kraft, wodurch das Unermeßliche selbst bis in den oftmals todtscheinenden Theilen belebt ist, je nachdem es die Gelegenheit und die Materie darbietet, irgend eine Form, ein organisirtes Wesen hervorarbeitet; und daß dieses dann in die große, eben so unbestimmte, als daher unbestimmbare Reihe der Körper hineintritt, ohne irgend eine weitere Absicht, als die ihres eigenen Daseyns;

mithin ohne einigen Bezug auf ihre Mitgeschöpfe, auf die übrige Körperwelt oder auf deren Nutzen.

Dies ist sicher ein unendlich höherer Standpunkt zum Uebersehen und Betrachten der Natur. Er giebt einen unabsehlichen Horizont, worin alles ohne Ausnahme sich bilden kann, bloß um sich zu bilden; alles Mögliche sich selbst genügend auf- und abtritt. Wie weit größer erscheint hier alles, als bei jener ärmlichen Eingeschränktheit von Zwecken, von eingezwängten Absichten und von sogenannter Weisheit, nach welcher die Körper stets in einander greifen und sich gleichsam zu ihrem Daseyn und zu ihrer Fortdauer stets einander die Krücken leihen müssen.

Hier ist ein unermeßlicher Spielraum! Denkbares und Undenkbares findet darin seinen Platz, denn kein Wesen hat darin seinen eigenen. Alle stehen sie einzig und allein da, um da zu stehen. Nachbarschaft, Analogie, Ordnung ist nirgend; die sonst geschätzte Weisheit ist Thorheit; aber das Ganze hat eine seelenerhebende Größe. Und diese impfe ich mir durch den Gedanken selbst ein, ich gehöre zu diesem unbegrenzten Ganzen und habe vor Tausend und aber Tausend organisirten Wesen den Vortheil voraus, dies denken und daher genießen zu können!

Die engherzigen Physiko-Theologen, wie microscopisch erscheinen sie nicht nach einer solchen mehr als Herschelschen Ansicht des Ganzen! Zogen doch manche unter ihnen sogar alles auf das gewaltsamste, auf das einzige

Menſchengeſchlecht, wenigſtens führten die billigſten unter ihnen, durch hundert ängſtliche Windungen, ein Weſen auf, das nach gewiſſen Geſetzen nur eine genau abgezirkelte Welt ſchuf, und das gleichſam von jeder ſeiner Handlungen der Vernunft Rede und Antwort ſtehen mußte!

Da wären wir alſo nun mit einmal über dieſe Kurzſichtigen hinaus und freueten uns unſerer unbeſtimmbaren Freiheit in Schaffen und Vernichten. Ganze Gruppen organiſirter Körper treten nun ruhig vor unſern Augen ab, und die übrigen fühlen durchaus nichts von dieſem Verluſte; andere ſpringen dagegen durch den blinden Bildungstrieb in die Reihe der übrigen hinein, und keinem ihrer Nachbarn wird dadurch ſein Platz beenget. Alles gehet, alles kommt, wie es jene mächtige Plaſtik, durch Lokalumſtände geleitet, vermag, und alles genießt ſeiner heeren Freiheit und ſeiner beneidungswürdigen Iſolation!

Wenn wir indeß nur allein alles durch die Sinne kennen, alles nur durch die Erfahrung und durch die daraus abgeleitete Betrachtung des Ganzen wiſſen, dann iſt es wenigſtens billig, eben dieſe Erfahrung aufzufordern, daß ſie die Entſcheidung ſpreche zwiſchen dieſem erhabenen Syſtem der freien Ataxie, und jenem eingeſchränkten verjährtem Syſteme einer zweckmäßigen Ordnung in der Natur, eines abſichtlichen Zuſammenhanges der organiſirten Weſen.

Die Erfahrung zeigt dann jedem gesunden und weit um sich sehenden Auge nicht etwa blos eine bewundernswürdige Anordnung in dem Baue jedes einzelnen organisirten Körpers, denn vielleicht wüßten jene systematischen Leugner der Ordnung, jene allgemeinen Bildner und Pantheisten, denen durch die erhabene Idee, die Kröte, ihr eigenes Ich, den Pfifferling und den Kiesel für Gott selbst anzunehmen, alles und nichts erklärbar ist, diese Anordnung der einzelnen Körper aus ihrer blinden Plastik oder aus den todten Kräften der Chemie, selbst abzuleiten; sondern sie zeigt, wie da viele Tausende dieser Körper einer dem andern zum Unterstützen seines Daseins und seiner Fortdauer die Hand bieten; und wie dieser Zusammenhang so innigst ist, so sehr auf das Ganze einwirkt, daß das Hinwegnehmen mehrerer Arten unausbleiblich die Destruktion vieler andrer nach sich ziehen würde. Sie zeigt, was das wichtigste ist, daß je weiter der Naturforscher in das Wesen und in die Haushaltung mehrerer einzelner Arten eindringt und je einen größern Horizont sein Auge daneben in der organisirten Körperwelt zu übersehen vermag, sich ihm dieser innigste Zusammenhang desto klärer darstellt, ja für ihn endlich durchaus nothwendig wird, zur Erhaltung der Arten untereinander, mithin zur Erhaltung der ganzen belebten Natur. Endlich zeigt sie sogar, daß die von den neuen Weltweisen so sehr verlachte Idee, viele der übrigen organisirten Körper zum Nutzen des Menschen existirend zu glau-

ben, wenigstens nicht so durchaus lächerlich ist, eben weil vielfache Thatsachen für sie sprechen.

Aus der übermäßigen Anzahl der hiefür redenden Beweise mögen nur einige von denen statt finden, welche uns zu jenen merkwürdigen Geschöpfen von Afrika am schicklichsten hinführen. Sie sind aus der Uebersicht der allgemeinen Vertheilung der organisirten Wesen genommen, welche in der zoologischen Geographie auf die unleugbarsten Thatsachen gegründet sind. *)

Den dort aufgefundenen Gesetzen der Natur zufolge, ist das Meer unter jedem Himmelsstriche unermeßlich bevölkert, während daß die Bevölkerung des festen Landes fast durchgehends mit den Graden der Hitze und Fruchtbarkeit im gleichen Verhältnisse steht.

Die Gültigkeit dieser Gesetze hat das seitdem so häufige Durchsuchen aller Zonen, und die in so vielfachen Richtungen unternommene Umseglung der Erde nur noch stärker dargethan.

Unter jedem Grade der Breite fand man die Colossen des Wallfischgeschlechts; die Phoken, und mehrere beträchtliche Seethiere; überall einen gleichstarken Reichthum animalischer Substanzen.

Alle diese unzählbare Menge von Seethieren sind durchaus fleischfressend; und hiezu ist bis auf

*) Zimmermanns zoologische Geographie, IIter Theil, 1782.

höchst wenige Arten den kleinsten Thieren, selbst das Gewürm des Meeres von der Natur gebildet. Viele rüstete sie noch daneben mit einer uns unbegreiflichen Verdauungskraft aus. Das Raubgeschlecht der Haien verwandelt einen als Köder ins Meer gelassenen Stockfisch innerhalb ein Paar Minuten schon in sich selbst. Andere z. B. die Meernessel erleichtert sie das Verzehren oder vielmehr das Benutzen des erhaschten Thieres dadurch, daß die von ihr verschluckten aber unverdaulichen Theile, nicht blos auf die gewöhnliche Weise durch den Mund wieder ausgeworfen werden; die Substanz der Meernessel theilt sich vielmehr deshalb in mehreren Richtungen; aus einer solchen willkührlichen Wunde tritt die Schale der verschluckten Muschel hervor, und die Wunde heilt schneller als die der Götter des Homers.

Diese ununterbrochene Verheerungen unter den Bewohnern des Meeres hinreichend zu ersetzen, ward den Fischen eine unermeßliche Zeugungskraft zu Theil. Selbst unter den Seefischen von nicht unbeträchtlicher Größe, z. B. bei den Stockfischen u. a. giebt es Mütter von ein bis neun Millionen Embryonen; auch fängt man in einem einzigen Zuge zu Zeiten 10 Tausend Tonnen Heringe, und Norwegen führt ehemals in einem Jahre 18 Schiffsladungen Dorschrogen aus. Nur 40 bis 50 Körner oder Eier wiegen ein Pfund, ein einziges Schiff fand enthält über 11 Billionen Embryonen von Dorschen, wie viel dann eine Schiffsladung!

Kleinere Seethiere, Insekten und Gewürm, treten aber zu Zeiten in so unabsehlichen Heeren aus dem Innern des Meeres an die Oberfläche hervor, daß sie nach den gültigsten Zeugnissen eines Byrons, Vancovers u. a. plötzlich mehrere geographische Quadratmeilen bedecken.

Dies entspricht also der Ersatz völlig dem Zerstören. Ein ununterbrochenes Morden, gebiert auf das schnelleste neues Leben. Wozu nun aber dieses schnelle Wandeln vom Leben zum Tode? Was geht hieraus für ein wichtiges Resultat hervor?

Nicht mehr und nicht weniger als die Erhaltung der gesamten belebten Erde! Die Verwahrung gegen eine allgemeine Fäulniß; gegen das Absterben aller organisirten Wesen.

Dieser allgemeine Trieb zum Verzehren thierischer Substanzen, bewirkt ein unaufhaltbares Treiben und Jagen nach Beute, und eben so sehr einen allgemeinen Trieb zum Vertheidigen und Fliehen vor den Gegnern. Dadurch setzt sich das Innere des Oceans in daurende Bewegung. Dahin, wo weder die Fluth noch der Sturm hindringt, um die Gewässer zu erschüttern, und ihre vielerlei Theile untereinander zu treiben und sie zu mischen, dahin, wo selbst die Kälte nicht reicht und die Fäulniß abwehrt, dahin dringt der Raubfisch, das Raubinsekt und das Raubgewürm. Von der Oberfläche bis in die tiefsten Abgründe des Oceans fährt alles durch einander; arbeitet, fliehet, jägd, mordet, verzehrt und wird verzehrt.

Nichts bleibt unbenutzt, nichts unbewegt, nichts gehe in Fäulniß über; alles wird lebendig verbraucht und gebiert sofort wieder etwas Lebendiges.

Ohne diese weise Einrichtung, was wäre binnen kurzem der Ocean? Ein ungeheures Becken voll Eiter; eine alles inficirende pestilenzialische Masse. Die Atmosphäre verwandelte sich schnell in eine Hölle tödtender Düfte; die ganze organisirte Körperwelt stürbe aus; die gesamte Erde würde ein einziges großes Leichenhaus.

Hier ist also ein auffallendes Ineinandergreifen der einzelnen Theile der großen Maschine der lebenden Welt. Man richte einmal alles anders ein, oder man merze willkührlich mehrere Arten der Raubthiere des Meeres völlig aus, dann stockt sicher dieses erhabene mächtige Triebwerk, und bald folgt sein gänzlicher Stillstand.

Auf dem festen Lande bestätigt sich dieser innere Zusammenhang der organisirten Welt durch folgende uns den Termiten noch näher führende Thatsache.

Die in der zoologischen Geographie dargethanen Gesetze des festen Landes zeigen, daß die Zahl der organisirten Substanzen mehr und mehr zunimmt, je tiefer man in die warme Zone eindringt.

Diese, gleichsam das vaste Treibhaus der Welt, übertrift an Schnelligkeit und Fortdauer des Entwickelns organischer Körper, und an Reichthum der Arten und Individuen alle übrigen Theile der Erde.

Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte von Afrika.

I. Der Termes.

Ist es doch wohl eine kleinliche Gewohnheit, überall in der Natur eine Ordnung auffinden zu wollen! Gerade als wenn der Zweck, welchen unsere Vernunft in jede Art der Geschöpfe hineinlegt, oder welchen sie ihr aufdringt, wirklich der Zweck sey, auf welchen die Natur bei deren Hervorbringung hinzielte. Hat sie doch vielleicht gar keinen dabei gehabt? Denn was hindert uns anzunehmen, daß die ewig rege, ewig bildende und ewig unerschöpfliche Kraft, wodurch das Unermeßliche selbst bis in den oftmals todtscheinenden Theilen belebt ist, je nachdem es die Gelegenheit und die Materie darbietet, irgend eine Form, ein organisirtes Wesen hervorarbeitet; und daß dieses dann in die große, eben so unbestimmte, als daher unbestimmbare Reihe der Körper hineintritt, ohne irgend eine weitere Absicht, als die ihres eigenen Daseyns;

mithin ohne einigen Bezug auf ihre Mitgeschöpfe, auf die übrige Körperwelt oder auf deren Nutzen.

Dies ist sicher ein unendlich höherer Standpunkt zum Uebersehen und Betrachten der Natur. Er giebt einen unabsehlichen Horizont, worin alles ohne Ausnahme sich bilden kann, bloß um sich zu bilden; alles Mögliche sich selbst genügend auf- und abtritt. Wie weit größer erscheint hier alles, als bei jener ärmlichen Eingeschränktheit von Zwecken, von eingezwängten Absichten und von sogenannter Weisheit, nach welcher die Körper stets in einander greifen und sich gleichsam zu ihrem Daseyn und zu ihrer Fortdauer stets einander die Krücken leihen müssen.

Hier ist ein unermeßlicher Spielraum! Denkbares und Undenkbares findet darin seinen Platz, denn kein Wesen hat darin seinen eigenen. Alle stehen sie einzig und allein da, um da zu stehen. Nachbarschaft, Analogie, Ordnung ist nirgend; die sonst geschätzte Weisheit ist Thorheit; aber das Ganze hat eine seelenerhebende Größe. Und diese impfe ich mir durch den Gedanken selbst ein, ich gehöre zu diesem unbegrenzten Ganzen und habe vor Tausend und aber Tausend organisirten Wesen den Vortheil voraus, dies denken und daher genießen zu können!

Die engherzigen Physiko-Theologen, wie microscopisch erscheinen sie nicht nach einer solchen mehr als Herschelschen Ansicht des Ganzen! Zogen doch manche unter ihnen sogar alles auf das gewaltsamste, auf das einzige

Menſchengeſchlecht, wenigſtens führten die billigſten unter ihnen, durch hundert ängſtliche Windungen, ein Weſen auf, das nach gewiſſen Geſetzen nur eine genau abgezirkelte Welt ſchuf, und das gleichſam von jeder ſeiner Handlungen der Vernunft Rede und Antwort ſtehen mußte!

Da wären wir alſo nun mit einmal über dieſe Kurzſichtigen hinaus und freueten uns unſerer unbeſtimmbaren Freiheit in Schaffen und Vernichten. Ganze Gruppen organiſirter Körper treten nun ruhig vor unſern Augen ab, und die übrigen fühlen durchaus nichts von dieſem Verluſte; andere ſpringen dagegen durch den blinden Bildungstrieb in die Reihe der übrigen hinein, und keinem ihrer Nachbarn wird dadurch ſein Platz beenget. Alles gehet, alles kommt, wie es jene mächtige Plaſtik, durch Lokalumſtände geleitet, vermag, und alles genießt ſeiner heeren Freiheit und ſeiner beneidungswürdigen Iſolation!

Wenn wir indeß nur allein alles durch die Sinne kennen, alles nur durch die Erfahrung und durch die daraus abgeleitete Betrachtung des Ganzen wiſſen, dann iſt es wenigſtens billig, eben dieſe Erfahrung aufzufordern, daß ſie die Entſcheidung ſpreche zwiſchen dieſem erhabenen Syſtem der freien Ataxie, und jenem eingeſchränkten verjährtem Syſteme einer zweckmäßigen Ordnung in der Natur, eines abſichtlichen Zuſammenhanges der organiſirten Weſen.

Die Erfahrung zeigt dann jedem gesunden und weit um sich sehenden Auge nicht etwa blos eine bewundernswürdige Anordnung in dem Baue jedes einzelnen organisirten Körpers, denn vielleicht wüßten jene systematischen Leugner der Ordnung, jene allgemeinen Bildner und Pantheisten, denen durch die erhabene Idee, die Kröte, ihr eigenes Ich, den Pfifferling und den Kiesel für Gott selbst anzunehmen, alles und nichts erklärbar ist, diese Anordnung der einzelnen Körper aus ihrer blinden Plastik oder aus den todten Kräften der Chemie, selbst abzuleiten; sondern sie zeigt, wie da viele Tausende dieser Körper einer dem andern zum Unterstützen seines Daseins und seiner Fortdauer die Hand bieten; und wie dieser Zusammenhang so innigst ist, so sehr auf das Ganze einwirkt, daß das Hinwegnehmen mehrerer Arten unausbleiblich die Destruktion vieler andrer nach sich ziehen würde. Sie zeigt, was das wichtigste ist, daß je weiter der Naturforscher in das Wesen und in die Haushaltung mehrerer einzelner Arten eindringt und je einen größern Horizont sein Auge daneben in der organisirten Körperwelt zu übersehen vermag, sich ihm dieser innigste Zusammenhang desto klärer darstellt, ja für ihn endlich durchaus nothwendig wird, zur Erhaltung der Arten untereinander, mithin zur Erhaltung der ganzen belebten Natur. Endlich zeigt sie sogar, daß die von den neuen Weltweisen so sehr verlachte Idee, viele der übrigen organisirten Körper zum Nutzen des Menschen existirend zu glau-

ben, wenigstens nicht so durchaus lächerlich ist, eben weil vielfache Thatsachen für sie sprechen.

Aus der übermäßigen Anzahl der hiefür redenden Beweise mögen nur einige von denen statt finden, welche uns zu jenen merkwürdigen Geschöpfen von Afrika am schicklichsten hinführen. Sie sind aus der Uebersicht der allgemeinen Vertheilung der organisirten Wesen genommen, welche in der zoologischen Geographie auf die unleugbarsten Thatsachen gegründet sind. *)

Den dort aufgefundenen Gesetzen der Natur zufolge, ist das Meer unter jedem Himmelsstriche unermeßlich bevölkert, während daß die Bevölkerung des festen Landes fast durchgehends mit den Graden der Hitze und Fruchtbarkeit im gleichen Verhältnisse steht.

Die Gültigkeit dieser Gesetze hat das seitdem so häufige Durchsuchen aller Zonen, und die in so vielfachen Richtungen unternommene Umsegelung der Erde nur noch stärker dargethan.

Unter jedem Grade der Breite fand man die Colossen des Wallfischgeschlechts; die Phoken, und mehrere beträchtliche Seethiere; überall einen gleichstarken Reichthum animalischer Substanzen.

Alle diese unzählbare Menge von Seethieren sind durchaus fleischfressend; und hiezu ist bis auf

*) Zimmermanns zoologische Geographie, IIter Theil, 1782.

höchst wenige Arten der kleinsten Thiere, selbst das Gewürm des Meeres von der Natur gebildet. Viele rüstete sie noch daneben mit einer uns unbegreiflichen Verdauungskraft aus. Das Raubgeschlecht der Haien verwandelt einen als Köder ins Meer gelassenen Stockfisch innerhalb ein Paar Minuten schon in sich selbst. Andere z. B. die Meernessel erleichtert sie das Verzehren oder vielmehr das Benutzen des erhaschten Thieres dadurch, daß die von ihr verschluckten aber unverdaulichen Theile, nicht bloß auf die gewöhnliche Weise durch den Mund wieder ausgeworfen werden; die Substanz der Meernessel theilt sich vielmehr deshalb in mehreren Richtungen; aus einer solchen willkührlichen Wunde tritt die Schale der verschluckten Muschel hervor, und die Wunde heilt schneller als die der Götter des Homers.

Diese ununterbrochene Verheerungen unter den Bewohnern des Meeres hinreichend zu ersetzen, ward den Fischen eine unermeßliche Zeugungskraft zu Theil. Selbst unter den Seefischen von nicht unbeträchtlicher Größe, z. B. bei den Stockfischen u. a. giebt es Mütter von ein bis neun Millionen Embryonen; auch fängt man in einem einzigen Zuge zu Zeiten 10 Tausend Tonnen Heringe, und Norwegen führt oftmals in einem Jahre 16 Schiffsladungen Dorschrogen aus. Nur erst 40 à 20 Körner oder Eier wiegen ein Pfund; ein einziges Schiffpfund enthält über 11 Billionen Embryonen von Dorschen, wie viel dann eine Schiffsladung!

Kleinere Seethiere, Insekten und Gewürm, treten aber zu Zeiten in so unabsehlichen Heeren aus dem Innern des Meeres an die Oberfläche hervor, daß sie nach den gültigsten Zeugnissen eines Byrons, Vancovers u. a. täglich mehrere geographischer Quadratmeilen bedecken.

Hier entspricht also der Ersatz völlig dem Zerstören. Ein ununterbrochenes Morden, gebiert auf das schnellste neues Leben. Wozu nun aber dieses schnelle Wandeln vom Leben zum Tode? Was geht hieraus für ein wichtiges Resultat hervor?

Nicht mehr und nicht weniger als die Erhaltung der gesamten belebten Erde! Die Verwahrung gegen eine allgemeine Fäulniß; gegen das Absterben aller organisirten Wesen.

Dieser allgemeine Trieb zum Verzehren thierischer Substanzen, bewirkt ein unaufhaltbares Treiben und Jagen nach Beute, und eben so sehr einen allgemeinen Trieb zum Vertheidigen und Fliehen vor den Gegnern. Dadurch setzt sich das Innere des Oceans in daurende Bewegung. Dahin, wo weder die Fluth noch der Sturm hinabdringt, um die Gewässer zu erschüttern, und ihre vielartigen Theile aneinander zu treiben und sie zu mischen, dahin, wo selbst die Kälte nicht reicht und die Fäulniß abwehrt, dahin bringt der Raubfisch, das Raubinsekt und das Raubgewürm. Von der Oberfläche bis in die tiefsten Abgründe des Oceans fährt alles durch einander; arbeitet, fliehet, jägd, mordet, vermehrt und wird verzehrt.

Nichts bleibt unverändert, nichts unbewegt, nichts geht in Fäulniß über; alles wird lebendig verbraucht und gebiert sofort wieder etwas Lebendiges.

Ohne diese weise Einrichtung, was wäre binnen kurzem der Ocean? Ein ungeheures Becken voll Eiter; eine alles inficirende pestilenzialische Masse. Die Atmosphäre verwandelte sich schnell in eine Hülle tödtender Düfte; die ganze organisirte Körperwelt stürbe aus; die gesamte Erde würde ein einziges großes Leichenhaus.

Hier ist also ein auffallendes Ineinandergreifen der einzelnen Theile der großen Maschine der lebenden Welt. Man richte einmal alles anders ein, oder man merze willkührlich mehrere Arten der Raubthiere des Meeres völlig aus, dann stockt sicher dieses erhabene mächtige Triebwerk, und bald folgt sein gänzlicher Stillstand.

Auf dem festen Lande bestätigt sich dieser innere Zusammenhang der organisirten Welt durch folgende uns den Termiten noch näher führende Thatsache.

Die in der zoologischen Geographie dargethanen Gesetze des festen Landes zeigen, daß die Zahl der organisirten Substanzen mehr und mehr zunimmt, je tiefer man in die warme Zone eindringt.

Diese, gleichsam das vaste Treibhaus der Welt, übertrift an Schnelligkeit und Fortdauer des Entwickelns organischer Körper, und an Reichthum der Arten und Individuen alle übrigen Theile der Erde.

So wie vorhin bei dem Meere würde daher bei diesem ungeheuren Produktionstriebe, bei dem dadurch nothwendigen Hinsterben und Verwesen, diese reiche Erdfläche bald von unaufhaltbaren Epidemien ergriffen, hätte nicht gerade hier die Natur der größten Summe fleischfressender, und jede organische Substanzen mit kaum glaublicher Schnelligkeit verzehrender Thiere, ihren unüberschreitbaren Wohnsitz angewiesen. Von dem Löwen, durch alle die großen Würger des Katzengeschlechts, zu den unzählbaren Flügen der Aasgeier Egyptens, der Gallimassen Brasiliens; von da zu den oft große Gewässer brükkenförmig bedeckenden Kaimans und Krokodillen, und den tausend Arten der Schlangen, der Eidechsen, der Spinnen, Skorpionen und Klopoeten, bis zu den Myriaden weißer Ameisen beider Indien herab, was für eine Unerschöpflichkeit von Zerstören! Aber auch was für ein bewundernswürdiges, genau berechnetes Zusammentreffen des Zerstörbaren mit den Zerstörern!

Ja! eben der Unbegreifliche, der mit einem einzigen Odemzuge die Centralkräfte der todten Materie einblies, sie zwang, sich von jetzt an nach unerlaßlichen ewigen Gesetzen des Maaßes und des Gewichts in tausendfache Himmel zu ordnen, jeder glänzend von Millionen Sonnen, Planeten und Trabanten, die um ihre Axe und um ihre Hauptkörper periodisch fortrollen, und hiemit ein unüberdenkbares, schwindelnerregendes, anbetungswürdig geordnetes Weltall bilden, eben der Unbegreifliche warf aus

dem unerschöpflichen Lichtmeere seiner Kraft und Weisheit einen einzigen Funken auf die zahllosen Myriaden organisirter Körper unsers Erdballs herab, und lehrte hiedurch die Wurzel des Baobabs und des kaum sichtbaren Mooses, die ihnen bekommende Nahrung aufzusuchen, lehrte den Dintenfisch, das Wasser zu seiner Sicherheit und zu seinem Fange zu trüben; die Maurerbienen den Thon zu kneten, daraus ihre künstliche Zelle zu bauen und darin mit jeder Larve ein zu ihrem Wachsthum abgewogenes Maaß von Nahrung einzumauern; lehrte den Elephanten sich sofort mit dem Talent eines Haussklaven in seine Gefangenschaft zu schicken, und lehrte endlich den Menschen bald jene Himmel selbst zu messen, bald ihre Erhabenheit zu besingen!

Eben dieser Unbegreifliche flößte auch hiedurch dem mikroscopischen Termes die erstaunliche Architektur zu seinen kolossalischen Pyramiden ein, und wieß ihm zugleich sein wichtiges Amt in der großen Polizei unserer Erde an.

Er bestellte ihn zu einem der vornehmsten Reiniger jener von organischen Körpern zu übermäßig gefüllten Region. Das Todte und Faulende sollte er auf das schnellste hinwegschaffen; alles wieder durch sich selbst in frische Organisation übergehen lassen, und hiedurch als einer der allgemeinen Erhalter, für das Leben und für die Gesundheit der heißen Zone Sorge tragen.

Die nähere Betrachtung dieses merkwürdigen Insekts wird dies hinreichend bestätigen.

Der Termit, in einigen Theilen Indiens, bald die weiße Ameise, bald Vague-vague, Buggabug, und Holzlaus genannt, ist uns seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts durch einen damals berühmten holländischen Seemann bekannt geworden. Schon 1598 bemerkte der Admiral van Hagen, welcher nachmals an Hollands Größe in Ostindien so viel Antheil hatte, längst der Goldküste im Königreiche Sabi, eine Anzahl, den Heuschobern ähnliche Thon- oder Erdhaufen von 15 bis 16 Fuß Höhe, die überall durchbohrt waren, um denen darin lebenden Ameisen den Eingang zu gewähren. Seine Nachricht darüber übertrifft an Bestimmtheit diejenige, welche sein Landsmann Bosmann, der (1704) eine der vollständigsten Beschreibungen von Guinea lieferte, über diese merkwürdigen Gebäude gab, obgleich er die beste Gelegenheit gehabt hätte, bei seinem 14jährigen Aufenthalt auf der Küste von Guinea, eine genaue Nachricht davon zu geben. Der damalige Zustand der Naturhistorie, so wie sein eigener Stand, läßt ihm indeß diese Fahrlässigkeit hierin eher verzeihen, als einem berühmten französischen Naturhistoriker, welcher sich in unseren helleren Zeiten fünf Jahre am Senegal nur allein zur Erweiterung dieser Wissenschaft aufhielt, diese Gebäude und ihre Baumeister fast täglich vor Augen hatte, und dennoch eine höchst oberflächliche Anzeige von diesem außerordentlichen Phänomen gab.

Nur erst seit 1779 haben wir eine sehr genaue Beschreibung des Thiers, wie es in Ostindien vorkommt, von dem dort damals lebenden Dr. König erhalten. Seit 1781 aber kennen wir durch die unermüdeten Beobachtungen des Engländers, H. Smeathman, die Talente des afrikanischen Termiten, und seine Gebäude.

Es verdiente dies Geschlecht allerdings eine eigene Stelle unter den Insekten, und diese hat Niemand ihm so passend angewiesen, als der Hofrath Blumenbach. Unter den Insekten mit vier häutigen Flügeln (Hymenoptera) findet der Termes seinen Platz gleich nach seinem, ihm in vielfacher Rücksicht ähnlichen Hauptfeind, der Ameise.

Solander zählte schon 5 Arten Termiten, und wahrscheinlich werden noch mehrere entdeckt werden.

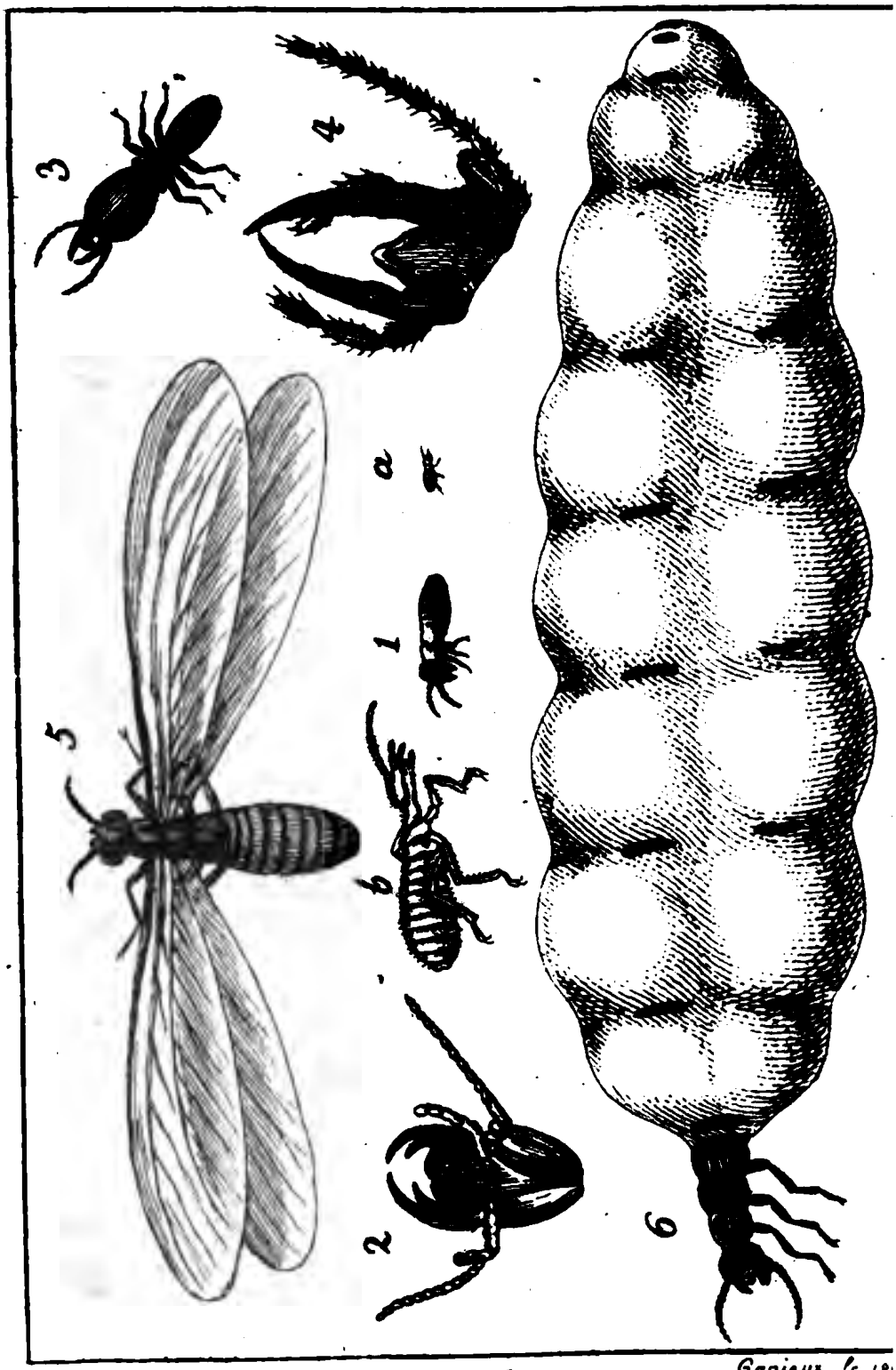
Sie weichen freilich in mehreren Theilen, so wie die übrigen Thierarten ein und desselben Geschlechts, von einander ab; allein ihre Talente in der Architektur und in der Art, ihre Wanderungen und Verheerungen anzustellen, sind ihnen allen, jedoch bald in höheren, bald in minderen Graden gemein; keine derselben zeigt sich aber als ein so großer Meister der Baukunst, als der sogenannte kriegerische Termes; der Termes fatale des Linne.

Diese Art hat, so wie die übrigen Termiten, ja auch mehrere in großen Gesellschaften lebende Insekten, z. B. die Bienen und die Ameisen, drei Hauptverschiedenheiten

unter sich. Männliche, weibliche Termiten und geschlechtlose. Die erstern, sagt Smeathman, könnte man den Adel, die höhere Volksklasse (Nobility or gentry) nennen, denn setzt er, jedoch zum Theil mit Unrecht, hinzu, sie arbeiten nicht und fechten nicht, nur von ihnen können Könige und Königinnen erwählt werden. Diese obere Klasse ist mit 4 Flügeln versehen. Von den Weibchen oder den Königinnen ist hierüber nicht der mindeste Zweifel; dahingegen der genauere Beschreiber der einzelnen Theile des Körpers, der Dr. König, in Rücksicht der Männchen sich hievon noch nicht völlig gewiß hält.

Die Arbeiter sind wie die Arbeitsbienen geschlechtlos (Spadones); und der Engländer theilt diese von neuem ein in 1) Arbeiter, Aufwärter und Versorger der ganzen Gesellschaft, und zugleich Architekten ihrer grosen Wohnung, und 2) in Soldaten, in fechtende Termiten. Letztere sind lediglich mit Vertheidigung des Vaterlandes, der Termiten-Städte, beschäftigt, und haben, wie fast überall das Vorrecht des Militärs, während des Friedens, auf Unkosten der arbeitenden, erwerbenden Volksklasse wohlgenährt in Unthätigkeit ihr Leben hinzubringen. Die Soldaten sind ihm zufolge größer als die Arbeiter, haben ein stärkeres und etwas verschiedenes Gebiß, und ihre Anzahl beträgt nur den hundertsten Theil der Arbeiter.

Der Dr. König schweigt gänzlich von dieser Unterabtheilung; und die von ihm gegebene Anzeige der geschlechtlosen Arbeiter, welche er mit einem starken Gebiß



Capieux. fc. 18

Der Termes.

Kleinere Seethiere, Insekten und Gewürm, treten aber zu Zeiten in so unabsehlichen Heeren aus dem Innern des Meeres an die Oberfläche hervor, daß sie nach den gültigsten Zeugnissen eines Byrons, Vancovers u. a. plötzlich mehrere geographische Quadratmeilen bedecken.

Hier entspricht also der Ersatz völlig dem Zerstören. Ein ununterbrochenes Morden, gebiert auf das schnellste neues Leben. Wozu nun aber dieses schnelle Wandeln vom Leben zum Tode? Was geht hieraus für ein wichtiges Resultat hervor?

Nicht mehr und nicht weniger als die Erhaltung der gesamten belebten Erde! Die Verwahrung gegen eine allgemeine Fäulniß; gegen das Absterben aller organisirten Wesen.

Dieser allgemeine Trieb zum Verzehren thierischer Substanzen, bewirkt ein unaufhaltbares Treiben und Jagen nach Beute, und eben so sehr einen allgemeinen Trieb zum Vertheidigen und Fliehen vor den Gegnern. Dadurch setzt sich das Innere des Oceans in dauernde Bewegung. Dahin, wo weder die Fluth noch der Sturm hindringt, um die Gewässer zu erschüttern, und ihre vielartigen Theile aneinander zu reiben und sie zu mischen, dahin, wo selbst die Kälte nicht reicht und die Fäulniß abwehrt, dahin dringt der Raubfisch, das Raubinsekt und das Raubgewürm. Von der Oberfläche bis in die tiefsten Abgründe des Oceans fährt alles durch einander; arbeitet, fliehet, jägd, mordet, vermehrt und wird verzehrt.

Nichts bleibt unverändert, nichts unbewegt, nichts geht in Fäulniß über; alles wird lebendig verbraucht und gebiert sofort wieder etwas Lebendiges.

Ohne diese weise Einrichtung, was wäre binnen kurzem der Ocean? Ein ungeheures Becken voll Eiter; eine alles inficirende pestilenzialische Masse. Die Atmosphäre verwandelte sich schnell in eine Hülle tödtender Düfte; die ganze organisirte Körperwelt stürbe aus; die gesamte Erde würde ein einziges großes Leichenhaus.

Hier ist also ein auffallendes Ineinandergreifen der einzelnen Theile der großen Maschine der lebenden Welt. Man richte einmal alles anders ein, oder man merze willkührlich mehrere Arten der Raubthiere des Meeres völlig aus, dann stockt sicher dieses erhabene mächtige Triebwerk, und bald folgt sein gänzlicher Stillstand.

Auf dem festen Lande bestätigt sich dieser innere Zusammenhang der organisirten Welt durch folgende uns den Termiten noch näher führende Thatsache.

Die in der zoologischen Geographie dargethanen Gesetze des festen Landes zeigen, daß die Zahl der organisirten Substanzen mehr und mehr zunimmt, je tiefer man in die warme Zone eindringt.

Diese, gleichsam das vaste Treibhaus der Welt, übertrift an Schnelligkeit und Fortdauer des Entwickelns organischer Körper, und an Reichthum der Arten und Individuen alle übrigen Theile der Erde.

So wie vorhin bei dem Meere würde daher bei diesem ungeheuren Produktionstriebe, bei dem dadurch nothwendigen Hinsterben und Verwesen, diese reiche Erbfläche bald von unaufhaltbaren Epidemien ergriffen, hätte nicht gerade hier die Natur der größten Summe fleischfressender, und jede organische Substanzen mit kaum glaublicher Schnelligkeit verzehrender Thiere, ihren unüberschreitbaren Wohnsitz angewiesen. Von dem Löwen, durch alle die großen Würger des Katzengeschlechts, zu den unzählbaren Flügen der Aasgeier Egyptens, der Gallimassen Brasiliens; von da zu den oft große Gewässer brükkenförmig bedeckenden Kaimans und Krokodillen, und den tausend Arten der Schlangen, der Eidechsen, der Spinnen, Skorpionen und Klopoeten, bis zu den Myriaden weißer Ameisen beider Indien herab, was für eine Unerschöpflichkeit von Zerstören! Aber auch was für ein bewundernswürdiges, genau berechnetes Zusammentreffen des Zerstörbaren mit den Zerstörern!

Ja! eben der Unbegreifliche, der mit einem einzigen Odemzuge die Centralkräfte der todten Materie einblies, sie zwang, sich von jetzt an nach unerlaßlichen ewigen Gesetzen des Maaßes und des Gewichts in tausendfache Himmel zu ordnen, jeder glänzend von Millionen Sonnen, Planeten und Trabanten, die um ihre Axe und um ihre Hauptkörper periodisch fortrollen, und hiemit ein unüberdenkbares, schwindelnerregendes, anbetungswürdig geordnetes Weltall bilden, eben der Unbegreifliche warf aus

dem unerschöpflichen Lichtmeere seiner Kraft und Weisheit einen einzigen Funken aus die zahllosen Myriaden organisirter Körper unsers Erdballs herab, und lehrte hiedurch die Wurzel des Baobabs und des kaum sichtbaren Mooses, die ihnen bekommende Nahrung aufzusuchen, lehrte den Dintenfisch, das Wasser zu seiner Sicherheit und zu seinem Fange zu trüben; die Maurerbienen den Thon zu kneten, daraus ihre künstliche Zelle zu bauen und darin mit jeder Larve ein zu ihrem Wachsthum abgewogenes Maaß von Nahrung einzumauern; lehrte den Elephanten sich sofort mit dem Talent eines Haussklaven in seine Gefangenschaft zu schicken, und lehrte endlich den Menschen bald jene Himmel selbst zu messen, bald ihre Erhabenheit zu besingen!

Eben dieser Unbegreifliche flößte auch hiedurch dem mikroscopischen Termes die erstaunliche Architektur zu seinen kolossalischen Pyramiden ein, und wieß ihm zugleich sein wichtiges Amt in der großen Polizei unserer Erde an.

Er bestellte ihn zu einem der vornehmsten Reiniger jener von organischen Körpern zu übermäßig gefüllten Region. Das Todte und Faulende sollte er auf das schnellste hinwegschaffen; alles wieder durch sich selbst in frische Organisation übergehen lassen, und hiedurch als einer der allgemeinen Erhalter, für das Leben und für die Gesundheit der heißen Zone Sorge tragen.

Die nähere Betrachtung dieses merkwürdigen Insekts wird dies hinreichend bestätigen.

Der Termit, in einigen Theilen Indiens, bald die weiße Ameise, bald Vague-vague, Buggabug, und Holzlaus genannt, ist uns seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts durch einen damals berühmten holländischen Seemann bekannt geworden. Schon 1598 bemerkte der Admiral van Hagen, welcher nachmals an Hollands Größe in Ostindien so viel Antheil hatte, längst der Goldküste im Königreiche Sabi, eine Anzahl, den Heuschobern ähnliche Thon- oder Erdhaufen von 15 bis 16 Fuß Höhe, die überall durchbohrt waren, um denen darin lebenden Ameisen den Eingang zu gewähren. Seine Nachricht darüber übertrifft an Bestimmtheit diejenige, welche sein Landsmann Bosmann, der (1704) eine der vollständigsten Beschreibungen von Guinea lieferte, über diese merkwürdigen Gebäude gab, obgleich er die beste Gelegenheit gehabt hätte, bei seinem 14jährigen Aufenthalt auf der Küste von Guinea, eine genaue Nachricht davon zu geben. Der damalige Zustand der Naturhistorie, so wie sein eigener Stand, läßt ihm indeß diese Fahrlässigkeit hierin eher verzeihen, als einem berühmten französischen Naturhistoriker, welcher sich in unseren helleren Zeiten fünf Jahre am Senegal nur allein zur Erweiterung dieser Wissenschaft aufhielt, diese Gebäude und ihre Baumeister fast täglich vor Augen hatte, und dennoch eine höchst oberflächliche Anzeige von diesem außerordentlichen Phänomen gab.

Nur erst seit 1779 haben wir eine sehr genaue Beschreibung des Thiers, wie es in Ostindien vorkommt, von dem dort damals lebenden Dr. König erhalten. Seit 1781 aber kennen wir durch die unermüdeten Beobachtungen des Engländers, H. Smeathman, die Talente des afrikanischen Termiten, und seine Gebäude.

Es verdiente dies Geschlecht allerdings eine eigene Stelle unter den Insekten, und diese hat Niemand ihm so passend angewiesen, als der Hofrath Blumenbach. Unter den Insekten mit vier häutigen Flügeln (Hymenoptera) findet der Termes seinen Platz gleich nach seinem, ihm in vielfacher Rücksicht ähnlichen Hauptfeind, der Ameise.

Solander zählte schon 5 Arten Termiten, und wahrscheinlich werden noch mehrere entdeckt werden.

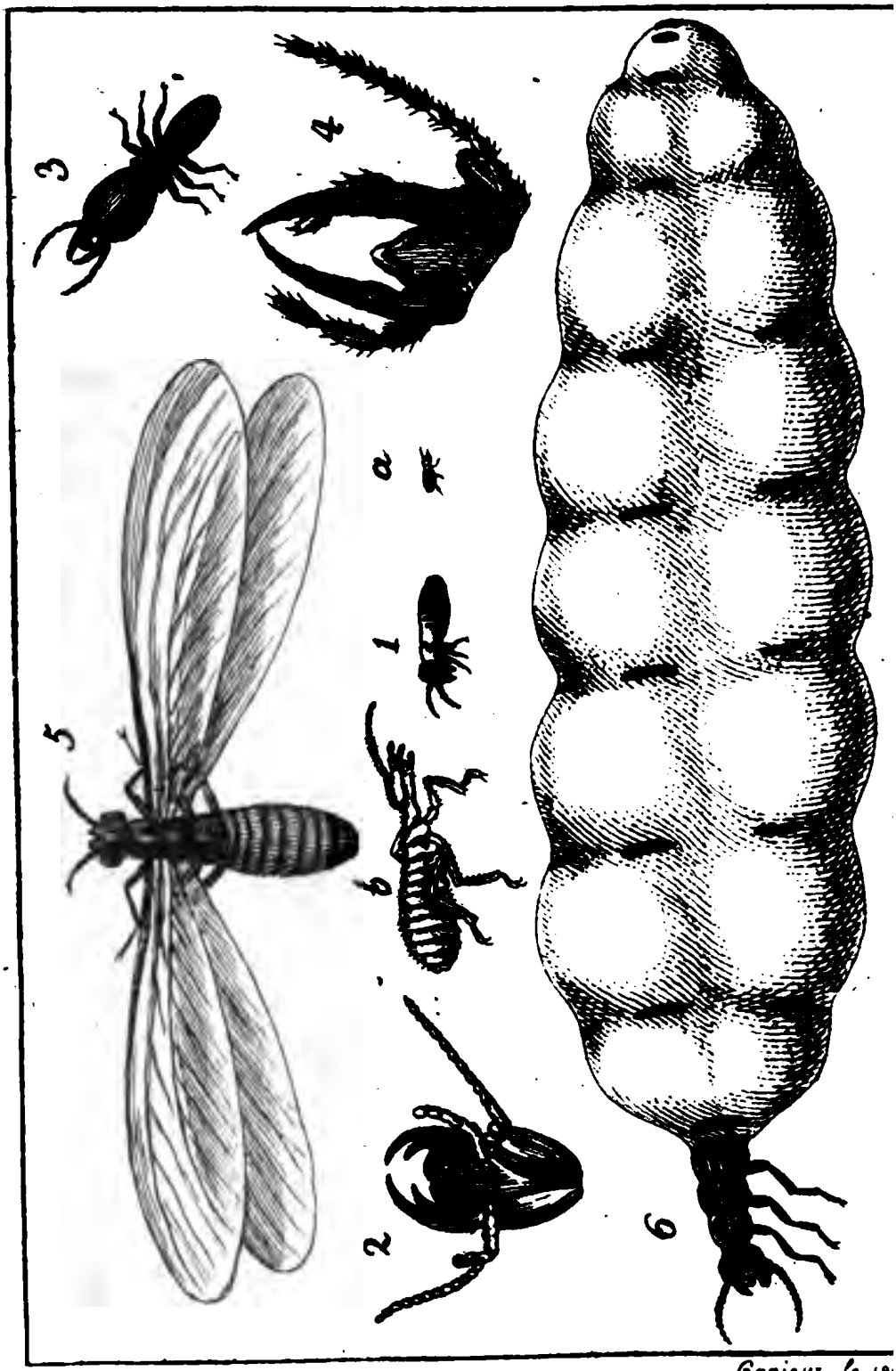
Sie weichen freilich in mehreren Theilen, so wie die übrigen Thierarten ein und desselben Geschlechts, von einander ab; allein ihre Talente in der Architektur und in der Art, ihre Wanderungen und Verheerungen anzustellen, sind ihnen allen, jedoch bald in höheren, bald in minderen Graden gemein; keine derselben zeigt sich aber als ein so großer Meister der Baukunst, als der sogenannte kriegerische Termes; der Termes fatale des Linne.

Diese Art hat, so wie die übrigen Termiten, ja auch mehrere in großen Gesellschaften lebende Insekten, z. B. die Bienen und die Ameisen, drei Hauptverschiedenheiten

unter sich: Männliche, weibliche Termiten und geschlechtslose. Die erstern, sagt Smeathmann, könnte man den Adel, die höhere Volksklasse (Nobility or gentry) nennen, denn sezt er, jedoch zum Theil mit Unrecht, hinzu, sie arbeiten nicht und fechten nicht, nur von ihnen können Könige und Königinnen erzeugt werden. Diese obere Klasse ist mit 4 Flügeln versehen. Von den Weibchen oder den Königinnen ist hierüber nicht der mindeste Zweifel; dahingegen der genauere Beschreiber der innern Theile des Körpers, der Dr. König, in Rücksicht der Männchen sich hievon noch nicht völlig gewiß hält.

Die Arbeiter sind wie die Arbeitsbienen geschlechtlos (Spadones); und der Engländer theilt diese von neuem ein in 1) Arbeiter, Aufwärter und Versorger der ganzen Gesellschaft, und zugleich Architekten ihrer großen Wohnung, und 2) in Soldaten, in fechtende Termiten. Letztere sind lediglich mit Vertheidigung des Vaterlandes, der Termiten-Städte, beschäftigt, und haben, wie fast überall das Vorrecht des Militärs, während des Friedens, auf Unkosten der arbeitenden, erwerbenden Volksklasse wohlgenährt in Unthätigkeit ihr Leben hinzubringen. Die Soldaten sind ihm zufolge größer als die Arbeiter, haben ein stärkeres und etwas verschiedenes Gebiß, und ihre Anzahl beträgt nur den hundertsten Theil der Arbeiter.

Der Dr. König schweigt gänzlich von dieser Unterabtheilung; und die von ihm gegebene Anzeige der geschlechtlosen Arbeiter, welche er mit einem starken Gebiß



Gapieux. fc. 18

Der Termes.

bedeutet fand, so wie auch die von ihm gegebene hier mitgetheilte Figur (Fig. 8. Taf. 7.), zeigt zwei sehr scharfe Fänge oder Zähne, die denen, welche Smeathman von den Soldaten beilegt, nicht unähnlich sind.

Die Arbeiter des ostindischen Termes sind aber überhaupt kleiner, als die des afrikanischen; und die Gebäude scheinen mit diesem Unterschiede in gleichen Verhältnissen zu stehen. Die Nachricht von dem ostindischen Termes spricht nur von Gebäuden, die die Höhe eines Menschen erreichen; dahingegen giebt Smeathman das Maaß von mehr als 12 Fuß an; andere Reisende reden von 15 bis 16; Jobson von 20; ja Römer sogar von 24. Wenn aber der Körper eines Arbeiters (T. 7. Fig. 1.) nach Smeathman bei einer geringen Dicke nur ein Viertel eines Zolles, und Dr. Königs Zeichnung zufolge nicht nur schmäler, sondern dabei nicht einmal zwei Linien lang und von so geringer Schwere ist, daß nur erst 25 derselben einen einzigen Gran wiegen, so wächst dagegen die Königin bis zu der ungeheuren Korpulenz an, welche die 6ste Figur zeiget. Sie wiegt in diesem Zustande 20 bis 30 tausendmal mehr als ein Arbeiter.

Uebrigens ist manches in Ansehung der Beschreibung des Termes noch ziemlich, wo nicht unbestimmt, doch von einander abweichend. Indeß kommen wieder beide Hauptnachrichten darin überein, daß die Arbeiter nicht nur geschlechts- sondern sogar gesichtslos sind. Die Bil-

bung überhaupt, und besonders die des Kopfes, zeigt die beigefügte Tafel.

Diese kleinen Thierchen sind es also, welche jene kolossalischen Pyramiden von einem so festen Thone aufführen, daß oft an der Küste von Guinea 3 bis 4 Engländer den Dohm dieser oben mit Gras bewachsenen Hügel erklettern, um von dort aus die erwarteten Schiffe zu entdecken. Ebenfalls dienen sie den wilden Büffeln zu einer Warte, von welcher sie über das 12 Fuß hohe Gras auf alles Acht haben, was ihren weidenden Heerden gefahrvoll seyn könnte. Diese Gebäude haben bei der angegebenen Höhe an ihrer Basis einen Durchmesser von mehr als 9 Fuß; und ihnen zur Seite stehen kleinere Kegel, die zuweilen fast die Höhe des großen erreichen.

Mit diesen kleinen Kegeln machen die Termiten den Anfang zu ihrer Stadt. Anfänglich sieht man dergleichen nur einzeln, etwa von der Höhe eines Fußes, hervorragen. Bald erscheinen mehrere; alle nehmen an Höhe zu, und nachdem die unterirdischen Anlagen für die Hauptzelle und ihre Nebengewölbe fertig werden, vereinigen sich diese kleineren Kegel in den großen Dohm, der ihnen dann Stätte und Schutz gewähret.

Mit Recht setzt Smeathman eine solche Termiten-Stadt weit über die Pyramiden Egyptens, sobald man nämlich auf die verschiedene Größe der Erbauer beider Monumente gehörig Rücksicht nimmt. Wir wollen nur die billigere Angabe, nämlich die von 12 pariser Fuß

Höhe hier zum Grunde legen, und diese mit der größten Pyramide von Ghize, der des Cheops vergleichen. Letztere hält nach der neuesten Messung von Grobers 448 pariser Fuß.

Der Termes hält aufs höchste ein Viertel Zoll; und seine eigene Größe ist demnach in der seiner Gebäude, zu 12 Fuß gerechnet, 576mal enthalten; in der Höhe eines seiner Gebäude von 15 Fußen gar 720mal.

Die Höhe eines übermäßig großen Mannes zu 6 Fuß angenommen, ist aber in der Höhe jener Pyramiden nur $74\frac{2}{3}$mal. Mithin sind also die Verhältnisse beider Gebäude hiernach gerechnet, wie $74\frac{2}{3}$ zu 576 oder gar zu 720. Im ersten Falle ist die Termiten-Pyramide über 7, im andern aber mehr als 9mal so hoch als eines der größten Monumente der menschlichen Anstrengung.

Unsere Verwunderung vermehrt sich, wenn man bedenkt, daß die Termiten ihre Pyramiden innerhalb 3 bis 4 Jahren beendigt haben; da hingegen die Egypter 30 Jahr zu den ihrigen verwendeten.

Die Termiten bauen ferner dauernd fort solche Kolossen; die Menschen hatten nur im Alterthume auf einem einzelnen Flecke der Erde den Wahnsinn, ihre Kräfte so unnütz zu verschwenden.

In dem Nutzen und in der innern Einrichtung liegt dann der weit wichtigere und höchst schätzbare Unterschied jener Werke des brauchbaren Instinkts und dieser der menschlichen Eitelkeit.

Eine Termiten-Stadt enthält in ihrem Innern, wie es das Kupfer (Taf. 8. Fig. 13.) zeigt, eine Menge Höhlungen und Gänge oder Gallerien, Treppen und Verästen. Die großen Eingänge hiezu (2) haben oftmals eine 13 Zoll weite Mündung, und kommen dem Kaliber großer Kanonen gleich. Das Wesentlichste des Innern, wohin diese Gänge führen, besteht in der großen Kammer für die Königin (1). Fast genau in der Axe des Kegels gelegen, ist sie von ovaler Form aus glattem, festem Thone, wie ein Gewölbe, gebildet. Bei jungen Königinnen hält sie nur über einen Zoll im Durchmesser; bei völlig erwachsenen aber bis auf achte. Seitwärts sind mehrere kleine Eingänge, rund gebohrte Löcher, jedoch gerade von einer solchen Größe, daß sie nur einen einzigen kleinen Arbeiter durchlassen. Der einmal darin eingekerkerten Königin ist es unmöglich, ihre Zelle zu verlassen. Um diese sind viele Gemächer angelegt, welche von der Dienerschaft der Königin, von den ihr aufwartenden Arbeitern bewohnt werden; diese Kammern stehen durch mehrere Oeffnungen und Gänge mit einander in Verbindung.

Hieran stoßen, den Beobachtungen Smeathmans zufolge, die Magazine, und die Erziehungskammern der jungen Brut. Die Königin schwillt bei ihrer Schwängerschaft zu jener erstaunlichen Masse an, und gebiert oft in 24 Stunden 80 tausend Eier. Die Arbeiter nehmen jedes einzeln von ihr, tragen es in eine Zelle, verpflegen

[illegible] Magazinen, sowohl die allgemeine Landesmutter, als ihre zahlreiche Nachkommenschaft, mit hinreichender Nahrung. Die Magazine sind mit mikroskopischen Hofspärchen und andern Pflanzentheilchen angefüllt, welche die Arbeiter mit verdickten Pflanzensäften und Gummiarten durchknetet haben. Auch wächst, wie Dr. König vermuthet, darin eine durch die Arbeiter selbst kultivirte eigene Art weißer Schwämme, welche wahrscheinlich gleichfalls zur Fütterung der Thiere benutzt werden.

Um aber von einem Gange und den höher liegenden Behältnissen bequemer zu den andern zu kommen, bauen die Arbeiter eigene Brücken, sanfte Treppen von gutem Thon. Die Zeichnung zeigt zwei derselben (4). Sie haben hier die Gestalt einer chemischen Retorte mit langem Halse, und sind in ihrer Art nicht weniger riesenmäßig, wie die Gebäude selbst. Eine solche Brücke hält einen halben Zoll (also die Größe von 2 Erbauern, nach menschlichem Maaße 12 Fuß) ein Viertel Zoll (Manns-) Dicke, und ist 10 Zoll (40 Fuß) lang.

Die ganze innere Sammlung dieser so weislich und mühsam eingerichteten Wohnungen ist mit einem flacheren Dohm aus festem Thon bedeckt (5). Im Fall daher der höhere Thurm, welcher alles umgiebt, und sicher viel zu einer dem Ausbrüten der Eier nothwendigen Wärme beiträgt, etwa Wasser durchlassen sollte, so bleibt dies

dennoch nur auf dieser inneren Decke stehen, ohne weiter zur Kolonie selbst schädlich hinabdringen zu können.

Baukunst und Absicht sind also hier weit erhabener, als bei jenen plumpen Steinhaufen Egyptens. Dort führt ein einziger dunkler Gang zu einer Kammer, worin eine Leiche, sei es die eines Menschen oder gar eines Vogels, des Ibis, begraben liegt.

Hier führen die vielfachsten Gallerien, Abtheilungen und Kammern zu dem großen Hauptzweck der Natur, zum Leben, zum Erzeugen und Erhalten vieler Tausend und Tausend nützlicher Geschöpfe in der großen Haushaltung der thierischen Welt!

Eben daher genügte es der Natur nicht, diese dem Auge so geringe scheinenden Insekten mit einem Instinkt auszurüsten, wodurch sie diese erstaunlichen und festen Gebäude aufführen, und sowohl die Biene als den Biber weit hinter sich lassen; sie verlieh ihnen auch gefürchtete Waffen zur Vertheidigung ihrer Republik.

Jene Soldaten treten sogleich zur Vertheidigung ihrer Vaterstadt auf, sobald sich nur etwas ihnen Verdächtiges zeigt, oder selbst, wenn das Gebäude durch einen Zufall verletzt wird. Ereignet sich nämlich dergleichen, so tritt augenblicklich ein Soldat aus der Oefnung hervor, und umgeht den ganzen Bruch. Er beißt mit seinen starken Zangen heftig in das Gemäuer, und erregt dadurch einen zitternden, selbst dem menschlichen Ohre hinreichend vernehmlichen Schall. Auf dieses Zeichen,

welches von ihm oft wiederholt wird, sieht man anfänglich wenige, bald aber Hunderte von seiner Volksklasse aus der Oefnung hervorellen. Sie suchen dann ihren Feind mit Heftigkeit auf. Ist es ein Mensch, z. B. derjenige, welcher sie zu beobachten oder sie zu zerstören das Nest aufgehackt hat, so fallen sie wüthend über seine Beine oder Hände her. Jeder Biß greift tief in die Haut und zieht viel Blut nach sich, das sie begierig aussaugen. Auch lassen sie ihren Gegner nicht fahren, selbst wenn man sie in Stücken schneidet. Zieht man sich aber so schnell zurück, daß sie den Feind völlig entfernt glauben, dann dringen Tausende der Arbeiter gegen die Oefnung hin. Jeder von ihnen trägt einen Klumpen schon zubereiteten Thon oder Mörtel im Maule. Diesen wissen sie mit solcher Behendigkeit und Geschicklichkeit in den Bruche zu befestigen, daß keiner der vielen Tausende dadurch im mindesten in der Arbeit gehindert wird; und man erstaunt, wie sich im Kurzen ein neues Gemäuer, ein neuer Wall emporhebt, der auf das schnellste den Bruch ausbessert und die Oefnung wiederum verschließt.

Während dessen haben sich die Soldaten zurückgezogen; nur zwischen 600 bis 1000 Arbeitern bemerkt man je einen, der, ohne Antheil an der Arbeit zu nehmen, langsam dazwischen hin und her geht, sich nach allen Seiten umherdreht, und nach ein oder zwei Minuten jenes vorhin vernommenen Schall durch Einbeißen in das Gebäude hervorbringt. Jedesmal läßt sich hierauf

ein lautes Geräusche hören, welches von allen Seiten des innern Gebäudes hervordringt, und höchst wahrscheinlich von den Arbeitern selbst erregt wird. Merkwürdig ist es, daß dieses gleichsam das Signal zur Beschleunigung der Arbeit ist; denn die Thätigkeit wird hierauf sichtlich verdoppelt.

Dies ist die innere bewundernswürdige Oekonomie dieses Thiers. Sobald nun die Jungen ihre gehörige Größe und Stärke erhalten haben, verlassen sie gleich den Männchen und Weibchen ihr großes Haus myriadenweise; das heißt, sie schwärmen. Ohne jene Bedeckung und ohne unter der Erde fortgetriebene Gänge kommen indessen fast alle mit einander um; der äußern Luft ausgesetzt sinken sie in Mattherzigkeit und völlige Schlaffheit. Nur einzelne Pärchen entgehen zur Anlegung neuer Kolonien der allgemeinen Verfolgung, welche besonders von Seiten der eigentlichen Ameisen auf sie wartet. Auch der Mensch, dieser Universalverheerer und Universalverdauer macht auf sie Jagd. Die Neger essen sie getrocknet, und eine schwangere Königin wird als eine große Herrlichkeit und Nervenstärkung mühsam aufgesucht. Merkwürdig ist es, daß man in und unter ihren Gebäuden eine Art von wohlriechendem Harz findet, denen die Schlangen nachtrachten.

Der wichtige Vortheil, welchen die Natur aus dem Geschwärme zieht, geht nicht blos die hier beschriebene Art an. Freilich scheint sie wegen ihrer Stärke und ihrer unermeßlichen Bevölkerung, von dieser Seite die bedeutendste

Rolle; auch heißt sie deshalb vorzugsweise der schreckliche Termes, die furchtbare Plage beider Indien (Termes fatale, Utriusque Indiae Calamitas Linn.). Aber das ganze Geschlecht der Termiten macht sich durch unaufhörliches Zerstören aller abgestorbenen organisirten Körper, vorzüglich des Pflanzenreichs, um die Erhaltung des Lebens in der heißen Zone unendlich verdient.

Ohne die Termiten und ihnen ähnliche Thiere, streckten die neuen Pflanzen bei jener ungeheuren Vegetationskraft vergeblich unter den erstorbenen empor; durch die letzteren erstickt, theilte sich nothwendig die Fäulniß selbst jedem Keime mit; und statt der kunstreichen Flur und des überreichen Pomps der dortigen Wälder, herrschte ein allgemein epidemischer Tod.

Diesen abzuwenden, rief die Natur unsere kleine Insekten hervor. In unzählbaren Legionen fallen sie über colossalische Leichen des Pflanzenreichs, welche die Tornados und ähnliche Winde der heißen Zone niederstrecken, her; zernagen sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit und verwandeln sie durch sich selbst in neues Leben.

In einer einzigen Nacht durchlöchern sie die stärkste Bretterwand wie ein Sieb. Der stärkste Hausrath von Mahagoniholz zerfällt durch ihr Gebiß in weniger Zeit in Staub. Ein Meublen- oder Waarenmagazin ist von ihnen in einigen Wochen aufgeräumt. Ja selbst das Reisblei, Bleifedern, wird von ihnen zerstört, und dem Metall und dem Glase drücken sich bei solchen Gelegen-

heiten schwer zu tilgende Flecken ein. Wahrscheinlich kommen sie auch mit den Ameisen durch eine eigene thierische Säure überein.

Ihr Angriff auf grosse Gegenstände geschieht mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit. Da sie das Licht scheuen, so bauen sie um die todte Holzmasse vielfache Gänge von Thon. Hierunter geschützt, zerstören sie in allen Richtungen, die stärksten Pfosten, Balken oder Bäume.

Man sieht es oftmals solchen Bäumen nicht sogleich an, daß sie abgestorben sind, und daß ihr Inneres schon durch die Termiten zerstört ist; Smeathman kam, wie er sich ausdrückt, plötzlich über Kopf zur Erde mitten unter die übrigen Pflanzen des Waldes, als er zufällig gerade einen solchen dem Scheine nach gesunden Baum zu erklettern suchte.

Unter den vielen Beispielen von ihrer Gefräßigkeit und von ihrem Zerstörungstalente dient folgendes zugleich zum gültigsten Beweise ihres hohen Werths in der grossen Haushaltung der Natur.

Die vielfachen Kriege, oftmals der Wunsch eine von dem Feinde entferntere sicherere Lage zu genießen, ja zu Zeiten der Trieb der Veränderlichkeit, nöthigt oder bestimmt oft die Neger plötzlich, die angesehensten Städte zu verlassen. Viele hundert hölzerne Gebäude bleiben sodann öde. Ihre Pfeiler und Pfosten bestehen fast durchgehends aus den wegen seiner, selbst von unsern Werk-

zeugen kaum bezwingbaren Holzes, sogenannten Eisenholzes. Der Termiten bemeistern sich, nach Abzug der Menschen, einer solchen Negerstadt. Innerhalb zwei Jahren ist nichts anzutreffen, alles in Staub verwandelt, und keine Spur jenen unterirdischen Bauten zu finden, sondern ein undurchdringlicher junger Wald bedeckt schon von neuem den durch diese Insekten freigewordenen reichen Boden. Gleich eine Kraft zu zerstören, aber auch gleich einer Kraft wieder aufzubauen!

Verschiedene Arten der Termiten wandern in langen Zügen durch die Waldungen einher; beobachten dabei gleich den Ameisen eine bewundernswürdige Ordnung, und werden von einzelnen größeren Soldaten zu solchen großen Expeditionen angeführt.

Diese wandernden Termiten (Termes viarum) horchen dabei, dem Smeathman zufolge, genau auf das Geräusch, welches das größere Insekt (der Soldat) von Zeit zu Zeit, wie bei jenem großen Baue, hören läßet. Wahrscheinlich, um besser gehört zu werden, hat er ein hoch über den Heerzug hervorragendes Pflanzenblatt bestiegen; die ganze Armee zieht unter ihm fort und erwiedert genau durch ein allgemeines Gezische das Signal der Führer.

Andere Termiten (Termes arborum) erbauen sich künstliche Wohnungen auf den Zweigen und um die Zweige der Bäume. In einer Höhe von 50 ja 70 Fuß

findet man ihre cylindrischen Nester zuweilen von der Größe eines Stückfasses.

Das ganze Geschlecht der Termiten scheint indeß nicht auf vegetabilische Nahrung eingeschränkt zu seyn. Adanson behauptet, er sei von ihnen im Schlafe angefallen, und Römer schreibt der weißen Ameise ganz bestimmt den Trieb und das Vermögen zu, todte und selbst lebendige Thiere anzugreifen. Alle Thiere, sagt er, fürchten sich vor ihnen, und man hat bemerkt, daß sie einen Bock oder ein Schaaf völlig auffressen und nichts als die Beine zurücklassen.

Mit den Termiten vereint, räumen nun die wirklichen Ameisen der heißen Zone alles auf das schnelleste auf, was dort Fäulniß bewirken kann, und werden sowohl den lebenden Thieren, als auch den Menschen gefährlich.

„Sie verheeren und verwüsten alles, sagt Bosmann, „kein Thier kann sich ihrer erwehren, Tauben, Hühner, „ja selbst die geschwinden Ratten entgehen ihnen nicht, „wenn sie nur erst von einer Ameise, (der Führerin des „Zuges) ergriffen sind.“

In einer Nacht hatten sie in Congo eine Kuh skeletirt.

„Auf, auf Vater, schrien die Neger dort dem Carli „zu, welche ihn zu Nachts in seiner Krankheit bewach„ten, die Ameisen sind gekommen und es ist keine Zeit „zu verlieren.“ Man streifte die Ameisen von seinem

Körper ab, trug den Kranken von seinem Lager und zündete das Stroh an vier Orten der Wohnung an, wo selbst die Insekten bereits einen halben Fuß hoch über einander lagen, und daneben das Vorhaus und den ganzen Gang anfüllten.

Der kranke Missionär wäre, wie er selbst gesteht, von ihnen, ohne die Hülfe der Schwarzen, sicher aufgefressen; denn man richtet dort die Missethäter dadurch auf die schaudhafteste Art hin, daß man sie gebunden diesen Insekten preisgiebt.

Daher werden sie sogar von den Europäern gefürchtet. Diese sehen sich gezwungen, oftmals ihren nächtlichen Streifzügen durch Verlassung der Betten und Zimmer zu entgehen. Smith, der als Aufseher oder Landmesser sich in Guinea aufhielt, beschreibt einen dieser furchtbaren Züge umständlich. „Als ich mich, sagt „er, in Cape Coast aufhielt, kam eine ungeheure Repu„blik dieses schwarzen Volks angezogen, um uns in dem „Castel eine Visite zu machen. Es war bei Tages Anbruch, daß das Vordertreffen die Kapelle erreichte, wo„selbst einige Negerknaben auf dem Boden lagen. Das „Haupttreffen war noch eine viertel (engl.) Meile weit „entfernt, ob sie gleich 30 bis 40 Mann neben einander „aufmarschirten. Da ich jederzeit schon vor Aufgang „der Sonne aufstehe, um früh genug an meine Messung „zu gehen, so war ich erstaunt, daß die schwarzen Amei„sen bereits die Kapelle eingenommen und die Negerbur-

dennoch nur auf dieser inneren Decke stehen, ohne weiter zur Kolonie selbst schädlich hinabdringen zu können.

Baukunst und Absicht sind also hier weit erhabener, als bei jenen plumpen Steinhaufen Egyptens. Dort führt ein einziger dunkler Gang zu einer Kammer, worin eine Leiche, sei es die eines Menschen oder gar eines Vogels, des Ibis, begraben liegt.

Hier führen die vielfachsten Gallerien, Abtheilungen und Kammern zu dem großen Hauptwerk der Natur, zum Leben, zum Erzeugen und Erhalten vieler Tausend und Tausend nützlicher Geschöpfe in der großen Haushaltung der thierischen Welt!

Eben daher genügte es der Natur nicht, diese dem Auge so geringe scheinenden Insekten mit einem Instinkt auszurüsten, wodurch sie diese erstaunlichen und festen Gebäude aufführen, und sowohl die Biene als den Biber weit hinter sich lassen; sie verlieh ihnen auch gefürchtete Waffen zur Vertheidigung ihrer Republik.

Jene Soldaten treten sogleich zur Vertheidigung ihrer Vaterstadt auf, sobald sich nur etwas ihnen Verdächtiges zeigt, oder selbst, wenn das Gebäude durch einen Zufall verletzt wird. Ereignet sich nämlich dergleichen, so tritt augenblicklich ein Soldat aus der Oefnung hervor, und umgeht den ganzen Bruch. Er beißt mit seinen starken Zangen heftig in das Gemäuer, und erregt dadurch einen zitternden, selbst dem menschlichen Ohre hinreichend vernehmlichen Schall. Auf dieses Zeichen,

welches von ihm oft wiederholt wird, sieht man anfänglich wenige, bald aber Hunderte von seiner Volksklasse aus der Oefnung hervorellen. Sie suchen dann ihren Feind mit Heftigkeit auf. Ist es ein Mensch, z. B. derjenige, welcher sie zu beobachten oder sie zu zerstören das Nest aufgehackt hat, so fallen sie wüthend über seine Beine oder Hände her. Jeder Biß greift tief in die Haut und zieht viel Blut nach sich, das sie begierig aussaugen. Auch lassen sie ihren Gegner nicht fahren, selbst wenn man sie in Stücken schneidet. Zieht man sich aber so schnell zurück, daß sie den Feind völlig entfernt glauben, dann dringen Tausende der Arbeiter gegen die Oefnung hin. Jeder von ihnen trägt einen Klumpen schon zubereiteten Thon oder Mörtel im Maule. Diesen wissen sie mit solcher Behendigkeit und Geschicklichkeit in dem Bruche zu befestigen, daß keiner der vielen Tausende dadurch im mindesten in der Arbeit gehindert wird; und man erstaunt, wie sich im Kurzen ein neues Gemäuer, ein neuer Wall emporhebt, der auf das schnellste den Bruch ausbessert und die Oefnung wiederum verschließt.

Während dessen haben sich die Soldaten zurückgezogen; nur zwischen 600 bis 1000 Arbeitern bemerkt man je einen, der, ohne Antheil an der Arbeit zu nehmen, langsam dazwischen hin und her geht, sich nach allen Seiten umhersieht, und nach ein oder zwei Minuten für deutlich den zuvor bemerkten Schall durch Einbeißen in das Gemäuer hervorbringt. Jedesmal läßt sich hieraus

ein lautes Gezische hören, welches von allen Seiten des innern Gebäudes hervordringt, und höchst wahrscheinlich von den Arbeitern selbst erregt wird. Merkwürdig ist es, daß dieses gleichsam das Signal zur Beschleunigung der Arbeit ist; denn die Thätigkeit wird hierauf sichtlich verdoppelt.

Dies ist die innere bewundernswürdige Oekonomie dieser Thiere. Sobald nun die Jungen ihre gehörige Reife und Größe erhalten haben, verlassen sie gleich den Bienen und Ameisen ihr großes Haus myriadenweise; das heißt, sie schwärmen. Ohne jene Bedeckung und ohne unter der Erde fortgetriebene Gänge kommen indessen fast alle mit einander um; der äußern Luft ausgesetzt sinken sie in Muthlosigkeit und völlige Schlafheit. Nur einzelne Pärchen entgehen zur Anlegung neuer Colonien der allgemeinen Verfolgung, welche besonders von Seiten der eigentlichen Ameisen auf sie wartet. Auch der Mensch, dieser Universalverheerer und Universalverdauer macht auf sie Jagd. Die Neger essen sie getrocknet, und eine schwangere Königin wird als eine große Herz- und Nervenstärkung mühsam aufgesucht. Merkwürdig ist es, daß man in und unter ihren Gebäuden eine Art von wohlriechendem Harz findet, denen die Schlangen nachtrachten.

Der wichtige Vortheil, welchen die Natur aus dem Termes zieht, geht nicht bloß die hier beschriebene Art an. Freilich spielt sie wegen ihrer Stärke und ihrer ungeheuren Populosität von dieser Seite die bedeutendste

Rolle; auch heißt sie deshalb vorzugsweise der schreckliche Termes, die furchtbare Plage beider Indien (Termes fatale; Utriusque Indiae Calamitas Linn.). Aber das ganze Geschlecht der Termiten macht sich durch unaufhörliches Zerstören aller abgestorbenen organisirten Körper, vorzüglich des Pflanzenreichs, um die Erhaltung des Lebens in der heißen Zone unendlich verdient.

Ohne die Termiten und ihnen ähnliche Thiere, strebten die neuen Pflanzen bei jener ungeheuren Vegetationskraft vergeblich unter den erstorbenen empor; durch die letzteren erstickt, theilte sich nothwendig die Fäulniß selbst jedem Keime mit, und statt der luxurirenden Flur und des überreichen Pomps der dortigen Wälder, herrschte ein allgemein epidemischer Tod.

Diesen abzuwenden, rief die Natur unsere kleine Insekten hervor. In unzählbaren Legionen fallen sie über colossalische Leichen des Pflanzenreichs, welche die Tornados und ähnliche Winde der heißen Zone niederstreckten, her; zernagen sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit und verwandeln sie durch sich selbst in neues Leben.

In einer einzigen Nacht durchlöchern sie die stärkste Bretterwand wie ein Sieb. Der stärkste Hausrath von Mahagoniholz zerfällt durch ihr Gebiß in weniger Zeit in Staub. Ein Meublen- oder Waarenmagazin ist von ihnen in einigen Wochen aufgeräumt. Ja selbst das Reisblei, Bleifedern, wird von ihnen zerstört, und dem Metall und dem Glase drücken sich bei solchen Gelegen-

heiten schwer zu tilgende Flecken ein. Wahrscheinlich kommen sie auch mit den Ameisen durch eine eigene thierische Säure überein.

Ihr Angriff auf grosse Gegenstände geschieht mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit. Da sie das Licht scheuen, so bauen sie um die todte Holzmasse vielfache Gänge von Thon. Hierunter geschützt, zerstören sie in allen Richtungen, die stärksten Pfosten, Balken oder Bäume.

Man sieht es oftmals solchen Bäumen nicht sogleich an, daß sie abgestorben sind, und daß ihr Inneres schon durch die Termiten zerstört ist; Smeathman kam, wie er sich ausdrückt, plötzlich über Kopf zur Erde mitten unter die übrigen Pflanzen des Waldes, als er zufällig gerade einen solchen dem Scheine nach gesunden Baum zu erklettern suchte.

Unter den vielen Beispielen von ihrer Gefräßigkeit und von ihrem Zerstörungstalente dient folgendes zugleich zum gültigsten Beweise ihres hohen Werths in der grossen Haushaltung der Natur.

Die vielfachen Kriege, oftmals der Wunsch eine von dem Feinde entferntere sicherere Lage zu genießen, ja zu Zeiten der Trieb der Veränderlichkeit, nöthigt oder bestimmt oft die Neger plötzlich, die angesehensten Städte zu verlassen. Viele hundert hölzerne Gebäude bleiben sodann öde. Ihre Pfeiler und Pfosten bestehen fast durchgehends aus den wegen seiner, selbst von unsern Werk-

zeugen kaum bezwingbaren Holzes, sogenannten Eisenholzes. Der Termes bemeistert sich, nach Abzug der Menschen, einer solchen Negerstadt. Innerhalb zwei Jahren ist nicht etwa alles zerstört, alles in Staub verwandelt, und keine Spur jener unterirdischen Bauten zu finden, sondern ein niedriger junger Wald bedeckt stets von neuem den durch diese Insekten freigewordenen reichen Boden. Welch eine Kraft zu zerstören, aber auch welch eine Kraft wieder aufzubauen!

Verschiedene Arten der Termiten wandern in langen Zügen durch die Waldungen einher; beobachten dabei gleich den Ameisen eine bewundernswürdige Ordnung, und werden von einzelnen größeren Soldaten zu solchen großen Expeditionen angeführt.

Diese wandernden Termiten (Termes viarum) horchen dabei, dem Smeathman zufolge, genau auf das Geräusch, welches das größere Insekt (der Soldat) von Zeit zu Zeit, wie bei jenem großen Baue, hören läßet. Wahrscheinlich, um besser gehört zu werden, hat er ein hoch über den Heerzug hervorragendes Pflanzenblatt bestiegen; die ganze Armee zieht unter ihm fort und erwiedert genau durch ein allgemeines Geräusche das Signal der Führer.

Andere Termiten (Termes arborum) erbauen sich flugförmige Wohnungen auf den Zweigen und um die Zweige der Bäume. In einer Höhe von 50 ja 70 Fuß

findet man ihre cylindrischen Nester zuweilen von der Größe eines Stückfasses.

Das ganze Geschlecht der Termiten scheint indeß nicht auf vegetabilische Nahrung eingeschränkt zu seyn. Adanson behauptet, er sei von ihnen im Schlafe angefallen, und Römer schreibt der weißen Ameise ganz bestimmt den Trieb und das Vermögen zu, todte und selbst lebendige Thiere anzugreifen. „Alle Thiere, sagt er, fürchten sich vor ihnen, und man hat bemerkt, daß sie einen Bock oder ein Schaaf völlig auffressen und nichts als die Beine zurücklassen.“

Mit den Termiten vereint, räumen nun die wirklichen Ameisen der heißen Zone alles auf das schnellste auf, was dort Fäulniß bewirken kann, und werden sowohl den lebenden Thieren, als auch den Menschen gefährlich.

„Sie verheeren und verwüsten alles, sagt Bosman, „kein Thier kann sich ihrer erwehren. Tauben, Hühner, „ja selbst die geschwinden Ratten, entgehen ihnen nicht, „wenn sie nur erst von einer Ameise, oder Führerin des „Zuges) ergriffen sind.“

In einer Nacht hatten sie in Congo eine Kuh skeletirt.

„Auf, auf Vater, schrien die Neger dort dem Carli „zu, welche ihn zu Nachts in seiner Krankheit bewachten, die Ameisen sind gekommen und es ist keine Zeit „zu verlieren.“ Man streifte die Ameisen von seinem

Körper ab, trug den Kranken von seinem Lager und zündete das Stroh an vier Orten der Wohnung an, wo selbst die Insekten bereits einen halben Fuß hoch über einander lagen, und daneben das Vorhaus und den ganzen Gang anfüllteten.

Der kranke Missionär wäre, wie er selbst gesteht, von ihnen, ohne die Hülfe der Schwarzen, sicher aufgefressen; denn man richtet dort die Missethäter dadurch auf die schaudhafteste Art hin, daß man sie gebunden diesen Insekten preisgiebt.

Daher werden sie sogar von den Europäern gefürchtet. Diese sehen sich gezwungen, oftmals ihren nächtlichen Streifzügen durch Verlassung der Betten und Zimmer zu entgehen. Smith, der als Aufnehmer oder Landmesser sich in Guinea aufhielt, beschreibt einen dieser furchtbaren Züge umständlich. „Als ich mich, sagt „er, in Cape Coast aufhielt, kam eine ungeheure Repu„blik dieses schwarzen Volks angezogen, um uns in dem „Casiel eine Visite zu machen. Es war des Tages Anbruch, daß das Vordertreffen die Kapelle erreichte, wo„selbst einige Negerknaben auf dem Boden lagen. Das „Haupttreffen war noch eine viertel (engl.) Meile weit „entfernt, ob sie gleich 30 bis 40 Mann neben einander „aufmarschirten. Da ich jederzeit schon vor Aufgang „der Sonne aufstehe, um früh genug an meine Messung „zu gehen, so war ich erstaunt, daß die schwarzen Amei„sen bereits die Kapelle eingenommen und die Negerbur-

„sche in Unruhe gesetzt hatten. Einer von ihnen ergriff „indeß eine Kartousche mit Pulver; bestreuete den Zug „der Ameisen damit, denn diese lassen sich nicht leicht „aus ihrem Gleise bringen, zündete es an, und viele „Tausende flogen hiedurch in die Luft. Diejenigen, wel„che nun die Hauptarmee herbeiführten, hatten kaum das „Unglück des Vordertreffens vernommen, so kehrten sie „sogleich um, und die ganze Armee zog nach Hause."

So wie hier die Ameisen furchtbar sind, so verbreiten die Termiten oftmals Schrecken in den westindischen Kolonien. In dem Jahre 1780. fürchteten die Pflanzer von Martinique, durch sie, um ihre Zuckerernte gebracht zu werden, ja die Insel selbst verlassen zu müssen. Sie setzten in dieser Noth den erstaunlichen Preis von einer Million Livre (250000 Rthlr.) auf das beste Mittel sie zu vertilgen. Wie aber bei uns oft aus Nebenursachen, z. B. wegen besonderer Witterung, oder wegen einer zurückbleibenden Vögelart, zu Zeiten einzelne schädliche Raupenarten schnell Ueberhand nehmen und im nächsten Jahre wieder verschwinden, so half auch hier die Natur selbst den Pflanzern von Martinique.

Solche Uebel sind vorübergehend, aber der Hauptnutzen, der wohlthätige Zweck, den der Schöpfer durch seine weisen Einrichtungen hervorbringt, ist unvergänglich.

II. Der Baobab.

Die Kraft der Natur äußert sich unter der isothrechten Zone nicht allein durch den Ueberfluß in der organischen Welt.

Sie zeigt ihre Stärke auch auf eine andere Weise, nämlich durch die Menge der riesenmäßigen Formen unter den Thieren und Pflanzen.

Afrika erscheint aber auch hier als der erste Liebling der Natur. Weder das reiche Ostindien, noch selbst das mittlere Amerika, obgleich mit Afrika unter ein und demselben Himmelsstriche gelegen, können sich im Ganzen genommen, mit dem letztern messen.

Ohne einmal in Anschlag zu bringen, daß Afrika fünfmal so viele Arten von Quadrupeden als Asien, und dreimal soviel als ganz Amerika ernährt, sehe man nur auf die größten Thiere mehrerer Klassen der beiden Reiche der organisirten Natur.

Ist gleich das Geschlecht des Elephanten und des Rhinozeros in Asien, wie in Afrika, zu Hause, so hat letzteres doch unter den Quadrupeden das kolossalische Flußpferd (Hippopotamus), die monströse Giraffe, wahrscheinlich von zweierlei Art, so wie die größten Antilopen und Affen vor Asien voraus; und die größere Seekuh an den Mündungen der großen Flüsse von Congo, denn sie scheint von dem westindischen Lamantin verschieden zu seyn.

Auch ist der Riese unter den Vögeln, der Strauß, welcher mit zwei Menschen belastet dennoch dem besten Rennpferde gleichkommt, in Afrika ausschließlich zuhause, und der Adler Ngaun, der ein Nest von mehr als 3 Fuß tief bauet, schien dem Adanson jenem größten Vogel wenig nachgeben zu können.

Das Pflanzenreich bietet fast noch einen größern Reichthum an außerordentlichen Gegenständen dar.

Einmal verdient hier der Trieb der Wagehälse in den Waldungen einer Anzeige. Er ist so bewundernswürdig, daß wir Europäer kaum einen Begriff davon haben.

Adanson erlebte die Verwüstungen, welche ein ungeheurer Zug von Heuschrecken am Senegal anrichtete. Dieses Heer verdunkelte an einem schönen Tage, gleich einer großen Wolke, die Sonne. Es war zwischen 120 bis 180 Fuß über der Erde erhaben, und nahm mehrere Meilen (Lieues) nur allein durch diejenigen Heuschrekken ein, welche sich zum Ausruhen herabließen. Diese verheerten denn alles Vegetabilische. Alles Gras, alle Früchte, alles Laub der Bäume, selbst die Knospen und die zartere Rinde, ja das trockene Rieth, womit die Negerhäuser gedeckt sind, verschwanden in kurzen Zeit völlig. Und, setzt Adanson hinzu, wie ward ich in Erstaunen gesetzt, da ich schon nach vier Tagen diese entblätterten Bäume so sehr mit neuen Blättern prangen sahe, als ob sie fast gar nicht gelitten hätten. Dies kann man

freilich nur unter diesem Himmel von einem Boden erwarten, welcher dem Neger, wie Isert bezeugt, alles was er pflanzt, mehr als hundertfältig zurück giebt, und dem Adanson zufolge, fast ohne Kultur, die Papajen (Carica papaya), den Acajou (Elephantenlausbaum), die Cujaven, die Ananas, viele Arten Pfeffer, Ingwer neben Orangen- und Citronenbäumen von 25 Fuß Höhe und anderthalb Fuß Dicke hervortreibt.

Nur ein solches Erdreich vermag denn auch die ungeheuren Holzmassen zu erzeugen, wovon wir hier jetzt reden wollen, und unter welchen der Baobab die oberste Stelle einnimmt.

Schon Bosmannn, und nach ihm Smith, bewunderten die Höhe des Seidenbaumwollenbaums. Bosmann sagt, er habe Capoquiers (Bombax pentandrum, Silk-Cotton Tree) gesehen, deren Gipfel von keinem Handgewehr erreicht werden konnte. Smith nennt sie Bäume von einer unangeblichen Höhe (of an unaccountable Size). Freilich erreichen sie, dem berühmten Botaniker Jacquin zufolge, auch schon in Westindien zuweilen die Höhe von 100 Fuß; allein Adanson bezeuget, der Ceyba, dort Benten genannt, übertreffe alle übrige Bäume an Höhe. Er wachse bis zu 120 paris. Fuß; der Stamm halte unten bis auf 10 Fuß im Durchmesser; von der Wurzel an bis zu den Zweigen steigt er fast lothrecht auf 60 Fuß in die Höhe, und die Pracht des Ganzen wird durch die Weiße der Rinde, vor-

täglich aber durch die Schönheit der treflich gebundenen Krone seiner Zweige erhöhet.

Vielleicht wird auch dieser Baum als öffentlicher Versammlungsort der Neger im freien benutzt; denn Munggo Park nennt den Baum, welcher hiezu in jeder Stadt oder jedem Dorfe dient, Bentan, welches mit dem Namen, den der französische Naturalist unserm Ceyba giebt, übereinkommt, ob gleich oftmals hiezu weitschattige Feigenbäume benutzt werden.

Das Holz des Ceyba ist sehr biegsam, und die Neger bauen aus dem Stamme ihre Piroguen, die kurze seidenartige Wolle, welche die Kerne umschließt, dient zu Küssen und Polstern, den Kern selbst finden die Indianer schmackhaft.

Ein anderer Baum von großer Höhe ist der Farobier, den Adanson gleichfalls eben so häufig am Senegal vorfand, als den Bentan. Sein Verbrauch ist aber von völlig verschiedener Art. Das Holz ist sehr hart und schwer; seine Frucht bestehet in Schoten, wie unsere Bietsbohnen, länger als ein pariser Fuß. Hierin findet sich ein linsenähnlicher schwarzer Saamen von einem gelblichen mehlichten Fleische umgeben. Dieses Fleisch hat den Geschmack des Honigkuchens, und ist dabei so nahrhaft, daß es oft die einzige Speise der reisenden Neger ausmacht.

Alle die erwähnten großen Bäume von Afrika übertrifft indeß der Baobab, oder der Affenbrodbaum (Pain de Singe. Goni der Neger) an Masse.

Er war schon längst wegen der wohlthätigen Wirkung seiner Frucht in bösartigen Krankheiten bekannt; denn Prosper Alpin erwähnt seiner in dieser Rücksicht schon gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts.

Den Baum selbst lehrte uns aber vorzüglich Adanson kennen. Er setzte ihn unter die Malven; Linné zählt ihn hingegen zu den Einhäuserichen mit vielen Staubfäden (Monadelphia Polygamia) und belegte ihn mit dem Namen seines genauesten Beschreibers; er nannte ihn, wegen der Einschnitte seiner Blätter, welche im übrigen den Blättern des Cardinalbaums ähnlich sind, die gefingerte Adansonie (Adansonia digitata.)

Kaum würde man glauben, sagt Adanson, daß ein Baum wirklich vorhanden sey, dessen Stamm bis zu den Zweigen gewöhnlich nur halb so hoch ist, als sein Durchmesser, und der sehr viele Jahrhunderte gebraucht, zu dieser unförmlichen Masse anzuwachsen.

Ein völlig ausgewachsener Baobab hat demnach oftmals von seiner Wurzel bis zu dem Anfange der Zweige nur 15 Fuß, da dieser kurze Stamm dabei 27 Fuß im Durchmesser und daher im Umkreise auf 78 Fuß hält. Die ersten Zweige dehnen sich fast in horizontaler Richtung aus; jedes einzelne macht gleichsam einen dicken Baum, oft von 60 Fuß Länge; und da ihr eigenes Gewicht ihre äußersten Spitzen zur Erde hinab beugt, so verbergen sie den Stamm selbst. Auf die Weise bildet der belaubte Theil, die ziemlich regelmäßig gebildete Krone,

eine ungeheure Blättermasse von 120 ja 130 Fuß im Durchschnitt!

Die Wurzeln sind der Größe dieses Baues angemessen. Durch das vom Wasser abgespülte Erdreich zeigte ein Neger dem Adanson einzelne Theile einer Wurzel von 110 Fuß Länge, und aus der Dicke dieses Theils der Wurzel konnte man schließen, daß sie wenigstens noch 40 bis 50 Fuß länger seyn mußte; dennoch gehörte sie zu keinem der größten dieser Bäume.

Auch die Blüthen des Baobabs sind von ungemeiner Größe. Sie übertreffen sogar die Seeblumen und die des Tulpenbaums. Geöfnet sind sie 4 Zoll lang und 6 breit, und bilden eine weiße Blumenkrone von fünf Blättern.

Die Frucht gleicht einer länglicht geripten Melone, und ist etwa anderthalb Fuß lang. Die concentrischen Fächer enthalten in einer weichen Substanz nierenförmigen Saamen.

Der Baobab erreicht seine kolossalische Größe nur äußerst langsam, ob er gleich in den ersten Jahren ziemlich schnell empor schießt. Auf der Magdalenen-Inssel, ohnweit Goree, sahe Adanson im Jahre 1749 zwei Baobabs, auf welchen reisende Europäer ihre Namen nebst der Jahrzahl eingeschnitten hatten. Diese stieg bis 1555 hinauf; er hatte Ursache zu glauben, daß sie vom Thevet bei seiner Reise in die Südmeere herrührten; denn dieser Reisende bezeugt, er habe am Senegal jene Bäume vor-

gefunden. Die Buchstaben waren über 6 Zoll lang geworden, und der Name betrug 2 Fuß; den achten Theil des Umfanges. Hieraus berechnet er, daß, selbst das Unwahrscheinliche angenommen, die Einschnitte wären nämlich in den ersten Jahren der Bäume gemacht, und das Wachsthum der späteren Jahre sey dem der früheren völlig gleichförmig geblieben, dennoch das Alter derselben höher als acht Jahrhunderte hinauflaufen müßte, um zu der Dicke von 25 Fuß im Durchmesser zu gelangen. Diese Gleichförmigkeit des Wachsthums ist aber der Erfahrung zuwider; und Adanson sucht es daher wahrscheinlich zu machen, daß die größten Bäume dieser Art, wegen ihres langsamen Wachsthums, nicht lange nach der Zeit der allgemeinen Sündfluth aus der Erde hervorgetrieben.

Es ist mit Recht zu vermuthen, daß der große Baum, welchen man in Sogno und in ganz Congo in Menge antrifft und dort Alliconda nennt, kein anderer sey als der Baobab. Seine Größe ist oftmals unten am Stamme so ungeheuer, daß Zucchelli 17 ja 18 Leute nöthig fand, ihn zu umspannen. Seine verhältnißmäßig geringe Höhe; die gleich einer Melone gebildete eßbare Frucht, so wie die leicht in dem Baume selbst entstehende Fäulniß, alles zusammen genommen trifft mit dem Baobab zu. Dahingegen erwähnt Isert eines ähnlich großen Baumes auf der Goldküste, den er zwar für eine Pflanze aus eben dem Geschlechte der Adansonie hält, aber nicht von eben der Art. Sein Stamm hielt 45 Fuß im Umfange;

seine Zweige waren aber so sehr hoch über den Grauen erhaben, daß es ihm unmöglich fiel, einige Blätter zu erhalten.

Glücklich genug hat die Natur ihre Kräfte an diesem Riesen unter den Pflanzen nicht umsonst für das Menschengeschlecht verschwendet.

Ueberhaupt verdient bei dieser Gelegenheit folgende eben so merkwürdige als höchst schätzbare Thatsache hier etwas genauer angezeigt zu werden.

Die heiße Zone erzeugt einmal die nahrhaftesten und nicht nicht minder die erfrischendsten, der Fäulniß am mächtigsten widerstehenden Pflanzen und Früchte.

Ohne hier die vielen Arten des Maizes, des Reißes, der Hirse zu erwähnen, so stammt ja selbst die Kartoffel aus dem wärmeren Amerika. Die Brodfrucht, der Sago und der Cacao, gehören dem wärmsten Klima; hievon geben die beiden letzten dem Menschen einen reicheren und schnelleren Ersatz seiner Kräfte, als selbst die beste thierische Nahrung.

Gerade also auf den Theilen unserer Erde, wo der Mensch, nicht ohne Gefahr in faulende oder ähnliche tödtliche Krankheiten zu verfallen, eine bedeutende Menge animalischer Nahrungsmittel, so schmackhaft und reichlich sie dort auch vorhanden sind, zu vermeiden hat, wo indeß die Hitze des Klimas selbst seine Kräfte ununterbrochen erschöpft, da hat ihm die wohlthätige Natur vorzugsweise die nahrungsreichsten Pflanzen zum Ersatz den

selben in Menge und mit Leichtigkeit, sie zu gewinnen, dar.

Noch mehr. Eben wegen jener dort sich leichter erzeugenden Krankheiten, begabte die Natur eine fast unzählbare Menge Pflanzen mit hoher antiseptischer Kraft. Um aber den Menschen zu reizen, solche antiseptische Kräfte in vorzüglicher Menge zu sich zu nehmen, wickelte sie dieselben ein in die saftigsten, wohlschmeckendsten, den Gaumen auf das angenehmste kitzelnden Früchte. Für die Wahrheit dieser dem Menschen unschätzbaren Einrichtung bürgen die Früchte der Palmen, ferner die Pisange, Bananen, Orangen, Pompelmuse, Ananas, Papayen, Mangous, Tamarinden, Durion und eine sehr große Menge anderer.

Diese Vortheile für das Menschengeschlecht werden noch mehr erhöhet durch die ebenfalls unter diesem Klima vorzugsweise erzeugten Gewürze. Nur allein das westliche Afrika zählt über 9 Arten Pfeffer und ähnliche Gewürze; Ost- und Westindien sind aber bekanntlich damit reichlich ausgestattet. Der durch die Hitze erschlaffte Magen genießt sie dort mit Nutzen in so großer Menge, daß unser nordischer Gaumen anfänglich sich von den dortigen Gerichten verbrannt fühlt und davor zurück scheucht.

So trifft denn auch hier unverkenntlich alles auf das paßlichste und weiseste zusammen, wodurch unser Geschlecht am schicklichsten genährt und erhalten werden kann.

Auch die Produkte des Baobabs gehören unter die Zahl jener Wohlthaten der Vorsicht.

Die Frucht selbst ist nicht sehr schmackhaft, obgleich eßbar; allein der Saft derselben, und das Mark, welches die Kerne umschließt, wird schon seit Alexanders Zeiten, in Aethiopien und Egypten, so wie auch jetzt am Senegal als höchst antiseptisch gegen alle bösartige Ruhren und andere Krankheiten mit dem entschiedensten Nutzen gebraucht. Man macht sie daher mit Zucker ein, sowohl zum Versenden, als um sie auf Reisen bei sich zu führen. Der frisch gepreßte Saft hat dabei eine angenehme, den Durst löschende Säure.

Selbst die Blätter besitzen ähnliche Kräfte. Nur allein durch eine daraus bereitete Ptisane entkam Adanson nebst einem französischen Officier dem am Senegal herrschenden Faulfieber; auch schützte sie der daraus bereitete Trank vor der Dysenterie. Daher trocknen die Eingebohrnen auch die Blätter und genießen sie gepülvert unter dem Namen Lato mit ihren Speisen.

Die verdorbenen Früchte verbrennt der Neger, und bereitet aus ihrer Asche, mit Zumischung des Palmöls, eine sehr brauchbare Seife.

Aus der innern netzartigen Rinde verfertiget man in Congo Säcke.

Der ungeheure Stamm des Baobabs selbst, da er, sobald seine Wurzel im mindesten verletzt wird, sogleich erkrankt und abstirbt, dient den Negern zu Begräbnissen,

Der Shik od. Butterbaum.

besonders für ihre Gonrits; Musiker, Bänkelsänger und Improvisatoren. Sie beehren diese Lustigmacher, so wie vormals die Europäer ihre Comödianten, nicht mit einer stattlichen Beerdigung; hängen ihre Leichen in diese abgestorbenen Bäume und verschließen die Höhlung mit Brettern.

Die vierte Kupfertafel zeigt im Vordergrunde einen jüngern Baobab. Eben wegen seines minderen Alters konnte er noch nicht die sonderbare Gestalt haben, welche die Beschreibung angiebt.

III. Der Shih oder Butterbaum des westlichen Binnenlandes von Afrika.

Unter den kaum aufzuzählenden Reichthümern des Pflanzenreichs, wodurch die Natur in Afrika das Dasein des Menschen bequemer zu machen wußte, verdient der Butterbaum einer besondern Erwähnung.

Schon zu Anfange dieses Jahrhunderts erhielt man Nachricht von diesem Baume. Sein Produkt, nämlich die Butter selbst, hatten die Mauritschen Kaufleute damals dem französischen Gouverneur vom Senegal, Brue, als eine Merkwürdigkeit des Binnenlandes zum Geschenk gebracht. Sie nannten sie Bataule; dieser im Lande führte

ſie aber den Namen Bambouc-Toulou; nämlich Butter aus Bambouc.

Indeß haben wir nur erſt durch die Reiſe des Mungo Park eine genauere Nachricht von dem Baume ſelbſt erhalten.

Hiernach iſt der Baum der amerikaniſchen Eiche ſehr ähnlich, und die Frucht hat einigermaßen das Anſehen einer Olive. Mungo Park ſetzt ihn daher in die natürliche Ordnung der Sapota des Jacquin; alſo unter die Achras des Linn. (Hexandria Monogynia), welches deshalb ſonderbar ſcheint, weil dieſe kein Kernobſt ſind, ſondern Anonen.

Aus dem Kern, welchen die Frucht unter einer dünnen Schale, in weißes Mark gehüllt, enthält, bereitet man die Butter, indem er in Waſſer gekocht wird, nachdem zuvor die Frucht ſelbſt an der Sonne getrocknet iſt. „Die „Butter, ſagt unſer Reiſende, die daraus gewonnen wird, „hat nicht nur den Vorzug, daß ſie ſich ein ganzes Jahr „ohne Salz hält; ſondern ſie iſt auch weißer, feſter und „meinem Gaumen wenigſtens ſchmackhafter als die beſte „Butter aus Kuhmilch, die ich jemals gekoſtet habe. Die „Verfertigung dieſer Waare ſcheint unter die vornehmſten Gegenſtände der afrikaniſchen Induſtrie, in dieſem „und den benachbarten Staaten zu gehören, und ſie iſt „ein Hauptartikel ihres inneren Handels.“

Dieſes treffliche Gewächs erſtreckt ſich, der Ausſage des Sklavenhändlers Karfa zufolge, nur in Weſten bis

nach Tambakanda, einer Stadt, die da nicht sehr von dem Gebirge entfernt ist, welches mit dem von Kong zusammen zu hängen scheint. Vielleicht hindert nur dies Gebirge seine weitere Verbreitung; und es wäre daher wohl nicht unmöglich, daß, sobald man die Pflanze glücklich in das westlichere Afrika hinüber brächte, die von uns besuchten Länder des Senegals und der Gambia desselben theilhaftig würden.

Die Tafel zeigt nach Mungo Park einen Zweig des Shihbaums nebst dem Kern, woraus die Butter bereitet wird.

Den Nachrichten des Brüe zufolge ist es aber nicht bloß der Kern, sondern gleichfalls das ihn umgebende Fleisch, aus welchem man die Butter herausstedet. Auch essen die Neger die Mandel oder das Innere des Kerns und finden es sehr schmackhaft.

Endlich ist die Butter zugleich ein vorzügliches Heilmittel. Warm eingerieben ist es besonders wirksam gegen rheumatische Zufälle und Nervenschwäche, oder bei krampfartigen Krankheiten. Die französischen Wundärzte bereiteten daraus, vermittelst des Weingeists, eine sehr brauchbare Salbe für mehrere Arten von Uebeln.

Der Butterbaum ist indeß nicht das einzige Gewächs in Afrika, welches eine nutzbare Fettigkeit erzeugt.

Aus den Binnenländern der Goldküste brachte man Römern eine Art Talg. Sie hatte nur nicht völlig

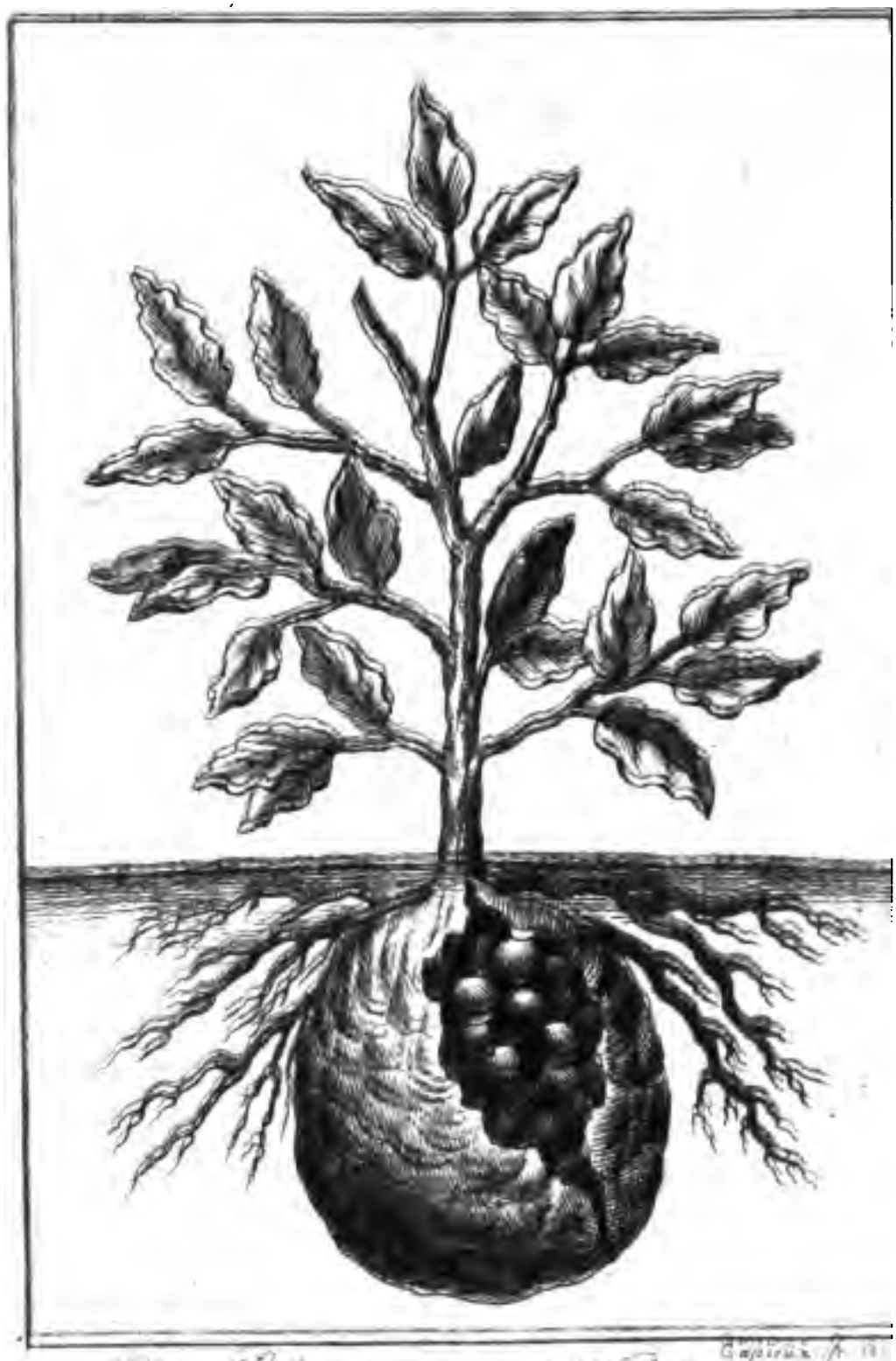
die Härte unſeres animaliſchen Talgs, war auch dabei etwas adſtringirend.

Man konnte wegen der Nähe und Aehnlichkeit der Länder annehmen, daß dieſes Produkt die Butter aus den Landen von Manding und Bambouc ſey; denn nach Brüens Beſchreibung kommt letztere mit unſerm Talg, und noch mehr mit dem Schweine-Schmalz einigermaſſen überein. Allein die Neger verſicherten den Dänen, dieſer Talg der Goldküſte werde faſt nach Art des Palmweins gewonnen. Man breche nur einen Zweig des Talgbaums ab, laſſe die Fettigkeit in ein Gefäß tröpfeln und ſich darin verhärten. Daher ſcheint dieſer Talg einem Palmbaume anzugehören.

Eine der Butter von Bambouc ähnlichere Erzeugung hat das vegetabiliſche Wachs der Binnenländer des Vorgebürges der guten Hofnung. Indeß wird das dortige Wachs der Wachs-Myrthe (Mirica cerifera L.) aus Beeren ausgekocht. Da aber dieſes Produkt ſich gleichfalls in andern Weltgegenden findet, ſo zeigt ſich wohl eine beſſere Gelegenheit beſtimmter davon zu reden.

IV. Die unterirdiſchen Erbſen von Whidah.

Abermals eine der vielen Sonderbarkeiten von Afrika. Nicht als brächte dieſer Welttheil keine unſern Erbſen



Die Erbsen von Whitlich.

ähnliche Früchte hervor. Er hat vielmehr außer den gewöhnlichen Schotenerbsen noch einige besondere Arten, wovon sich die eine durch die Größe der Pflanze, die andere durch die Größe ihrer Erbsen auszeichnet.

Die erste heißen Wandos. Sie wachsen auf einem kleinen Baume, der im ersten Jahre unfruchtbar bleibt, nachmals aber drei Jahre hinter einander fort Schoten-Erbsen trägt, hierauf aber weiter keine Frucht bringt. Wahrscheinlich ist dies eben dieselbe Art, welche Dapper auch in Nieder-Ethiopien zu Hause angiebt. Den Erbsenbaum beschreibt er von anderthalb Manns-Höhe, also zwischen 8 und 9 Fuß.

Die zweite ist in Bambuk zu Hause. Ihr dicker Stengel von 23 Zoll im Durchmesser ranket an der Erde fort, und breitet sich sehr weit aus. Die Blätter gleichen den Kleeblättern; zwischen ihnen liegen violette Blumen von männlichem und weiblichem Geschlecht. Die männlichen Blumen haben mehrere orangefarbene Staubfäden. Die weiblichen sitzen wechselsweise über den männlichen; haben mit der Blüthe der europäischen Erbsen Aehnlichkeit, und tragen eine Schote, welche, gegen 6 Zoll lang und 1 Zoll breit, durch ein rothes Häutchen in Fächer (Queerwände) getheilt ist. Jedes enthält eine Erbse von der Größe einer Flintenkugel. Von Farbe sind sie graumarmorirt; erfordern aber, um eßbar zu werden, daß man sie vor dem Kochen mehr als 10 Stunden im Wasser einweicht; dennoch werden sie von den Negern sehr gesucht.

Beide Arten zeichnen sich indeß bei weitem nicht so sehr von dem Gewöhnlichen aus, als die unterirdischen Erbsen von Whidah.

Schon Dapper führt Erbsen an, die unter der Erde wachsen und in Niederethiopien einheimisch sind, woselbst sie den Namen Gabba führen. Allein nur erst aus den Papieren des Desmarchais kennen wir sie durch Labat genauer.

Diese Erbsen bilden eine gegen 20 Zoll hohe Staude, welche der vom Pimento-Pfeffer (Capsicum baccatum L.) ähnlich ist. Holz, Rinde, Zweige und Blätter kommen mit letzterm so sehr überein, daß man sie leicht mit einander verwechselt. Allein die Erbsen blühen gar nicht, tragen eben daher dann auch gar keine Frucht. Dafür erzeugt sich an ihren Wurzeln, gerade unter dem Stamme, ein Beutel von einer pergamentartigen Haut. Hierin findet man 120 bis 150 Erbsen, die sehr zart, sehr schmackhaft und leicht zu kochen und zu verdauen sind. Sie unterscheiden sich gar nicht von unsern europäischen Erbsen; man macht auch sehr gute Erbssuppen davon.

Sie reifen nur erst wenn die Blätter anfangen gelb zu werden; will man sie aber zarter genießen, so zieht man die Pflanze kurz zuvor auf.

Man säet sie zu Ende der Regenzeit und nach sechs Wochen sind sie reif.

Bruchstücke aus der Völker- und Erdkunde von Afrika, Asien und Polynesien.

Ueber die Heirathen verschiedener Völker.

Mungo Parks Nachrichten von der Hochzeitsfeier der Mauren im Innern von Afrika, haben uns abermal belehrt, mit wie vieler Behutsamkeit man die Nachrichten älterer Reisen prüfen müsse, bevor man ihnen die Glaubwürdigkeit abspricht.

Wir kommen hierauf sogleich wieder zurück, nur erlaube man zuvor folgenden allgemeineren Bemerkungen einen Platz.

Bei der großen Anzahl von Weibern, welche sowohl der Existenz des Orientalers, als des Negers nothwendig scheinen, sollte man kaum glauben, daß diese Völker die so häufig vorkommenden Heirathen noch als etwas Ausserordentliches ansehen, und sie durch öffentliche Feierlichkeiten auszeichnen würden. Dennoch ist dies der Fall. Hiebei bleibt es aber merkwürdig, wie weit der Afrika-

ner, vorzüglich aber der eigentliche Neger, sowohl in Ansehung des Werthes oder vielmehr Preises der Bräute, als des Grades der Feierlichkeit bei den Hochzeiten hinter dem Orientaler, d. h. gegen den Perser und Ostindier, zurücksteht.

Sicher liegt dies in der geringen Kultur der Negervölker überhaupt; denn bei vielen asiatischen Völkern besteht der Reichthum des Privatmannes eben so, wie bei den Negern, in der Anzahl ihrer Kinder.

Und wenn gleich die Polygamie im Orient vielleicht keine minderzahlreiche Nachkommenschaft hervorbringen dürfte, als in Afrika, so ist es dennoch, selbst wegen des höheren Grades der Verfeinerung, einem Hausvater von geringerem Stande nicht möglich, so viel Weiber zu ernähren, als dem Afrikaner. Sein eigener Aufwand erfordert mehr; Kleidung, Wohnung u. s. w. alles ist kostbar; und der Türke oder Perser aus der geringern Klasse behilft sich mit ein Paar Frauen, während daß der ihm dem Vermögen nach gleichstehende Neger, mit Ausnahme weniger Nationen, 4 bis 20 Frauen ernährt.

Auch hiebei spielt indeß das Klima wieder eine der wichtigsten Rollen. Dieses erlaubt im Orient schon in mehreren Rücksichten einen höheren Grad des Luxus, als in Afrika. Völlig nackend gehen kaum einige der wenigen Völker von Asien zunächst des Aequators. Bei Afrika hingegen nimmt dies wenigstens mit dem Wendekreise seinen Anfang, und erstreckt sich fast über den ganzen Welt-

theil; denn die Pagnes oder Schamtücher wird man schwerlich für wirkliche Bekleidung gelten lassen; besonders da sie in sehr vielen Ländern nur erst bei dem völligen Mannbarwerden, ja oftmals nur erst nach der Verheirathung angelegt werden.

Es wird aber eben wegen dieses höheren Grades des Aufwands und der Kultur, der Werth des Frauenzimmers gleichfalls in Asien höher stehen; das Vergnügen ist dort schon etwas seltner; es wird daher theurer bezahlt, und seine Unterhaltung selbst ist kostbarer.

Ein junges Mädchen kostet in der Türkei und in Persien oftmals viele Hundert Thaler, ja oft Tausende; sogar unter den minder-policirten und weit minder reichen Völkern der Inseln des eigentlichen Ostindiens ist der Preis einer Frau bedeutend.

Wir wählen hier ein Beispiel von den Heirathsmethoden des Orients, welches mehrere Formen der Ehe enthält, worauf wir daher in der Folge stets verweisen können.

Auf Sumatra, sagt Marsden, giebt es dreierlei Arten von Heirathen. Die bedeutendste davon ist, wenn man durch das Joojoor (Jujur) heirathet; das heißt, wenn man dem Vater des Mädchens, außer kleinern Nebengeldern, 120 Rthlr. als Ersatz für seine Tochter erlegt. Eins dieser Nebengelder heißt Tallenkulo, und beträgt auf 5 Rthlr., wird aber nicht leicht bezahlt, wenn die Familien in völliger Harmonie mit einander sind

hen, und die junge Frau nicht gänzlich als verkäufliche Sklavin des Mannes soll angesehen werden. Denn dies ist nach wirklicher Bezahlung dieser kleinern Summe der Fall; jedoch ist sodann der Mann stets verbunden, sie, wenn er sie verkaufen will, ihren Eltern zuerst anzubieten.

Von dem Joojoor wird aber auch mehrmal ein Theil, z. B. die Hälfte, oder ein Drittel creditirt, und erst viele Jahre nach der Heirath gänzlich bezahlt. So giebt es Fälle, daß ein Mann das Joojoor für seines Grosvaters Schwester eintreibt. Da aber diese Schuld als sehr heilig angesehen wird, so hält man denjenigen für einen reichen Mann, der viele Joojoore ausstehen hat.

Zuweilen tauscht man auch, statt den Joojoor zu bezahlen, ein anderes Mädchen für die Braut. Ja man borgt wohl gar deshalb ein Mädchen; und hiezu werden selbst zu Zeiten Kinder gewählt; allein sodann wird eine Summe bis zu ihrer Mannbarkeit bezahlt. Hat ein Mann einen Sohn und eine Tochter, so giebt er oftmals die Tochter für eine Braut für seinen Sohn hinweg, so daß eine Doppelheirath ohne Joojoor entsteht.

Stirbt eine Frau bald nach der Heirath, so wird das Joojoor bis auf 80 Rthlr. gemindert; letzteres ist auch die Summe für eine Wittwe.

Es ist merkwürdig genug, daß man bei den dortigen Heirathsgesetzen einige Analogie zwischen denen auf Sumatra, und den mosaischen antrift. Starb ein Mann

ohne Kinder, so mußte nach letzteren der Bruder die Witwe des Verstorbenen heirathen; auf Sumatra ist dies noch unbedingter der Fall, nämlich der nächst unverheirathete Bruder nimmt die Wittwe mit oder ohne Kinder, und ist verbunden, im Fall der Joojoor noch nicht gänzlich abgethan ist, den Rest zu bezahlen.

Bei Nationen, welche durch den Verkauf ihrer unbefleckten Töchter gewinnen, wird die Keuschheit vor der Ehe strenge bewacht. Die jungen Leute aus beiden Geschlechtern sondert man sehr sorgfältig von einander ab. Sie sehen sich nur auf öffentlichen Festen in den Bailli, oder Versammlungshäusern, woselbst öffentliche Bälle gegeben werden; hier entstehen daher die ersten Veranlassungen zu künftigen Ehen. Uebrigens läßt die Mutter die Töchter nie aus den Augen.

Ueberlistet indeß ein Geliebter die Eltern, so muß er nicht nur das verführte Mädchen heirathen, sondern auch den Joojoor bezahlen.

Die zweite Art zu heirathen, Ambelana genannt, ist gleichsam eine Anwerbung eines Hausknechts für die Familie des Mädchens. Ihr Vater wählt einen jungen Menschen von einer geringeren Familie, nimmt ihn zu sich ins Haus, giebt ihm seine Tochter, und schlachtet zur Hochzeit einen Büffel. Die Familie des Jünglings zahlt dem Schwiegervater nur 20 Rthlr., und begiebt sich aller Rechte auf den jungen Mann. Von nun an sieht man ihn in seiner neuen Familie zwar wie einen Sohn an;

er arbeitet für sie; allein er erhält keinen Theil ihres Eigenthums; und alles, was er erwirbt, gehört der Familie seiner Frau. Dagegen fallen ihr auch alle Schulden des jungen Ehemanns zur Last; ebenfalls hat sie das Recht, ihn nach Willkühr wiederum zu verabschieden. Will sich hingegen der junge Mann von seiner neuen Familie wiederum losmachen, so hält dies nicht sehr schwer, im Fall er mit seiner Frau keine Tochter erzeugt hat; denn alsdann zahlt er nur das Joojoor für die Frau. Hat er aber Töchter von ihr, so macht die Familie Anspruch auf den künftigen Werth, auf das Verkaufsgeld derselben, wodurch dann dem Manne seine Freiheit sehr erschwert wird.

Endlich giebts auf Sumatra eine Heirathsmethode, wobei das schöne Geschlecht nicht zur Handelswaare herabgewürdigt ist. Sie steht der europäischen ziemlich ähnlich. Beide Theile behalten völlig gleiche Rechte; nur gleichsam als ein Zeugnis seines Gewinns zahlt der Freier den Eltern der Braut 12 Rthlr. Der Ehekontrakt sagt ausdrücklich, das alles Eigenthum und künftige Verdienst, oder aller künftige Verlust, beiden Theilen gleichmäßig gehört. Dringt indeß der Mann nachmals auf die Ehescheidung, so behält die Frau die Hälfte des ganzen Vermögens und der Mann zahlt jene 12 Thaler wieder zurück. Verlangt dagegen die Frau geschieden zu werden, dann verliert sie alle Ansprüche auf das Vermögen; jedoch kann sie ihre Aussteuer zurück fordern; dagegen

müssen ihre Eltern die 12 Thaler wieder ersetzen; letzteres ist indeß nur selten der Fall.

Diese billigere Methode zu heirathen, heißt Semündo.

Die Hochzeit selbst ist auf Sumatra übrigens sehr einfach. Die Eltern oder die Vornehmsten des Dorfes verrichten die Trauung durch Ineinanderlegen der Hände des jungen Paars, und beschließen die Feierlichkeit mit einem Gastmahl.

Daß die höher kultivirten Nationen Asiens, bei denen die Polygamie gleichfalls eingeführt ist, z. B. die Chinesen und Japanesen, weit größere Feierlichkeiten bei ihren Heirathen beobachten, davon zu einer andern Zeit. Jetzt wieder zu den Negern.

Bei diesen durchaus polygamischen Völkern, welche selbst durch den Reichthum ihres Bodens arm bleiben, ist freilich die Ehe leicht; dennoch sind die Feierlichkeiten bei den Hochzeiten nicht unbedeutend, wenn gleich der Preis für die Braut noch so geringe ist.

Auf mehreren Theilen der Westküste, z. B. am Senegal, erhalten die Eltern der Braut von dem Bräutigam nur ein Paar Rinder, einige Pagnes (Leibgürtel), Glaskorallen und etwas Brandtewein.

An der Goldküste beläuft sich die Kaufsumme höher; sie beträgt nämlich den Werth einer Sklavin. Dieser wird entrichtet in Tabak, Pfeifen, Korallen, 6 bis 8 Pagnes

von verschiedenem Zeuge, ein Paar Anker Brandtewein und 16 Rthl. Cauris.

So bald dieses abgetragen ist, holt der Bräutigam die Braut in grösster Feierlichkeit nach Hause. Sie kommt in ihrem besten Anzuge und wird von einer großen Schaar Frauen begleitet, welche hiezu gleichfalls festlich gekleidet sind. Auf dem Wege muß der Bräutigam Pytto, Brandtewein und Palmwein in Bereitschaft halten, und in seiner Wohnung wird sodann jeder reichlich mit diesen Getränken bewirthet. Am Abend nimmt der Ball seinen Anfang, und beschließt die Lustbarkeit nur erst gegen Morgen.

Isert bemerkt, daß die Neger nie bei den Hochzeiten, wohl aber bei ihren Begräbnissen zu essen geben. Wären die Feierlichkeiten der Freude nicht vorher gegangen, so sollte man fast glauben, sie hegten die Idee eines unserer heutigen schönen Geister, dem zufolge man bei den Hochzeiten trauren, bei dem Grabe aber tanzen soll.

Auf Sierra Leona sind die Feierlichkeiten bei der Heimführung der Braut noch größer, obgleich die Neger dort noch ärmer scheinen. Während des Zuges erhebt sich stets ein Freudengeschrei und man löset fleißig die Gewehre. Die Braut wird auf dem Rücken einer alten Freundin getragen. Für diese sind aber auf dem ganzen Zuge Matten gebreitet. Sie darf die Erde nicht betreten, und die Braut darf nicht vor Vollziehung der Ehe weiter sichtbar seyn; deshalb ist sie ganz und gar in

ein feines Tuch geschlagen. So gesangt sie unter dauerndem Jubeln und Schießen zu der Wohnung des Bräutigams.

Er zieht sich mit ihr bald in das Brautgemach zurück, und, wiederum wie bei den mosaischen Gesetzen, werden sodann die Zeugnisse ihrer Unbeflecktheit mit großem Freudengeschrei triumphirend durch die Gassen getragen, worauf denn der Bräutigam die Glückwünsche seiner ganzen Bekanntschaft annimmt.

Wehe aber, wenn diese Beweise fehlen! der junge Mann schickt sie sofort mit Verachtung zu den Ihrigen zurück; und diese verbergen sich voll Scham mit Heulen und Klagen. Selten ist dies indes der Fall. Auch dort haben die ältern Damen schon dafür gesorgt, daß den junge Mann durch ein hiezu eigen bereitetes, zu rechter Zeit untergeschobenes Tuch, sich von der unverletzten Keuschheit seiner Geliebten überzeugt hält, und sie mit Freuden für seine Frau anerkennt.

Oftmals werden die Kinder schon sehr früh unter einander versprochen. Bei den Stämmen der Bullam, Bago und Timmaney Neger, unweit Sierra Leona, ist es üblich, ein Kind als die künftige Frau im Hause zu erziehen. Wenn man das Mädchen, welches zur Frau bestimmt ist, von ihren Eltern empfängt, so bekommen diese ein Geschenk; wird das Kind aber vor der Hochzeit schlecht behandelt, so nehmen es die Eltern wieder von dem Bräutigam hinweg.

In Whidah heirathen die Großen nur Kinder von 8 bis 10 Jahren. Nachdem sie von diesen einige Zeit völlig unbekleidet bedient sind, geben sie ihnen einen Rock und erklären sie für ihre Frauen.

Nirgend geht dieses frühzeitige Heirathen aber so weit, als auf der Goldküste. Isert bezeugt, daß oftmals zwei Väter die Kinder ihrer schwangeren Frauen schon im Mutterleibe einander zu sagen; und wenn nachmals die eine einen Sohn, die andere ein Mädchen gebiert, so sind diese wirklich gezwungen, dem Versprechen der Eltern Genüge zu leisten.

So sonderbar dieß alles nun uns Monogamen, oder besser Monogynen in Europa auch vorkommen mag, so ist dennoch in dieser Polygamie der Neger eine Art von Ordnung.

In allen den Negerländern, wo selbst die Summe der Weiber eines Einzelnen ansehnlich ist, giebt es unter ihnen eine Hauptfrau, Muliere Grande oder die Große Frau genannt. Sie hat die Regierung im Hause und hat auch die Gelder des Mannes in Händen.

Neben dieser steht oder stand wenigstens in den frühern Zeiten, denn die neueren Schriftsteller sagen nichts Bestimmtes von dieser, eine zweite Frau von ausgezeichnetem Ansehen, Bossum genannt. Gewöhnlich war sie eine sehr schöne Sklavin, und war Gott geweihet; sie theilt daher das Bette des Mannes nur an dem Sabbath oder Fetischtage, der der Gottheit geweihet ist; bei den

meisten Negernationen ist dies unser Dienstag. Die erste Frau hat aber, einigen Nachrichten zufolge, hiezu die Wahl von drei Tagen in der Woche. Die übrigen vielen Frauen können sich hingegen dieses Glücks nur nach der Reihe erfreuen; und die Schwangern schließen sich selbst sofort hievon gänzlich bis zu der Entwöhnung ihres Kindes aus. In dieser Gewohnheit, welche in Europa sicher niemals Eingang finden wird, setzen die Neger einen Hauptgrund der Vielweiberei.

Diese beiden obersten Frauen genießen aber noch des besondern Vorrechts, daß sie durchaus keine Handarbeit thun. Hingegen besorgen die übrigen Frauen die ganze Haushaltung; sie kochen, stampfen das Korn und backen Brod, ja sie bearbeiten sogar das Feld; und selbst die königlichen werden regelmäßig zum Ackerbau hingeführt.

Uebrigens leben alle diese Frauen fast beständig mit einander in Ruhe und Frieden; doch hat jede für sich und ihre Kinder ihre eigene Hütte. Es ist dabei merkwürdig genug, daß die oberste Frau, welche ihre Beistimmung zu jeder neuen Verheirathung des Mannes geben muß, es nicht ungern sieht, daß der Mann mehrere heirathet. Sie erhält nämlich für jede eine kleine Summe Geld. Doch soll es einige dieser obersten Frauen geben, welche ihrem Manne diese Erlaubniß erschweren.

Die Mauren, welche sich unter den Negern angesiedelt haben, und welchen gleichfalls ihre Religion erlaubt, mehrere Frauen zu nehmen, sind in ihren Hochzeitgebräu-

chen viel einfacher, aber zugleich in einiger Rückſicht ſonderbarer.

Mungo Park ward bei ſeiner Reiſe durch Ludamar von dem Mauren-König Ali in Benaum, ſeiner Hauptſtadt oder vielmehr Lagerſtadt, denn das Ganze beſtand nur aus ſchmutzigen Zelten, als Gefangener über zwei Monate zurück gehalten. Hier hatte er Gelegenheit, die Hochzeitsfeier der Mauren kennen zu lernen; ich nehme die Beſchreibung dieſes Ereigniſſes aus der guten Spenerſchen Ueberſetzung.

„Am 10ten April ward gegen Abend die große Trom„mel, Tabala, gerührt, um eine Hochzeit anzukündigen. „Eine große Menge Volks, beidertei Geſchlechter, ver„ſammelte ſich, aber nicht mit dem Frohſinn und der „Heiterkeit, wie bei den Negerhochzeiten. Hier gab es „weder Geſang noch eine andere Luſtbarkeit. Eine Frau „ſchlug die Trommel, und die andern ſtießen zu verſchie„denen Zeiten ein durchdringendes Geſchrei aus, indem „ſie mit großer Schnelligkeit die Zunge im Munde hin „und her bewegten. Ich war des Lärmens bald über„drüſſig und gieng nach meiner Hütte, wo ich eben im „Einſchlafen war, als eine alte Frau mit einem Napf in „der Hand hereintrat und mir bedeutete, daß ſie ein Ge„ſchenk von der Braut brächte. Ehe ich ihr meine Ver„wunderung darüber zu erkennen geben konnte, goß ſie „mir den Inhalt des Napfs ins Geſicht. Da ich merk„te, daß es das nämliche Weihwaſſer war, womit, wie

„man sagt, die hottentottischen Priester die Neuvermähl„ten besprengen, so glaubte ich, das alte Weib habe es aus „Bosheit gethan. Sie versicherte mir aber sehr eifrig, „daß es eine Hochzeitsspende von der Braut selbst sey, „welche die unverheiratheten jungen Mauren immer als „ein Zeichen besonderer Gunst aufnehmen. Da die Sache „sich so verhielt, trocknete ich mir das Gesicht, und ließ „mich bei der Dame schönstens bedanken. Die Hochzeits„trommel wurde immerfort geschlagen, und die Frauen „sangen oder pfiffen vielmehr die ganze Nacht hindurch. „Den Morgen gegen neun Uhr wurde die Braut im größ„ten Staate aus ihrer Mutter Zelt geführt und von ei„ner Menge Frauen begleitet, die ihr neues Zelt (ein Ge„schenk des Bräutigams) trugen. Einige trugen die „Stangen, andere die Stricke, und so zogen sie unter im„merwährendem Pfeifen bis an den künftigen Wohnplatz „der Braut, wo das Zelt aufgeschlagen ward. Der „Bräutigam folgte nebst einer großen Anzahl Männer, „die vier Rinder führten, welche sie an den Stricken des „Zelts festbanden, und nachdem sie ein fünftes geschlach„tet und das Fleisch unters Volk vertheilt hatten, war „die Ceremonie zu Ende.“

Diese Nachricht rechtfertiget zugleich von neuem unsern Landmann Kolben. Schon mehrmal hat er, dem wir dennoch stets die an wahren Thatsachen reichste Beschreibung des Caps verdanken, das Unglück gehabt, in die Hände fremder ungerechter Tadler zu fallen. Sie

machten ihm, bald weil sie das Land, worüber der Deutsche schrieb, nicht hinreichend kannten, bald weil sich seit der Zeit seines Aufenthalts am Vorgebürge der guten Hofnung so vieles geändert hat, die bittersten Vorwürfe. Die Fälle, in welchen ihm Büffon und andere Zoologen Unrecht thaten, gehören hier nicht her; allein der Umstand, welcher die Hochzeitsfeier der Hottentotten angeht und worauf Mungo Park anspielt, verdient wenigstens einer Anzeige.

Bei Kolben, der vor 80 Jahren schrieb (1719) und nach dem damaligen Stande der deutschen Litteratur weitschweifig war, nimmt die Erzählung der Hochzeitsfeier der Hottentotten einige Bogen ein. Zu der hier zu erwähnenden Hochzeitsweihe bereitet Kolbe den Leser durch folgende Verbeugung im Briefstiele vor. „Will „er wissen, mein Herr, wie die Trauung geschieht, und „welche Ceremonien dabei vorgehen? so will sie Ihm erzählen, jedoch auf Condition, daß er mir nichts übel „nehme.“

Diese Trauung besteht dann darin, daß die Hochzeitsgäste bei den Hottentotten in zwei Kreise niederhucken. In der Mitte des einen findet sich der Bräutigam; in der Mitte des andern die Braut. Hierauf tritt der Priester aus dem Dorfe der Braut in jedem Kreise nach einander zu den Neuzuvereheligenden hin, und befeuchtet sie mit seinem natürlichen Wasser, unter bedeutenden Murmeln und magischen segnenden Worten. Beide nehmen

dieſe koſtbare Weihe ſehr dankbar auf, reiben ſie, damit ihnen nichts davon verlohren gehe, in ihre mit Talg beſtrichene Haut ein. Nach dreimaliger Wiederholung dieſer Ceremonie nimmt der Hochzeitſchmaus ſeinen Anfang, und dauert mehrere Tage, jedoch ohne Tanz und Geſang. Nur Vaillant leugnet dieſe ſonderbare feuchte Trauung, nicht aber der umſtändliche Menzel, welcher ſich lange dort aufhielt, noch auch die Schweden, Sparman oder Thunberg. Durch letztern erhält ſie ſelbſt in ſo fern eine Beſtätigung, da dieſer bezeugt, der Jüngling werde bei den Hottentotten durch eine ähnliche Einſprengung zum Manne eingeweihet. Es ſteht alſo dieſe menſchliche Flüſſigkeit ſowohl im nördlichen als ſüdlichen Afrika in Anſehen, und wird bei feierlichen Gelegenheiten als etwas Vorzügliches verſpendet.

Der Hottentotte iſt übrigens in ſeiner Ehe ſelbſt enthaltſam und treu; der Ehebruch wird mit dem Tode beſtraft; und obgleich die Vielweiberei nicht gegen die Geſetze iſt, ſo bleibt er dennoch aus Neigung monogam; denn ein Hottentotte mit zwei Weibern iſt eine große Seltenheit.

Macao und Camoens,
der Verfaſſer der Luſiade.

Wenn die heutige Erdkunde den Portugieſen gleichſam ihr ganzes Daſeyn verdankt, ſo erhob ſie dafür auch dieſe

an sich selbst nicht mächtige Nation zu einer der wichtigsten auf der gesamten Erde. Und wenn diese, in unsern Tagen zu einer geringen Bedeutung hinabgesunken ist, so ist dies nicht etwa bloß Beweis von der Trüglichkeit der menschlichen Größe überhaupt, sondern es zeigt, wie traurig die Vereinigung zweier Reiche gewöhnlich für das kleinere ausfällt. Unter den Namen des mit Portugal vereinigten Spaniens giengen ersterem fast alle ausländische Besitzungen verlohren.

Als Heinrich der Schiffer, Bruder König Edwards I., 1418. Porto Santo, ohnweit Madera, entdeckte, wie viel wußten wir von Afrika? wie viel von Ostindien? Dieser große Fürst ist gleichsam der Urquell alles unsers Wissens in der Erdkunde. Denn selbst Colon erwarb sich in der durch Heinrichs rastlosen Eifer erwachsenen Schule der Schiffskunst in Portugal die Kenntnisse, wodurch er nachmals eine neue Welt für uns entstehen ließ. So wie Portugal das Cap Bajador umsegelt hatte, drangen seine Seeleute mit Riesenschritten im Weltmeere vorwärts.

Die heiße Zone, welche den Alten nicht zu überwältigen möglich schien, ward überschifft; ganz Afrika ward umsegelt, denn Diaz gieng um das Vorgebürge der Stürme (Cabo de los Tornados), von seinem Könige Johan mit Recht in das Cap der guten Hofnung verwandelt.

Gama landete in Calecut (1498), und ganz Ostindien ward uns geöfnet.

Ein Sturm trieb Cabral gegen Süd-Amerika hin (1500); hiedurch ward Brasilien entdeckt. Diese Entdeckung verfolgte in den darauf folgenden Jahren Americus Vespuzzi, der, wie Robertson sehr treffend sagt, als ein kühner, aber glücklicher Betrüger, dem wahren Erfinder die Ehre der Benennung von Amerika stahl.

Endlich segelt der Portugiese Magelhaens (1519) um die Welt; die Philippinen, China und Japan, die Molucken und hiedurch Polynesien treten auf der Weltcharte hervor.

So gehörte dann die Kenntniß fast aller ausser-europäischen Länder den Portugiesen. Als ewige Monumente ihres allgemeinen kühnen Entdeckungsgeistes stehen uns die Namen der Küsten jener drei Welttheile in unsern Charten vor Augen. Fast jeder Hafen, jede Rhede, jeder Fluß, ja jede Küste ist noch jezt portugiesisch benannt.

Dieser hohe Geist der Nation erhob sie dann auch bald zu Herren der Meere und des Handels. Die Mauren, die Türken und die Indier wichen ihren Kriegstalenten, und durch die Almeidas, Albaquerquen, Sousas, Silveyras und andere, weheten Portugals Flaggen, Spanien und dem ganzen Orient zum Trotz, auf allen Meeren und Küsten.

Japan und China gehörten dann gleichfalls zu den Ländern, welche ihrem Handelsgeiste tributair geworden waren. Durch ihre Tapferkeit wurden die dem chinesischen Reiche so gefährlichen Seeräuber völlig zu Grunde gerichtet. Unter diesen Seeräubern zeichnete sich, vor etwas über 200 Jahren, einer mit Namen Tchang si lao besonders wegen seiner Kühnheit aus. Er bemächtigte sich des Hafens von Macao, und belagerte Canton. Die Mandarinen riefen die Portugiesen gegen ihn zu Hülfe. Diese zwangen nicht bloß den Seeräuber, die Belagerung aufzuheben, sie verfolgten ihn in die felsigten Küsten von Macao und tödteten ihn hier.

Aus Erkenntlichkeit für diesen wichtigen Dienst erlaubten ihnen die Chinesen dort eine Stadt für ihre Handlung zu errichten, welcher sie zugleich die ausgezeichnetesten Privilegien gewährten. Auch war, so lange die Portugiesen als eine der ersten Seemächte anerkannt blieben, und so lange ihnen der Handel nach Japan offen stand, sowohl das Ansehen der Stadt als ihr Reichthum sehr groß.

Sie trieben nämlich von hier aus fast ausschließlich den Handel nach dem festen Lande von China, nach Tunkin, Cochin china, Siam, Corea und nach Japan. Hierunter war der japanesische Handel allein von solcher Wichtigkeit, daß man zu sagen pflegte, man könne Macao mit Silber pflastern.

Als aber Portugals Größe fiel, und als in Japan die große Verfolgung gegen die Christen ausbrach, woran wohl der Bekehrungs- und Intriguen-Geist der portugiesischen Geistlichkeit keinen geringen Antheil hatte, da sank das Ansehen und der Reichthum dieser Pflanzstadt in Asien. Macao steht jetzt, durch die darin noch vorhandenen schönen Gebäude, nur als eine Ruine der ehemaligen Größe Portugals. Fast alles ist dort in Armuth und in tiefster Unterwürfigkeit, ja völliger Abhängigkeit unter den Chinesen.

Macao (22° 12′ 40″ n. Breite und 111° 19′ 30″ östl. Länge von Paris) ist auf der südlichen Spitze einer der starken Granitblöcke gelegen, welche bei der großen Revolution, wodurch wohl die ganze Inselwelt (Polynesien) entstand, der Gewalt der Fluthen zu widerstehen vermochten. Das Meer spühlte in dieser Gegend Asiens eine tiefe Bucht in das Continent hinein; bildete durch Zertrümmerung der minder festen Küsten den kleinen aber an Inseln reichen Archipel, der jetzt sogenannten Provinz Quantong. Er fängt sich mit der Insel Sancian in Süden an, und reicht nördlich bis zu der Hauptstadt dieser Provinz, dem größten Handelsplatze des ganzen Reichs, Quang-tcheou, bei uns Canton genannt, hinauf.

Selbst der Weg, die Fahrt zu der portugiesischen Colonie und von dort nach Canton, verdient wegen der Wichtigkeit des chinesischen Handels einer besondern Erwägung. Schon du Halde gab eine kleine Charte dazu

ben mehrmals andere europäische Nationen den wichtigsten Antheil. Ein gültiges Zeugniß hievon gaben noch vor Kurzem mehrere von Macao nach Nordwestamerika zum Pelzhandel ausgelaufene Schiffe. Die Iphigenia, welche der wegen verschiedener daselbst gemachter Entdeckungen berühmte Meares dorthin führte, veranlaßte fast einen Bruch zwischen England und Spanien, ob es gleich mit einer portugiesischen Flagge versehen war, und seine Officiere Portugiesen waren.

Die Bevölkerung von Macao setzt Staunton nur auf 12 Tausend, la Peyrouse hingegen auf 20 Tausend Menschen. Hievon sind nur etwa 100 wirkliche Portugiesen, gegen 2000 dort gebohrne von portugiesischer Herkunft, Mestizzen, eben so viel schwarze Caffer-Sklaven; die ganze übrige Volkszahl besteht aus Chinesen. Die letztern sind die Handwerker und Künstler, ja ihre Betriebsamkeit allein erzwingt von dem dürren Sande, welcher den Granitboden deckt, so viel Früchte und Gartengewächs, als für die ganze Colonie hinreicht. Der Portugiese, stolz auf seine Vorfahren, schämt sich irgend etwas außer Schiffahrt und Großhandel treiben zu wollen; da letztere so tief gesunken sind, so fand Macartneys Gefolge oftmals Portugiesen in einem abgetragenen Rock mit Haarbeutel und Degen, welche es dennach nicht unter ihrer Würde hielten, sie um Almosen anzusprechen.

Die Garniſon beſteht nur aus 300 Mann; Negern oder Mulatten.

Von der Landſeite iſt die Stadt durch zwei Forteresſen vertheidigt; gegen die chineſiſche Seite finden ſich drei kleine aber ſehr verfallene Caſtelle; der Hafen wird aber durch zwei Batterien geſchützt.

Das Gouvernement beſteht aus einem Senat, an deſſen Spitze iſt der Gouverneur; das Ganze ſteht indeß unter dem Vicekönig von Goa. Auf dem Rathhauſe, welches ganz von Granit zwei Stockwerk hoch erbauet iſt, findet ſich noch die jetzt unbedeutende Akte der Abtretung des Gebiets an die Portugieſen nebſt den wichtigen Privilegien.

Die Geiſtlichkeit iſt noch nach altem Zuſchnitt ſehr zahlreich, hat einen Biſchof und drei Mönchs- und ein Nonnenkloſter. Von hieraus wurden die berühmten Miſſionen hauptſächlich betrieben; des größten Heidenbekehrers und Märtyrers, des heiligen Xavers Gebeine verehrt man in dem Grabmahle, welches ſich zu Anfange der ganzen Inſel-Gruppe auf der Inſel Sancian befindet.

Die Societät von Macao wird bei der Ueberwinterung der Schiffe unter einem ſolchen Klima, durch die hieſelbſt anſäſſigen Subrecargoes der übrigen europäiſchen Nationen ſehr angenehm.

Die Chineſen beſitzen zwei Tempel, von welchen der am Süd-Ende der Stadt zwiſchen großen übereinander

gestürzten Granitblöcken romantisch gelegen ist. Man kann nur durch eine in den Felsen selbst gehauene, mit Buschwerk überwachsene Wendeltreppe zu dem dreifach übereinander gethürmten Baue dieses Tempels gelangen.

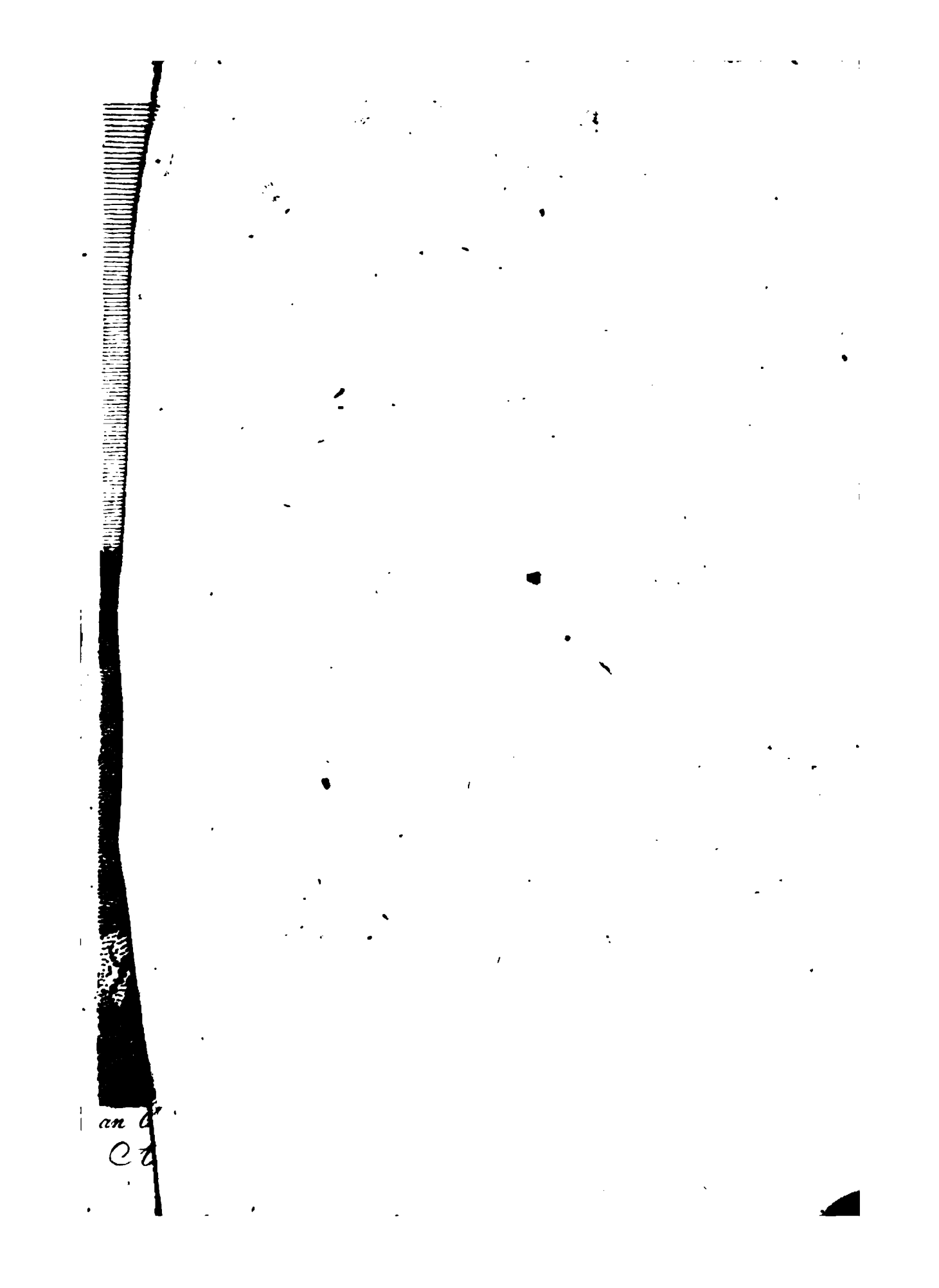
Cooks berühmter Zeichner, Webber, hat unter den schönen einzelnen Blättern, welche zu der Reisebeschreibung gehören, einige der durch die zertrümmerten Granitmassen merkwürdigen Aussichten von Macao dargestellt.

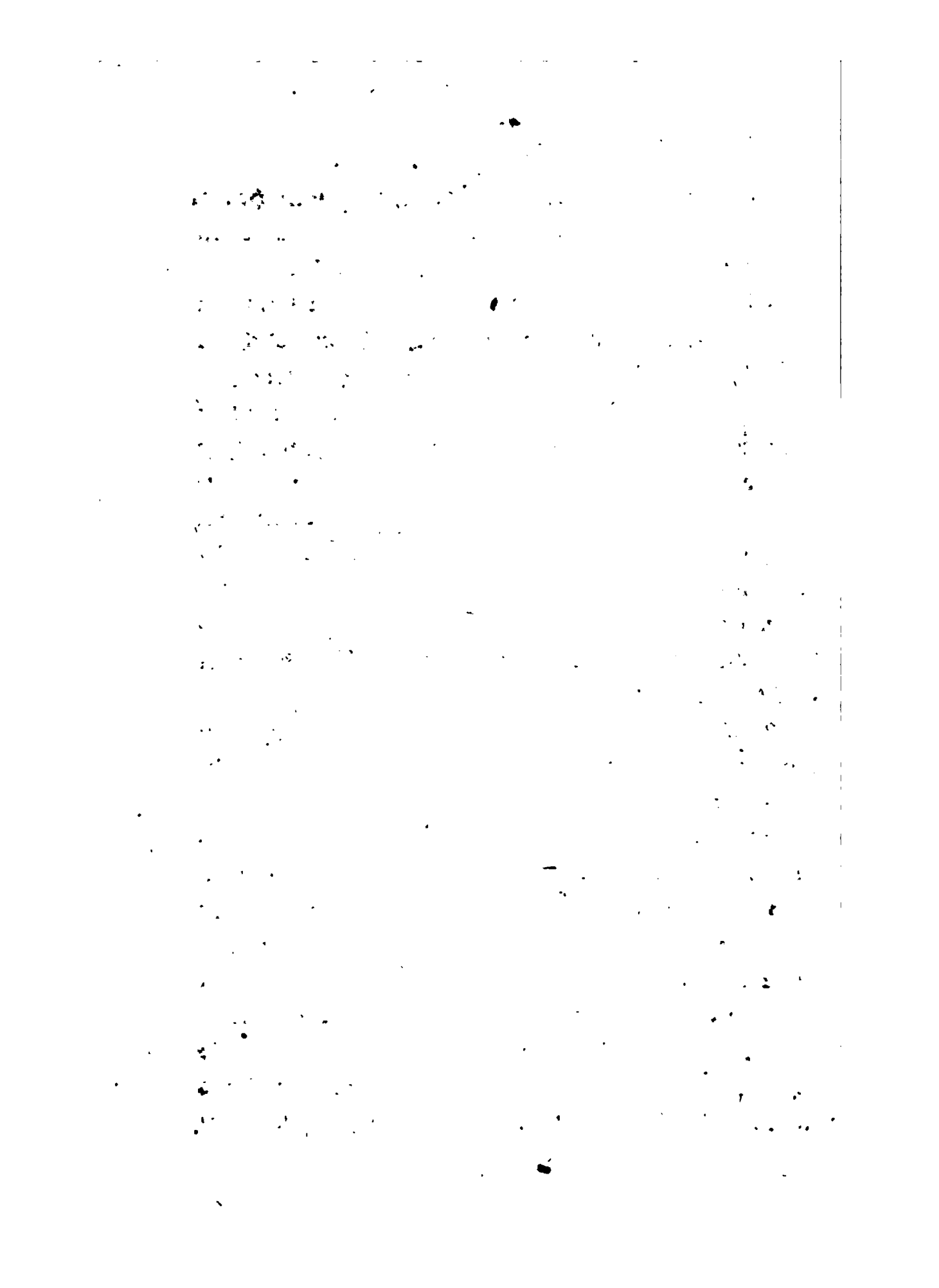
Unter ihnen findet sich gleichfalls eine Aussicht, die den Aufenthalt des berühmten portugiesischen Dichters Camoens zeiget, woselbst er sein Heldengedicht, die Lusiade, vollendete.

Dieses Felsengewölbe oder Grotte des Dichters liegt, Staunton zufolge, in einem reizenden mit Geschmack und versteckter Kunst angelegten Park; und wird jetzt von einem Officianten der englisch-ostindischen Compagnie bewohnt, wenn er sich nicht in Canton selbst aufhält. Man hat von dort die Aussicht auf den inneren Hafen, in dessen Mitte eine kleine runde Insel mit einer vormals den Jesuiten zuständigen Kirche, Collegio und astronomischen Observatorio gelegen ist *).

Eine kurze Nachricht von dem Virgil Portugals, Camoens, obgleich aus einer frühern Periode, darf sich hier

*) Man sehe das Kupfer.





dennoch einer guten Aufnahme versprechen. Sein Heldengedicht müßte schon die Leser interessiren, da es die wichtigste Entdeckungsreise zum Gegenstande hat.

Camoens aber ist nicht bloß noch jetzt der Stolz der Portugiesischen Dichtkunst; man darf ihn mit Recht zu den kühnen Reisenden rechnen, wodurch sich Europa zum Herrn von Ostindiens Handel erhob. Auch ist er überhaupt einer der merkwürdigsten Männer aller Zeiten. Fast eben so großer Krieger als Dichter, gehört er zu den seltnen Abentheurern, welche bei dem edelsten Charakter, bei den größten Talenten, sowohl des Geistes als des Körpers, stets von den widrigsten, fast romanhaften Schicksalen herumgetrieben, endlich nur einen für die Menschen schimpflichen Beweis der Würdigung ausgezeichneter Verdienste zurück lassen.

Ludwig von Camoens, aus einem alten adlichen Geschlechte, war 1517, nach andern 1524, zu Lissabon geboren. Sein Vater war Seekapitain, und starb in Indien zu Goa 1556. Nachdem er auf der berühmten Universität zu Coimbra studirt hatte, ging er nach Lissabon. Hier widmete er sich der Dichtkunst; vielleicht begeisterte ihn hiezu die Liebe; wenigstens waren seine Abenteuer darin so bedeutend, daß er deßhalb nach Santarem, 14 Meilen von der Hauptstadt, verwiesen wurde. Sein thätiger Geist ließ ihm dort nicht lange Ruhe. Er nahm als Freiwilliger Kriegsdienste, gieng nach Ceuta in Afrika: verlohr aber in einem Seegefecht das linke

Auge. Bei seiner Rückkehr nach Lissabon kehrte zugleich sein Hang zur Poesie und zur Liebe zurück; und um neuen Ungelegenheiten zu entgehen, schiffte er sich 1553 nach dem Orient ein.

Unruhe, und wohl noch mehr Verdruß über das ihm geschehene Unrecht, bestimmten ihn sein Vaterland zu fliehen. Undankbares Vaterland, rief er mit Scipio dem Afrikaner aus, selbst meine Knochen sollst du dereinst nicht besitzen, und hiemit gieng er unter einem der grossen Cabrals nach Ostindien. Hätte Camoens sich nicht auf dem Admiral-Schiffe selbst eingeschifft, so wäre das trefflichste Heldengedicht Portugals nicht vorhanden; von den vier Schiffen der Flotte giengen die drei übrigen im Sturm verlohren. Kaum war er 1753 bei Goa ans Land gestiegen, so eilte er zu neuen Kriegsthaten, unter der Führung des tapfern Alphonso di Noronha, nach Cochin. Diesen glücklichen Feldzug besang Camoens selbst in seiner ersten Elegie.

Indeß ward die Freude bei seiner Rückkunft nach Goa sehr durch die Nachricht von seines Vaters Tode und zugleich von dem seines großen Gönners, Antonio de Noronha, niedergeschlagen. Er beklagte beide in einem seiner schönsten Gedichte, und that bald nachher, auf der Flotte, welche der Vicekönig von Goa, Mascarenhas, ins rothe Meer gegen die Mohren sandte, einen neuen Zug. Auch diesen hat er durch ein [illegible]

Gedicht bei seinem Ueberwintern in Oranz verewigt. Sein Misbrauch seiner Talente zog ihm ein neues Unglück bei seiner Rückkehr nach Goa zu; dennoch gewann hiebei die Nachwelt. Mascarenhas war gestorben, und die Einrichtungen des neuen Vicekönigs wurden von ihm in einer Satyre, die Thorheiten in Indien (Disparates in India) scharf gegeißelt. Der erzürnte Barreto verwies den Camoens deshalb nach Macao. Auf dieser Fahrt litt er Schiffbruch, rettete sich nebst seinem treuen Sklaven Johann, und rettete noch etwas Wichtigeres, nämlich die Lusiade. In der einen Hand hielt er dies Gedicht über die Wellen empor; mit der andern arbeitete er sich darinnen bis ans Gestade des großen Flusses Maykaung, im Königreich Cambay.

Kaum vom Tode gerettet, schrieb er die Redondilla, eine herrliche Paraphrase des 130sten Psalms.

Im 10ten Gesang der Lusiade beschrieb er nachmals diesen Schiffbruch.

Endlich kam er nach Macao; erhielt dort das einträgliche Amt eines Provedör mor dos defuntos. Er machte eine neue Reise zu den Molucken, Tidor und Ternate, und mahlte die Naturseltenheiten dieser reichsten Theile Indiens in eben dem 10ten Gesang seiner Lusiade. Denn diese beendigte er und feilte sie nun aus in jeder romantischen Einsiedelei. Unstreitig begeisterten hier den Dichter der orientalische Himmel, die schöne Natur und die treffliche Aussicht. Und so schuf er jenes Heldenge-

dicht, was nach ihm keiner seiner Landsleute bis jetzt erreicht hat.

In 10 Gesängen besang er darin die Entdeckung und Eroberung von Ostindien durch Vasco de Gama. Den Titel *Os Lusiados* gab er ihm von Lusitanien, dem alten Namen Portugals, welcher seinen Ursprung selbst von Lusus, einem vielleicht fabelhaften Könige des ältesten Spaniens, 1490, vor der christlichen Zeitrechnung, erhalten haben soll.

Für einen Mann, dem selbst alle Gefahren der Reisen und der Kriege; alle Abwechselungen des Glücks; alle große Naturscenen; und alle Schönheiten der Erde und des Meeres Jahre lang vor Augen standen, bedurfte es vielleicht kaum des Zaubers der höchsten Einbildungskraft, wodurch Camoens sein Gedicht so herrlich belebt hat. Wahre Kenner des Schönen und der portugiesischen Sprache, bewundern darin vorzüglich den Reichthum der Erfindung, in den Episoden und Fictionen; die harmonische Versifikation; und die reine Sprache. Auch ward dies Gedicht von den gelehrtesten Portugiesen und Spaniern commentirt und ins Spanische, dreimal ins Französische, und zweimal ins Englische übersetzt. Nur dem sonst viel zu geschäftigen Uebersetzer, dem Deutschen, fehlt es; obgleich van Seckendorf einen schätzbaren Versuch damit wagte.

Während diesen für die Musen so wichtigen 5 Jahren, hatte Constantin von Braganza statt des dem

Dichter feindlichen-Barreto das Gouvernement von Indien erhalten. Camoens gieng nach Goa zurück, und sein Lobgedicht auf diesen Prinzen brachte ihn dort auf kurze Zeit in Ansehen. Denn Continho, welcher bald darauf seinen Gönner als Vicekönig ablöfete, gab seinen Anklägern Gehör. Camoens ward festgesetzt; nur eine poetische witzige Bittschrift erwarb ihm seine Freiheit.

Der Orient hatte ihn nicht die Belohnung finden lassen, welche sich seine Talente versprechen durften. Es überwältigte dann der natürliche Trieb zum Vaterlande das Gefühl der dort erlittenen Ungerechtigkeiten.

Von den größten Männern Portugals, einem Cabral, Silveira, da Vega und andern zur Rückreise beredet, gieng er mit ihnen nach Sofala und von dort (1569) nach Lissabon. Aber auch noch jetzt verfolgte ihn das Unglück. Gerade bei seiner Ankunft herrschte hier die Pest; dies hinderte die so lange gewünschte Ausgabe seiner Lusiade, worauf er 30 Jahr verwendet hatte.

Endlich erhielt er im letzten Viertel des Jahrs 1571 ein Privilegium über den Druck dieser kostbaren Arbeit; sie erschien im folgenden Jahre. Allgemein ward sie gelesen, allgemein ward sie bewundert. Mit Recht erwartete er für die Dedikation eines solchen Werks, welches der ganzen Nation ein ehrenvolles Monument stiftete, eine ihm würdige Belohnung. Er erhielt sie; sie bestand in

einer lebenslangen Pension von — 25 Thalern! (15000 Rees); jedoch nur unter der Bedingung, dafür stets bei Hofe zu erscheinen!

Bei dieser dürftigen Unterstützung sank Camoens in die bitterste Armuth. Am Tage zeigte er sich bei Hofe, am Abend sandte er seinen redlichen Sklaven, Johann, der ihm in allen Widerwärtigkeiten treu blieb, auf die Gassen, um für beide den Unterhalt zu erbetteln.

Der Kummer untergrub endlich den sonst unerschütterlichen Mann, und diesen vermehrte der Gram über den Tod seines gegen ihn ungerechten Königs Sebastian, welcher aus Sucht nach Ruhm in einem Treffen gegen die Mauren in Afrika umkam.

Camoens entzog sich nun völlig der Welt. Dauernder Harm und nagende Armuth warfen ihn auf ein schmerzhaftes, langwieriges Krankenlager; hier bereitete er sich durch Reue und Andacht zum Tode und starb im 55sten Jahre. So unbekannt war dieser einzige Mann seiner Zeiten, daß man nicht wußte, ob er im Hospitale oder in einer elenden Hütte unweit eines Klosters sein ruhmvolles Leben endete. In der Klosterkirche ward er indeß begraben; und sechs Jahr nachher (1595) errichteten ihm zwei große Portugiesen jeder ein Monument. Spencern, Butlern und Keplern gleich, bleibt er ein warnendes Beispiel für jeden Mann von Talent

und erhabenen Gefühlen; denn auch von ihm heißt es mit Recht:

Der arme Dichter bat um Brod,
Man gab ihm einen Stein!
Cronegk, nach dem Engl.

Der Orden auf Atschien.

Zwar gab es weder im Lande der Neger, noch in Ostindien Kreuzzüge, und heilige Expeditionen gegen die Ungläubigen und Juden. Dennoch giebt es dort Ritterörden verschiedener Art und verschiedener Klassen. Warum? weil der Mensch überall sich gleich ist, oder wenigstens sehr ähnlich bleibt. Weil er überall eitel ist; überall nach Ehre und nach Auszeichnung strebt. Der Neger trägt, wie ehemals der europäische Zahnbrecher in seiner Marktschreier-Bude auf den Jahrmärkten, den hohen Orden der ausgebrochenen Zähne des erschlagenen Feindes.

In Benin findet sich der Korallenorden; er besteht in einer Schnur von Korallen, die der König den hohen Staatsbeamten umhängt.

Vor Ankunft der Europäer hatte Motezuma für die mexikanischen Tapfern und Großen drei verschiedene Orden gestiftet; nämlich, den Orden des Adlers; des Ty-

gers und des Löwen; oder vielmehr eines großen von den ersten unterschiedenen Raubthiers, denn Löwen hat Amerika nicht. Die Ritter trugen, je zu welchem von diesen dreien Orden sie gehörten, das Bild des Thiers am Halse oder auf der Kleidung. — Auch stiftete er noch einen andern Orden für die Fürsten und Großen, dessen Zeichen in einem rothen Bande und rothen Schnüren bestand, welche in die Haare geflochten wurden. Je größer die Belohnung der Tapferkeit seyn sollte, desto mehr und desto längere Schnüre hiengen vom Kopfe herab.

In Peru waren die Zeichen der Ritter, goldene Nadeln in den durchstochenen Ohren, nebst einer eigenen Kopfbinde. Beides erhielten sie nur nach den härtesten Proben der Standhaftigkeit in körperlichen Uebungen und Strapatzen.

China, die Birmanen haben so wie die Bewohner des eigentlichen Ostindiens vielfache Arten solcher Auszeichnungen.

Hieher gehört denn auch diejenige, mit welcher uns der berühmte Seefahrer Forreſt vor einigen Jahren bekannt gemacht hat. Auf Achim, eigentlich Atschien oder Atschè, einem Königreiche am nördlichsten Theile von Sumatra gelegen, ertheilen die Monarchen einen Orden, der einigen unsrer europäischen Orden ziemlich ähnlich sieht, er heißt der Schwerdtorden. Nicht bloß den Eingebornen, wie bei den meisten Orden, welche hier so eben erwähnt sind, beehrt er damit, sondern auch Aus-

länder, ja sogar Christen, obgleich der König ein Mahomedaner ist.

Forrest, dessen wichtige Verdienste und die Länderkunde der Inseln von Ostindien genauer anzuzeigen, diesmal der Platz mangelt, erhielt ihn; und giebt dabei folgende Nachricht von seiner Audienz bei dem Könige von Atschien und von den Ceremonien, welche hiebei statt fanden.

Der Pallast des Königs, Dallum genannt, liegt gegen 100 Schritt von dem äußersten Ende der Stadt Atschien auf einer Anhöhe, die ihn vor Ueberschwemmungen schützt. Er ist mit einem Graben und einer Mauer umgeben, und wird von hohen Bäumen beschattet.

In einem massivgebaueten Saale dieses Pallastes von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, Kuma bicharro genannt, giebt der König gewöhnlich des Abends Audienz. Am obern Ende, welches mit Teppichen bedeckt war, hieng ein kostbarer Vorhang von Goldstoff, ungefähr 15 Quadratfuß groß, bis gegen 3 Fuß zur Erde herab. Schon an der Thür ward der Cap. Forrest genöthigt, die Schuh auszuziehen, auch fand er, daß die Personen im Saale, (ihrer waren außer der Wache von zween Soldaten, etwa 20 Orangkaien, ein ehrwürdiger Kalif und andere Vornehme) in bloßen Füßen standen, sie hatten ihre Pantoffeln gleichfalls vor dem Saale gelassen und ein Stuhl oder Sitz war nicht im ganzen Saale.

Nach zwei Minuten wurde der goldene Vorhang aufgezogen. Der König saß hinter dem Vorhange in einer großen erhabenen Nische, welche mit Goldstoff ausgeschlagen war, auf einem Lehnstuhle mit unter sich geschlagenen Beinen, aber ebenfalls barfuß; seine Pantoffeln standen auf dem Boden des Alcovens. Er war prächtig in Silberstoff gekleidet; darunter trug er ein Kleid von weißem Mousselin. Sein Turban war sehr klein, und bestand aus einem einzigen Stücke goldgeblümten Mousselin, um den Kopf mit einem halben Knoten zusammen geschlirzt und mit wenigen Juwelen geziert. Er war ein Mann von 25 Jahren; hätte eine freundliche Miene und war für einen Malayen von ziemlich weißen Teint. Neben des Königs Stuhl saßen zwei alte Frauen, dergestalt niedergehuckt, daß der Kopf fast mit den Knieen zusammen stieß. Der Alcoven ward durch zwei große rothgefärbte Wachslichter, den Altarkerzen ähnlich, erleuchtet; in dem Audienzsaale selbst hingegen brannte Oel in einem Kronleuchter.

Forrest hatte gleich anfangs seine Präsente überreichen lassen. Der König hatte zur Zeit seines Vaters eine Reise nach Mecca gemacht, und bei dieser Gelegenheit auch die Insel Frankreich (Isle de France im indischen Meere) besucht. Er hatte sich verschiedene Kenntnisse, besonders in der Kriegskunst und Stückgießerei erworben, sprach auch Französisch, Portugiesisch und Malayisch. Er liebte selbst die europäische Litteratur; so

mußte ihm z. B. Forrest einige Stücke aus Voltaires Schriften vorlesen; auch hatte er ihm seine Reisen nach Guinea übergeben und erläutert.

Ohnstreitig veranlaßte ihn dies dem Engländer mit dem ottschienschen Schwerdtorden zu beehren.

Das Ordenszeichen besteht in einer goldenen Kette, an welcher die Figur eines erhaben gearbeiteten geflammten horizontalen Schwerdtes, auf einer ovalen Goldplatte, von der Länge eines Zolles, hängt. Ueber demselben steht auf ähnlichen Ketten der Name des Ritters in Filigram.

Es hatten ihn schon zuvor zwei englische Schiffskapitaine erhalten; unter den Eingebornen sind nur 10 bis 12 solcher Ritter vom goldenen Schwerdte (Orang cayo derry Piddang mas).

Als der König dem Kapitain Forrest nach der Audienz den Orden von seinem ersten Minister umhängen ließ, dankte dieser dafür durch eine tiefe Verbeugung; sie ward sogleich von den Hofleuten nebst Aufhebung beider Hände zum Kopfe wiederholt. Am folgenden Tage erhielt der neue Ritter ein Geschenk vom Könige von einem jungen Stiere, zwei Ziegenböcken und eine Menge trefflicher Früchte. Das Gegengeschenk des Engländers bestand aus zwei Stücken geblümten gelben chinesischen Damast; vier Dutzend Bouteillen wohlriechender Essenzen und einigen Kupferstichen.

dicht, was nach ihm keiner seiner Landsleute bis jetzt erreicht hat.

In 10 Gesängen besang er darin die Entdeckung und Eroberung von Ostindien durch Vasco de Gama. Den Titel *Os Lusiados* gab er ihm von Lusitanien, dem alten Namen Portugals, welcher seinen Ursprung selbst von Lusus, einem vielleicht fabelhaften Könige des ältesten Spaniens, 1490, vor der christlichen Zeitrechnung, erhalten haben soll.

Für einen Mann, dem selbst alle Gefahren der Reisen und der Kriege; alle Abwechselungen des Glücks; alle große Naturscenen; und alle Schönheiten der Erde und des Meeres Jahre lang vor Augen standen, bedurfte es vielleicht kaum des Zaubers der höchsten Einbildungskraft, wodurch Camoens sein Gedicht so herrlich belebt hat. Wahre Kenner des Schönen und der portugiesischen Sprache, bewundern darin vorzüglich den Reichthum der Erfindung, in den Episoden und Fictionen; die harmonische Versifikation; und die reine Sprache. Auch ward dies Gedicht von den gelehrtesten Portugiesen und Spaniern commentirt und ins Spanische, dreimal ins Französische, und zweimal ins Englische übersetzt. Nur dem sonst viel zu geschäftigen Uebersetzer, dem Deutschen, fehlt es; obgleich van Seckendorf einen schätzbaren Versuch damit wagte.

Während diesen für die Musen so wichtigen 5 Jahren, hatte Constantin von Braganza statt des dem

Dichter feindlichen-Barreto das Gouvernement von Indien erhalten. Camoens gieng nach Goa zurück, und sein Lobgedicht auf diesen Prinzen brachte ihn dort auf kurze Zeit in Ansehen. Denn Continho, welcher bald darauf seinen Gönner als Vicekönig ablöfete, gab seinen Anklägern Gehör. Camoens ward festgesetzt; nur eine poetische witzige Bittschrift erwarb ihm seine Freiheit.

Der Orient hatte ihn nicht die Belohnung finden lassen, welche sich seine Talente versprechen durften. Es überwältigte dann der natürliche Trieb zum Vaterlande das Gefühl der dort erlittenen Ungerechtigkeiten.

Von den größten Männern Portugals, einem Cabral, Silveira, da Vega und andern zur Rückreise beredet, gieng er mit ihnen nach Sofala und von dort (1569) nach Lissabon. Aber auch noch jetzt verfolgte ihn das Unglück. Gerade bei seiner Ankunft herrschte hier die Pest; dies hinderte die so lange gewünschte Ausgabe seiner Lusiade, worauf er 30 Jahr verwendet hatte.

Endlich erhielt er im letzten Viertel des Jahrs 1571 ein Privilegium über den Druck dieser kostbaren Arbeit; sie erschien im folgenden Jahre. Allgemein ward sie gelesen, allgemein ward sie bewundert. Mit Recht erwartete er für die Dedikation eines solchen Werks, welches der ganzen Nation ein ehrenvolles Monument stiftete, eine ihm würdige Belohnung. Er erhielt sie; sie bestand in

einer lebenslangen Pension von — 25 Thalern! (15000 Rees); jedoch nur unter der Bedingung, dafür stets bei Hofe zu erscheinen!

Bei dieser dürftigen Unterstützung sank Camoens in die bitterste Armuth. Am Tage zeigte er sich bei Hofe, am Abend sandte er seinen redlichen Sklaven, Johann, der ihm in allen Widerwärtigkeiten treu blieb, auf die Gassen, um für beide den Unterhalt zu erbetteln.

Der Kummer untergrub endlich den sonst unerschütterlichen Mann, und diesen vermehrte der Gram über den Tod seines gegen ihn ungerechten Königs Sebastian, welcher aus Sucht nach Ruhm in einem Treffen gegen die Mauren in Afrika umkam.

Camoens entzog sich nun völlig der Welt. Dauernder Harm und nagende Armuth warfen ihn auf ein schmerzhaftes, langwieriges Krankenlager; hier bereitete er sich durch Reue und Andacht zum Tode und starb im 55sten Jahre. So unbekannt war dieser einzige Mann seiner Zeiten, daß man nicht wußte, ob er im Hospitale oder in einer elenden Hütte unweit eines Klosters sein ruhmvolles Leben endete. In der Klosterkirche ward er indes begraben; und sechs Jahr nachher (1595) errichteten ihm zwei große Portugiesen jeder ein Monument. Spencern, Butlern und Keplern gleich, bleibt er ein warnendes Beispiel für jeden Mann von Talent

und erhabenen Gefühlen; denn auch von ihm heißt es mit Recht:

Der arme Dichter bat um Brod,
Man gab ihm einen Stein!
Cronegk, nach dem Engl.

Der Orden auf Atschien.

Zwar gab es weder im Lande der Neger, noch in Ostindien Kreuzzüge, und heilige Expeditionen gegen die Ungläubigen und Juden. Dennoch giebt es dort Ritterorden verschiedener Art und verschiedener Klassen. Warum? weil der Mensch überall sich gleich ist, oder wenigstens sehr ähnlich bleibt. Weil er überall eitel ist; überall nach Ehre und nach Auszeichnung strebt. Der Neger trägt, wie ehemals der europäische Zahnbrecher in seiner Marktschreier-Bude auf den Jahrmärkten, den hohen Orden der ausgebrochenen Zähne des erschlagenen Feindes.

In Benin findet sich der Korallenorden; er besteht in einer Schnur von Korallen, die der König den hohen Staatsbeamten umhängt.

Vor Ankunft der Europäer hatte Motezuma für die mexikanischen Tapfern und Großen drei verschiedene Orden gestiftet; nämlich, den Orden des Adlers; des Ty-

gers und des Löwen; oder vielmehr eines großen von den ersten unterschiedenen Raubthiers, denn Löwen hat Amerika nicht. Die Ritter trugen, je zu welchem von diesen dreien Orden sie gehörten, das Bild des Thiers am Halse oder auf der Kleidung. — Auch stiftete er noch einen andern Orden für die Fürsten und Großen, dessen Zeichen in einem rothen Bande und rothen Schnüren bestand, welche in die Haare geflochten wurden. Je größer die Belohnung der Tapferkeit seyn sollte, desto mehr und desto längere Schnüre hiengen vom Kopfe herab.

In Peru waren die Zeichen der Ritter, goldene Nadeln in den durchstochenen Ohren, nebst einer eigenen Kopfbinde. Beides erhielten sie nur nach den härtesten Proben der Standhaftigkeit in körperlichen Uebungen und Strapatzen.

China, die Birmanen haben so wie die Bewohner des eigentlichen Ostindiens vielfache Arten solcher Auszeichnungen.

Hieher gehört denn auch diejenige, mit welcher uns der berühmte Seefahrer Forrest vor einigen Jahren bekannt gemacht hat. Auf Achim, eigentlich Atschien oder Atschè, einem Königreiche am nördlichsten Theile von Sumatra gelegen, ertheilen die Monarchen einen Orden, der einigen unsrer europäischen Orden ziemlich ähnlich sieht, er heißt der Schwerdtorden. Nicht bloß den Eingebornen, wie bei den meisten Orden, welche hier so eben erwähnt sind, beehrt er damit, sondern auch Aus-

länder, ja sogar Christen, obgleich der König ein Mahomedaner ist.

Forrest, dessen wichtige Verdienste und die Länderkunde der Inseln von Ostindien genauer anzuzeigen, diesmal der Platz mangelt, erhielt ihn; und giebt dabei folgende Nachricht von seiner Audienz bei dem Könige von Atschien und von den Ceremonien, welche hiebei statt fanden.

Der Pallast des Königs, Dallum genannt, liegt gegen 100 Schritt von dem äußersten Ende der Stadt Atschien auf einer Anhöhe, die ihn vor Ueberschwemmungen schützt. Er ist mit einem Graben und einer Mauer umgeben, und wird von hohen Bäumen beschattet.

In einem massivgebaueten Saale dieses Pallastes von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, Ruma bicharro genannt, giebt der König gewöhnlich des Abends Audienz. Am obern Ende, welches mit Teppichen bedeckt war, hieng ein kostbarer Vorhang von Goldstoff, ungefähr 15 Quadratfuß groß, bis gegen 3 Fuß zur Erde herab. Schon an der Thür ward der Cap. Forrest genöthigt, die Schuh auszuziehen, auch fand er, daß die Personen im Saale, (ihrer waren außer der Wache von zweien Soldaten, etwa 20 Orangkaien, ein ehrwürdiger Kalif und andere Vornehme) in bloßen Füßen standen, sie hatten ihre Pantoffeln gleichfalls vor dem Saale gelassen und ein Stuhl oder Sitz war nicht im ganzen Saale.

Nach zwei Minuten wurde der goldene Vorhang aufgezogen. Der König saß hinter dem Vorhange in einer großen erhabenen Nische, welche mit Goldstoff ausgeschlagen war, auf einem Lehnstuhle mit unter sich geschlagenen Beinen, aber ebenfalls barfuß; seine Pantoffeln standen auf dem Boden des Alcovens. Er war prächtig in Silberstoff gekleidet; darunter trug er ein Kleid von weißem Mousselin. Sein Turban war sehr klein, und bestand aus einem einzigen Stücke goldgeblümten Mousselin, um den Kopf mit einem halben Knoten zusammen geschürzt und mit wenigen Juwelen geziert. Er war ein Mann von 25 Jahren; hatte eine freundliche Miene und war für einen Malayen von ziemlich weißen Teint. Neben des Königs Stuhl saßen zwei alte Frauen, dergestalt niedergehuckt, daß der Kopf fast mit den Knieen zusammen stieß. Der Alcoven ward durch zwei große rothgefärbte Wachslichter, den Altarkerzen ähnlich, erleuchtet; in dem Audienzsaale selbst hingegen brannte Oel in einem Kronleuchter.

Forrest hatte gleich anfangs seine Präsente überreichen lassen. Der König hatte zur Zeit seines Vaters eine Reise nach Mecca gemacht, und bei dieser Gelegenheit auch die Insel Frankreich (Isle de France im indischen Meere) besucht. Er hatte sich verschiedene Kenntnisse, besonders in der Kriegskunst und Stückgießerei erworben, sprach auch Französisch, Portugiesisch und Malayisch. Er liebte selbst die europäische Litteratur; so

mußte ihm z. B. Forrest einige Stücke aus Voltai-rens Schriften vorlesen; auch hatte er ihm seine Reisen nach Guinea übergeben und erläutert.

Ohnstreitig veranlaßte ihn dies dem Engländer mit dem ateshienschen Schwerdtorden zu beehren.

Das Ordenszeichen besteht in einer goldenen Kette, an welcher die Figur eines erhaben gearbeiteten geflammten horizontalen Schwerdtes, auf einer ovalen Goldplatte, von der Länge eines Zolles, hängt. Ueber demselben steht auf ähnlichen Ketten der Name des Ritters in Filigram.

Es hatten ihn schon zuvor zwei englische Schiffskapitaine erhalten; unter den Eingebornen sind nur 10 bis 12 solcher Ritter vom goldenen Schwerdte (Orang cayderry Piddang mas).

Als der König dem Kapitain Forrest nach der Audienz den Orden von seinem ersten Minister umhängen ließ, dankte dieser dafür durch eine tiefe Verbeugung; sie ward sogleich von den Hofleuten nebst Aufhebung beider Hände zum Kopfe wiederholt. Am folgenden Tage erhielt der neue Ritter ein Geschenk vom Könige von einem jungen Stiere, zwei Ziegenböcken und eine Menge trefflicher Früchte. Das Gegengeschenk des Engländers bestand aus zwei Stücken geblümten gelben chinesischen Damast; vier Dutzend Bouteillen wohlriechender Essenzen und einigen Kupferstichen.

Verehrung der Todten in einigen Ländern des Südmeeres.

Merkwürdig genug scheint es bei dem ersten Anblick, daß selbst die rohesten Völker, wenn ihnen gleich die Idee von einem Daseyn nach dem Tode entweder gänzlich fremd, oder doch nur sehr dunkel ist, dennoch eine besondere Ehrfurcht gegen die Todten äußerten. Faßt man aber die Sache genauer ins Auge, so findet sich hiezu sehr bald der Schlüssel in der Natur des Menschen selbst.

Personen, die uns durch Verwandtschaft oder durch freundschaftliche Verbindungen nahe angehen, die da Leid und Freuden mit uns theilen, bei denen wir oder sie bei uns Rath oder Trost suchen, durch welche wir auf mannichfaltige Weise unser eigenes Daseyn erleichtern und es uns angenehmer machen, solcher Personen sich auf einmal gänzlich beraubt zu sehen, dies ist unstreitig eins der härtesten Schicksale für ein von der Natur selbst zur Societät bestimmtes Wesen.

Nichts war daher natürlicher, als daß man diesen herben Verlust nicht nur tief betrauert, sondern ihn auch so viel möglich zu mindern suchte. Jene Liebe, Hochachtung und Verehrung konnte nicht sofort verlöschen. Man bemühete sich daher, sie zu verlängern, so weit dies nur in unserer Gewalt steht; man suchte in dem Todten, in seinen Ueberbleibseln selbst Trost. Gesellete sich nun hiezu gar die Idee eines zukünftigen Daseyns, einer Fortdauer

des Geistes, oder eines Wiedererwachens, dann schien jene Verlängerung der Pflichten gegen die Verstorbenen gleichsam Schuldigkeit zu werden. Je näher sie uns im Leben standen, je mehr wir von ihnen abhängig waren, desto stärker suchte man seine Aufmerksamkeit, seine Hochachtung fortzusetzen. Endlich führte die Grille, die erzürnte Gottheit durch das Aufopfern desjenigen zu versöhnen, was dem Menschen am theuersten ist, nämlich durch sein Blut und sein Leben, die Menschenopfer ein; und dieser entsetzliche Gebrauch findet sich leider unter den ältesten Völkern des Erdbodens.

Auf die Weise erklären sich fast alle jene sonderbaren Gebräuche, welche die Wilden der alten und der neuen Welt, so wie die Nicht-Wilden bei dem Tode der ihnen Angehörigen seit Jahrtausenden äußerten und noch äußern.

Vorzüglich zeigte sich die Stärke dieser Aeusserungen bei dem Tode vornehmer Freunde, oder absoluter Herren und Könige. Man wollte nicht nur sie und ihre Thaten verewigen; man wollte zugleich, da man sich die Existenz nach dem Tode auf das materielleste dachte, ihnen ihren Zustand in jener Welt bequem, oder vielmehr ihrem ehemaligen hiesigen so ähnlich als möglich machen.

Dem ersten Gedanken gemäß entstanden die großen Monumente Egyptens, Griechenlands und Italiens, durch den zweiten aber die verabscheuungswürdige Gewohnheit der Menschenopfer am Grabe der Großen.

einer lebenslangen Pension von — 25 Thalern! (15000 Rees); jedoch nur unter der Bedingung, dafür stets bei Hofe zu erscheinen!

Bei dieser dürftigen Unterstützung sank Camoens in die bitterste Armuth. Am Tage zeigte er sich bei Hofe, am Abend sandte er seinen redlichen Sklaven, Johann, der ihm in allen Widerwärtigkeiten treu blieb, auf die Gassen, um für beide den Unterhalt zu erbetteln.

Der Kummer untergrub endlich den sonst unerschütterlichen Mann, und diesen vermehrte der Gram über den Tod seines gegen ihn ungerechten Königs Sebastian, welcher aus Sucht nach Ruhm in einem Treffen gegen die Mauren in Afrika umkam.

Camoens entzog sich nun völlig der Welt. Dauernder Harm und nagende Armuth warfen ihn auf ein schmerzhaftes, langwieriges Krankenlager; hier bereitete er sich durch Reue und Andacht zum Tode und starb im 55sten Jahre. So unbekannt war dieser einzige Mann seiner Zeiten, daß man nicht wußte, ob er im Hospitale oder in einer elenden Hütte unweit eines Klosters sein ruhmvolles Leben endete. In der Klosterkirche ward er indeß begraben; und sechs Jahr nachher (1595) errichteten ihm zwei große Portugiesen jeder ein Monument. Spencern, Butlern und Keplern gleich, bleibt er ein warnendes Beispiel für jeden Mann von Talent

und erhabenen Gefühlen; denn auch von ihm heißt es mit Recht:

Der arme Dichter bat um Brod,
Man gab ihm einen Stein!
Cronegk, nach dem Engl.

Der Orden auf Atschien.

Zwar gab es weder im Lande der Neger, noch in Ostindien Kreuzzüge, und heilige Expeditionen gegen die Ungläubigen und Juden. Dennoch giebt es dort Ritterorden verschiedener Art und verschiedener Klassen. Warum? weil der Mensch überall sich gleich ist, oder wenigstens sehr ähnlich bleibt. Weil er überall eitel ist; überall nach Ehre und nach Auszeichnung strebt. Der Neger trägt, wie ehemals der europäische Zahnbrecher in seiner Marktschreier-Bude auf den Jahrmärkten, den hohen Orden der ausgebrochenen Zähne des erschlagenen Feindes.

In Benin findet sich der Korallenorden; er besteht in einer Schnur von Korallen, die der König den hohen Staatsbeamten umhängt.

Vor Ankunft der Europäer hatte Motezuma für die mexikanischen Tapfern und Großen drei verschiedene Orden gestiftet; nämlich, den Orden des Adlers; des Ty-

gers und des Löwen; oder vielmehr eines großen von den ersten unterschiedenen Raubthiers, denn Löwen hat Amerika nicht. Die Ritter trugen, je zu welchem von diesen dreien Orden sie gehörten, das Bild des Thiers am Halse oder auf der Kleidung. — Auch stiftete er noch einen andern Orden für die Fürsten und Großen, dessen Zeichen in einem rothen Bande und rothen Schnüren bestand, welche in die Haare geflochten wurden. Je größer die Belohnung der Tapferkeit seyn sollte, desto mehr und desto längere Schnüre hiengen vom Kopfe herab.

In Peru waren die Zeichen der Ritter, goldene Nadeln in den durchstochenen Ohren, nebst einer eigenen Kopfbinde. Beides erhielten sie nur nach den härtesten Proben der Standhaftigkeit in körperlichen Uebungen und Strapatzen.

China, die Birmanen haben so wie die Bewohner des eigentlichen Ostindiens vielfache Arten solcher Auszeichnungen.

Hieher gehört denn auch diejenige, mit welcher uns der berühmte Seefahrer Forrest vor einigen Jahren bekannt gemacht hat. Auf Achim, eigentlich Atschien oder Atschè, einem Königreiche am nördlichsten Theile von Sumatra gelegen, ertheilen die Monarchen einen Orden, der einigen unsrer europäischen Orden ziemlich ähnlich sieht, er heißt der Schwerdtorden. Nicht bloß den Eingebornen, wie bei den meisten Orden, welche hier so eben erwähnt sind, beehrt er damit, sondern auch Aus-

länder, ja sogar Christen, obgleich der König ein Mahomedaner ist.

Forrest, dessen wichtige Verdienste und die Länderkunde der Inseln von Ostindien genauer anzuzeigen, diesmal der Platz mangelt, erhielt ihn; und giebt dabei folgende Nachricht von seiner Audienz bei dem Könige von Atschien und von den Ceremonien, welche hiebei statt fanden.

Der Pallast des Königs, Dallum genannt, liegt gegen 100 Schritt von dem äußersten Ende der Stadt Atschien auf einer Anhöhe, die ihn vor Ueberschwemmungen schützt. Er ist mit einem Graben und einer Mauer umgeben, und wird von hohen Bäumen beschattet.

In einem massivgebaueten Saale dieses Pallastes von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, Kuma bicharro genannt, giebt der König gewöhnlich des Abends Audienz. Am obern Ende, welches mit Teppichen bedeckt war, hieng ein kostbarer Vorhang von Goldstoff, ungefähr 15 Quadratfuß groß, bis gegen 3 Fuß zur Erde herab. Schon an der Thür ward der Cap. Forrest genöthigt, die Schuh auszuziehen, auch fand er, daß die Personen im Saale, (ihrer waren außer der Wache von zweien Soldaten, etwa 20 Orangkaien, ein ehrwürdiger Kalif und andere Vornehme) in bloßen Füßen standen, sie hatten ihre Pantoffeln gleichfalls vor dem Saale gelassen und ein Stuhl oder Sitz war nicht im ganzen Saale.

Nach zwei Minuten wurde der goldene Vorhang aufgezogen. Der König saß hinter dem Vorhange in einer großen erhabenen Nische, welche mit Goldstoff ausgeschlagen war, auf einem Lehnstuhle mit unter sich geschlagenen Beinen, aber ebenfalls barfuß; seine Pantoffeln standen auf dem Boden des Alcovens. Er war prächtig in Silberstoff gekleidet; darunter trug er ein Kleid von weißem Mousselin. Sein Turban war sehr klein, und bestand aus einem einzigen Stücke goldgeblümten Mousselin, um den Kopf mit einem halben Knoten zusammen geschürzt und mit wenigen Juwelen geziert. Er war ein Mann von 25 Jahren; hatte eine freundliche Miene und war für einen Malayen von ziemlich weißen Teint. Neben des Königs Stuhl saßen zwei alte Frauen, dergestalt niedergehuckt, daß der Kopf fast mit den Knieen zusammen stieß. Der Alcoven ward durch zwei große rothgefärbte Wachslichter, den Altarkerzen ähnlich, erleuchtet; in dem Audienzsaale selbst hingegen brannte Oel in einem Kronleuchter.

Forrest hatte gleich anfangs seine Präsente überreichen lassen. Der König hatte zur Zeit seines Vaters eine Reise nach Mecca gemacht, und bei dieser Gelegenheit auch die Insel Frankreich (Isle de France im indischen Meere) besucht. Er hatte sich verschiedene Kenntnisse, besonders in der Kriegskunst und Stückgießerei erworben, sprach auch Französisch, Portugiesisch und Malayisch. Er liebte selbst die europäische Litteratur; so

mußte ihm z. B. Forrest einige Stücke aus Volta-ren's Schriften vorlesen; auch hatte er ihm seine Reisen nach Guinea übergeben und erläutert.

Ohnstreitig veranlaßte ihn dies dem Engländer mit dem atschinesischen Schwerdtorden zu beehren.

Das Ordenszeichen besteht in einer goldenen Kette, an welcher die Figur eines erhaben gearbeiteten geflammten horizontalen Schwerdtes, auf einer ovalen Goldplatte, von der Länge eines Zolles, hängt. Ueber demselben steht auf ähnlichen Ketten der Name des Ritters in Filigram.

Es hatten ihn schon zuvor zwei englische Schiffskapitaine erhalten; unter den Eingebornen sind nur 10 bis 12 solcher Ritter vom goldenen Schwerdte (Orang cayo derry Piddang mas).

Als der König dem Kapitain Forrest nach der Audienz den Orden von seinem ersten Minister umhängen ließ, dankte dieser dafür durch eine tiefe Verbeugung; sie ward sogleich von den Hofleuten nebst Aufhebung beider Hände zum Kopfe wiederholt. Am folgenden Tage erhielt der neue Ritter ein Geschenk vom Könige von einem jungen Stiere, zwei Ziegenböcken und eine Menge trefflicher Früchte. Das Gegengeschenk des Engländers bestand aus zwei Stücken geblümten gelben chinesischen Damast; vier Dutzend Bouteillen wohlriechender Essenzen und einigen Kupferstichen.

Verehrung der Todten in einigen Ländern des Südmeeres.

Merkwürdig genug scheint es bei dem ersten Anblick, daß selbst die rohesten Völker, wenn ihnen gleich die Idee von einem Daseyn nach dem Tode entweder gänzlich fremd, oder doch nur sehr dunkel ist, dennoch eine besondere Ehrfurcht gegen die Todten äußerten. Faßt man aber die Sache genauer ins Auge, so findet sich hiezu sehr bald der Schlüssel in der Natur des Menschen selbst.

Personen, die uns durch Verwandtschaft oder durch freundschaftliche Verbindungen nahe angehen, die da Leid und Freuden mit uns theilen, bei denen wir oder sie bei uns Rath oder Trost suchen, durch welche wir auf mannichfaltige Weise unser eigenes Daseyn erleichtern und es uns angenehmer machen, solcher Personen sich auf einmal gänzlich beraubt zu sehen, dies ist unstreitig eins der härtesten Schicksale für ein von der Natur selbst zur Societät bestimmtes Wesen.

Nichts war daher natürlicher, als daß man diesen herben Verlust nicht nur tief betrauert, sondern ihn auch so viel möglich zu mindern suchte. Jene Liebe, Hochachtung und Verehrung konnte nicht sofort verlöschen. Man bemühete sich daher, sie zu verlängern, so weit dies nur in unserer Gewalt steht; man suchte in dem Todten, in seinen Ueberbleibseln selbst Trost. Gesellete sich nun hiezu gar die Idee eines zukünftigen Daseyns, einer Fortdauer

des Geistes, oder eines Wiedererwachens, dann schien jene Verlängerung der Pflichten gegen die Verstorbenen gleichsam Schuldigkeit zu werden. Je näher sie uns im Leben standen, je mehr wir von ihnen abhängig waren, desto stärker suchte man seine Aufmerksamkeit, seine Hochachtung fortzusetzen. Endlich führte die Grille, die erzürnte Gottheit durch das Aufopfern desjenigen zu versöhnen, was dem Menschen am theuersten ist, nämlich durch sein Blut und sein Leben, die Menschenopfer ein; und dieser entsetzliche Gebrauch findet sich leider unter den ältesten Völkern des Erdbodens.

Auf die Weise erklären sich fast alle jene sonderbaren Gebräuche, welche die Wilden der alten und der neuen Welt, so wie die Nicht-Wilden bei dem Tode der ihnen Angehörigen seit Jahrtausenden äußerten und noch äußern.

Vorzüglich zeigte sich die Stärke dieser Aeusserungen bei dem Tode vornehmer Freunde, oder absoluter Herren und Könige. Man wollte nicht nur sie und ihre Thaten verewigen; man wollte zugleich, da man sich die Existenz nach dem Tode auf das materielleste dachte, ihnen ihren Zustand in jener Welt bequem, oder vielmehr ihrem ehemaligen hiesigen so ähnlich als möglich machen.

Dem ersten Gedanken gemäß entstanden die großen Monumente Egyptens, Griechenlands und Italiens, durch den zweiten aber die verabscheuungswürdige Gewohnheit der Menschenopfer am Grabe der Großen.

Selbst die hochkultivirten Römer waren hiervon nicht ausgenommen. Von den neueren Völkern haben wir aber bereits einige Beispiele bei den Negervölkern kennen gelernt *).

Auch in der Afrika gegenüber liegenden neuen Welt herrschte, längst vor Ankunft der Europäer, dieser entsetzliche Gebrauch. Ohne auf die ältern Menschenopfer der Mexikaner oder anderer dortigen Nationen zurück zu gehen, darf man nur die in unser Zeitalter fallenden Berichte des Lafiteau oder des le Page du Pratz (1725) über die Hinrichtungen eines Theils der Dienerschaft, welche bei dem Tode der Caciquen in Louisiana hingerichtet wurden, nachlesen.

Diejenigen Personen, welche dem Oberhaupte der Natches am meisten zugethan waren, ihn stets begleiteten und zunächst bedienten, mithin für seine Favoriten angesehen werden konnten, fanden sich unerläßlich gehalten, ihm nach seinem Tode in die andere Welt zu folgen, um dort gleichfalls ihre Dienste fortzusetzen. Sobald daher der König oder die Königin gestorben war, denn bei den Natches war das andere Geschlecht von der Regierung nicht ausgeschlossen, so ward der Körper nach vielem Reinigen und andern Ceremonien auf den großen Stein gelegt, welcher sich beim Eintritt des Todtenem-

*) S. 86 und 88.

pels befand. Dieser Tempel enthielt nämlich nach ihrer Art einbalsamirte Leichname vieler Oberen; und man unterhielt daneben stets ein Feuer.

Sodann wurden die Lieblinge des Verstorbenen unter vielen Ceremonien zusammen gebracht, und in einen weiten Kreis niederzusetzen genöthiget. Man theilte einem jeden eine Kugel zu, welche aus zerstoßenen Tobaksblättern bestanden; zwang sie, diese zu verschlucken und, zu schnellerer Entwickelung des Tobacks, Wasser darauf zu trinken.

Bald hierauf hub der Todtentanz an. Denen, welche das Oberhaupt in jene Welt begleiten sollten (du Praz sahe deren Sieben), ward ein langer Strick so künstlich, um den Hals geschlagen, daß dessen Knoten durch einen einzigen Zug mit einander zusammen gezogen wurden. An jedem Ende faßten einige starke Männer den Strick, und nun hub der Tanz an. Die tödtliche Pille fing bereits an zu wirken; sie versetzte die Unglücklichen in eine Art von wahnsinniger Fröhlichkeit. Hiermit tanzten sie nach dem Todtenliede und gaben durch ihre Bewegungen genau den Takt an. Auf ein gegebenes Zeichen zogen jene Henker den Strick scharf an und schickten auf die Weise die Favoriten ihrem Herrn nach.

So sahen sich also die wahnsinnigsten und grausamen Gebräuche von Afrika und Amerika im Grunde einander sehr ähnlich; und mancher Geschichtforscher mag sich nicht wenig auf diese Analogie zu gute thun, um daraus

gers und des Löwen; oder vielmehr eines großen von den ersten unterschiedenen Raubthiers, denn Löwen hat Amerika nicht. Die Ritter trugen, je zu welchem von diesen dreien Orden sie gehörten, das Bild des Thiers am Halse oder auf der Kleidung. — Auch stiftete er noch einen andern Orden für die Fürsten und Großen, dessen Zeichen in einem rothen Bande und rothen Schnüren bestand, welche in die Haare geflochten wurden. Je größer die Belohnung der Tapferkeit seyn sollte, desto mehr und desto längere Schnüre hiengen vom Kopfe herab.

In Peru waren die Zeichen der Ritter, goldene Nadeln in den durchstochenen Ohren, nebst einer eigenen Kopfbinde. Beides erhielten sie nur nach den härtesten Proben der Standhaftigkeit in körperlichen Uebungen und Strapatzen.

China, die Birmanen haben so wie die Bewohner des eigentlichen Ostindiens vielfache Arten solcher Auszeichnungen.

Hieher gehört denn auch diejenige, mit welcher uns der berühmte Seefahrer Forrest vor einigen Jahren bekannt gemacht hat. Auf Achim, eigentlich Atschien oder Atschè, einem Königreiche am nördlichsten Theile von Sumatra gelegen, ertheilen die Monarchen einen Orden, der einigen unsrer europäischen Orden ziemlich ähnlich sieht, er heißt der Schwerdtorden. Nicht bloß den Eingebornen, wie bei den meisten Orden, welche hier so eben erwähnt sind, beehrt er damit, sondern auch Aus-

länder, ja sogar Christen, obgleich der König ein Mahomedaner ist.

Forrest, dessen wichtige Verdienste und die Länderkunde der Inseln von Ostindien genauer anzuzeigen, diesmal der Platz mangelt, erhielt ihn; und giebt dabei folgende Nachricht von seiner Audienz bei dem Könige von Atschien und von den Ceremonien, welche hiebei statt fanden.

Der Pallast des Königs, Dallum genannt, liegt gegen 100 Schritt von dem äußersten Ende der Stadt Atschien auf einer Anhöhe, die ihn vor Ueberschwemmungen schützt. Er ist mit einem Graben und einer Mauer umgeben, und wird von hohen Bäumen beschattet.

In einem massivgebaueten Saale dieses Pallastes von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, Ruma bicharro genannt, giebt der König gewöhnlich des Abends Audienz. Am obern Ende, welches mit Teppichen bedeckt war, hieng ein kostbarer Vorhang von Goldstoff, ungefähr 15 Quadratfuß groß, bis gegen 3 Fuß zur Erde herab. Schon an der Thür ward der Cap. Forrest genöthigt, die Schuh auszuziehen, auch fand er, daß die Personen im Saale, (ihrer waren außer der Wache von zweien Soldaten, etwa 20 Orangkaien, ein ehrwürdiger Kalif und andere Vornehme) in bloßen Füßen standen, sie hatten ihre Pantoffeln gleichfalls vor dem Saale gelassen und ein Stuhl oder Sitz war nicht im ganzen Saale.

Nach zwei Minuten wurde der goldene Vorhang aufgezogen. Der König saß hinter dem Vorhange in einer großen erhabenen Nische, welche mit Goldstoff ausgeschlagen war, auf einem Lehnstuhle mit unter sich geschlagenen Beinen, aber ebenfalls barfuß; seine Pantoffeln standen auf dem Boden des Alcovens. Er war prächtig in Silberstoff gekleidet; darunter trug er ein Kleid von weißem Mousselin. Sein Turban war sehr klein, und bestand aus einem einzigen Stücke goldgeblümten Mousselin, um den Kopf mit einem halben Knoten zusammen geschlirzt und mit wenigen Juwelen geziert. Er war ein Mann von 25 Jahren; hatte eine freundliche Miene und war für einen Malayen von ziemlich weißen Teint. Neben des Königs Stuhl saßen zwei alte Frauen, dergestalt niedergehuckt, daß der Kopf fast mit den Knieen zusammen stieß. Der Alcoven ward durch zwei große rothgefärbte Wachslichter, den Altarkerzen ähnlich, erleuchtet; in dem Audienzsaale selbst hingegen brannte Oel in einem Kronleuchter.

Forrest hatte gleich anfangs seine Präsente überreichen lassen. Der König hatte zur Zeit seines Vaters eine Reise nach Mecca gemacht, und bei dieser Gelegenheit auch die Insel Frankreich (Isle de France im indischen Meere) besucht. Er hatte sich verschiedene Kenntnisse, besonders in der Kriegskunst und Stückgießerei erworben, sprach auch Französisch, Portugiesisch und Malayisch. Er liebte selbst die europäische Litteratur; so

mußte ihm z. B. Forrest einige Stücke aus Voltaires Schriften vorlesen; auch hatte er ihm seine Reisen nach Guinea übergeben und erläutert.

Ohnstreitig veranlaßte ihn dies dem Engländer mit dem atschinschen Schwerdtorden zu beehren.

Das Ordenszeichen besteht in einer goldenen Kette, an welcher die Figur eines erhaben gearbeiteten geflammten horizontalen Schwerdtes, auf einer ovalen Goldplatte, von der Länge eines Zolles, hängt. Ueber demselben steht auf ähnlichen Ketten der Name des Ritters in Filigram.

Es hatten ihn schon zuvor zwei englische Schiffskapitaine erhalten; unter den Eingebornen sind nur 10 bis 12 solcher Ritter vom goldenen Schwerdte (Orang cayo derry Piddang mas).

Als der König dem Kapitain Forrest nach der Audienz den Orden von seinem ersten Minister umhängen ließ, dankte dieser dafür durch eine tiefe Verbeugung; sie ward sogleich von den Hofleuten nebst Aufhebung beider Hände zum Kopfe wiederholt. Am folgenden Tage erhielt der neue Ritter ein Geschenk vom Könige von einem jungen Stiere, zwei Ziegenböcken und eine Menge trefflicher Früchte. Das Gegengeschenk des Engländers bestand aus zwei Stücken geblümten gelben chinesischen Damast; vier Dutzend Bouteillen wohlriechender Essenzen und einigen Kupferstichen.

Selbst die hochkultivirten Römer waren hiervon nicht ausgenommen. Von den neueren Völkern haben wir aber bereits einige Beispiele bei den Negervölkern kennen gelernt *).

Auch in der Afrika gegenüber liegenden neuen Welt herrschte, längst vor Ankunft der Europäer, dieser entsetzliche Gebrauch. Ohne auf die ältern Menschenopfer der Mexikaner oder anderer dortigen Nationen zurück zu gehen, darf man nur die in unser Zeitalter fallenden Berichte des Lafiteau oder des le Page du Pratz (1725) über die Hinrichtungen eines Theils der Dienerschaft, welche bei dem Tode der Caciquen in Louisiana hingerichtet wurden, nachlesen.

Diejenigen Personen, welche dem Oberhaupte der Natches am meisten zugethan waren, ihn stets begleiteten und zunächst bedienten, mithin für seine Favoriten angesehen werden konnten, fanden sich unerläßlich gehalten, ihm nach seinem Tode in die andere Welt zu folgen, um dort gleichfalls ihre Dienste fortzusetzen. Sobald daher der König oder die Königin gestorben war, denn bei den Natches war das andere Geschlecht von der Regierung nicht ausgeschlossen, so ward der Körper nach vielem Reinigen und andern Ceremonien auf den großen Stein gelegt, welcher sich beim Eintritt des Todtentem-

*) S. 86 und 88.

pels befand. Dieser Tempel enthielt nämlich nach ihrer Art einbalsamirte Leichname vieler Oberen; und man unterhielt daneben stets ein Feuer.

Sodann wurden die Lieblinge des Verstorbenen unter vielen Ceremonien zusammen gebracht, und in einen weiten Kreis niederzusetzen genöthiget. Man theilte einem jeden eine Kugel zu, welche aus zerstoßenen Tobacksblättern bestanden; zwang sie, diese zu verschlucken und, zu schnellerer Entwickelung des Tobacks, Wasser darauf zu trinken.

Bald hierauf hub der Todtentanz an. Denen, welche das Oberhaupt in jene Welt begleiten sollten (du Praß sahe deren Sieben), ward ein langer Strick so künstlich, um den Hals geschlagen, daß dessen Knoten durch einen einzigen Zug mit einander zusammen gezogen wurden. An jedem Ende faßten einige starke Männer den Strick, und nun hub der Tanz an. Die tödtliche Pille fing bereits an zu wirken; sie versetzte die Unglücklichen in eine Art von wahnsinniger Fröhlichkeit. Hiermit tanzten sie nach dem Todtenliede und gaben durch ihre Bewegungen genau den Takt an. Auf ein gegebenes Zeichen zogen jene Henker den Strick scharf an und schickten auf die Weise die Favoriten ihrem Herrn nach.

So sahen sich also die wahnsinnigsten und grausamen Gebräuche von Afrika und Amerika im Grunde einander sehr ähnlich; und mancher Geschichtforscher mag sich nicht wenig auf diese Analogie zu gute thun, um daraus

sein System der Verwandtschaften der Nationen zu beweisen. Der Uebergang von Afrika nach der neuen Welt fällt auch wohl mehreren dieser großen Erklärer nicht sehr schwer, vornehmlich wenn sie in den ältesten Zeiten die Azoren und Bermuden als die Bruchstücke eines grossen Continents ansehen, welches, vielleicht wie die Atlantis der Alten, beide Welten mit einander vereinigte, oder doch einander sehr nahe brachte.

Aber auf den Inseln des großen Südmeers, in einer Distanz von mehr denn acht bis neun hundert Meilen von Amerika, und also sehr viel weiter von Afrika ähnliche Gebräuche zu finden, dies wird jenen gelehrten Sprach- und Völkerforschern freilich etwas schwerer scheinen. Indes bedarf es dieser Mühe wahrlich nicht, sobald man erwägt, daß der Mensch sich überall ähnlich bleibt, und daß daher ähnlich gebauete Denkmaschinen gar leicht ähnliche Weisheit, so wie ähnliche Thorheit zuwege bringen konnten. Ueberlegt man ferner, daß es das Schicksal der Menschen so will, in der großen Lotterie von weisen und unklugen Handlungen sicher für erstere 100 Nieten gegen einen Treffer zu ziehen, so hört hiemit alle Verwunderung über die Aehnlichkeit des menschlichen Wahnsinnes in Ländern, die 1000 und mehr Meilen auseinander gelegen sind, völlig auf, und man schenkt jenen großen Forschern der Sprachen, Sitten, und dadurch der Abstammung der Völker, z. B. einem Bryd one, Court de Gebelin und andern, gern einen Theil ihres großen Aufwandes der tiefsten Erudition.

Mehr befremdend scheint es indeß, daß jene tolle Grausamkeit der Menschenopfer sich bei Nationen von dem sanftesten, ja kindischgutartigen Charakter findet.

Bei der zweiten Reise, welche Cook nach den Inseln des Südmeers unternahm, schien es ungewisser zu werden, ob die sonst gutmüthigen Bewohner von Otaheite und den freundschaftlichen Inseln, wirklich dieser kalten Grausamkeit fähig wären; allein die dritte Reise um die Welt und jetzt noch bestimmter die Reise der Missionären ins Südmeer unter Cap. Wilson, setzen die Sache außer allem Zweifel.

Hiebei ist es aber merkwürdig, daß man auf den freundschaftlichen Inseln nicht etwa bloß Menschen opfert, um, wie in jenen beiden Welttheilen, den Verstorbenen zu begleiten; man opfert sie sogar vor dem Tode des kranken Oberhaupts, damit dieses dadurch, wo möglich, wieder hergestellt werde. Dieser Gebrauch ist wahrscheinlich auf jener Idee gegründet, die Götter, welche ihren Zorn durch die Krankheit des Oberhaupts äußern, vermittelst eines Menschenopfers zu besänftigen.

Auch werden hiezu wohl eben aus diesem Grunde selbst Vornehme, die nächsten Anverwandten des Kranken geopfert.

Die Missionaire erlebten folgendes auf der Insel Tongatabu. Das größte Oberhaupt dieser Insel Tibo Moomooe, ein Mann von hohen Jahren, lag tödtlich krank. Man hatte alle Mittel vergeblich angewandt, seine Krank-

Nach zwei Minuten wurde der goldene Vorhang aufgezogen. Der König saß hinter dem Vorhange in einer großen erhabenen Nische, welche mit Goldstoff ausgeschlagen war, auf einem Lehnstuhle mit unter sich geschlagenen Beinen, aber ebenfalls barfuß; seine Pantoffeln standen auf dem Boden des Alcovens. Er war prächtig in Silberstoff gekleidet; darunter trug er ein Kleid von weißem Mousselin. Sein Turban war sehr klein, und bestand aus einem einzigen Stücke goldgeblümten Mousselin, um den Kopf mit einem halben Knoten zusammen geschürzt und mit wenigen Juwelen geziert. Er war ein Mann von 25 Jahren; hätte eine freundliche Miene und war für einen Malayen von ziemlich weißen Teint. Neben des Königs Stuhl saßen zwei alte Frauen, dergestalt niedergehuckt, daß der Kopf fast mit den Knieen zusammen stieß. Der Alcoven ward durch zwei große rothgefärbte Wachslichter, den Altarkerzen ähnlich, erleuchtet; in dem Audienzsaale selbst hingegen brannte Oel in einem Kronleuchter.

Forrest hatte gleich anfangs seine Präsente überreichen lassen. Der König hatte zur Zeit seines Vaters eine Reise nach Mecca gemacht, und bei dieser Gelegenheit auch die Insel Frankreich (Isle de France im indischen Meere) besucht. Er hatte sich verschiedene Kenntnisse, besonders in der Kriegskunst und Stückgießerei erworben, sprach auch Französisch, Portugiesisch und Malayisch. Er liebte selbst die europäische Litteratur; so

mußte ihm z. B. Forrest einige Stücke aus Voltaires Schriften vorlesen; auch hatte er ihm seine Reisen nach Guinea übergeben und erläutert.

Ohnstreitig veranlaßte ihn dies dem Engländer mit dem atschinesischen Schwerdtorden zu beehren.

Das Ordenszeichen besteht in einer goldenen Kette, an welcher die Figur eines erhaben gearbeiteten geflammten horizontalen Schwerdtes, auf einer ovalen Goldplatte, von der Länge eines Zolles, hängt. Ueber demselben steht auf ähnlichen Ketten der Name des Ritters in Filigram.

Es hatten ihn schon zuvor zwei englische Schiffskapitaine erhalten; unter den Eingebornen sind nur 10 bis 12 solcher Ritter vom goldenen Schwerdte (Orang cayo derry Piddang mas).

Als der König dem Kapitain Forrest nach der Audienz den Orden von seinem ersten Minister umhängen ließ, dankte dieser dafür durch eine tiefe Verbeugung; sie ward sogleich von den Hofleuten nebst Aufhebung beider Hände zum Kopfe wiederholt. Am folgenden Tage erhielt der neue Ritter ein Geschenk vom Könige von einem jungen Stiere, zwei Ziegenböcken und eine Menge trefflicher Früchte. Das Gegengeschenk des Engländers bestand aus zwei Stücken geblümten gelben chinesischen Damast; vier Dutzend Bouteillen wohlriechender Essenzen und einigen Kupferstichen.

Verehrung der Todten in einigen Ländern des Südmeeres.

Merkwürdig genug scheint es bei dem ersten Anblick, daß selbst die rohesten Völker, wenn ihnen gleich die Idee von einem Daseyn nach dem Tode entweder gänzlich fremd, oder doch nur sehr dunkel ist, dennoch eine besondere Ehrfurcht gegen die Todten äußerten. Faßt man aber die Sache genauer ins Auge, so findet sich hiezu sehr bald der Schlüssel in der Natur des Menschen selbst.

Personen, die uns durch Verwandtschaft oder durch freundschaftliche Verbindungen nahe angehen, die da Leid und Freuden mit uns theilen, bei denen wir oder sie bei uns Rath oder Trost suchen, durch welche wir auf mannichfaltige Weise unser eigenes Daseyn erleichtern und es uns angenehmer machen, solcher Personen sich auf einmal gänzlich beraubt zu sehen, dies ist unstreitig eins der härtesten Schicksale für ein von der Natur selbst zur Societät bestimmtes Wesen.

Nichts war daher natürlicher, als daß man diesen herben Verlust nicht nur tief betrauert, sondern ihn auch so viel möglich zu mindern suchte. Jene Liebe, Hochachtung und Verehrung konnte nicht sofort verlöschen. Man bemühete sich daher, sie zu verlängern, so weit dies nur in unserer Gewalt steht; man suchte in dem Todten, in seinen Ueberbleibsein selbst Trost. Gesellete sich nun hiezu gar die Idee eines zukünftigen Daseyns, einer Fortdauer

des Geistes, oder eines Wiedererwachens, dann schien jene Verlängerung der Pflichten gegen die Verstorbenen gleichsam Schuldigkeit zu werden. Je näher sie uns im Leben standen, je mehr wir von ihnen abhängig waren, desto stärker suchte man seine Aufmerksamkeit, seine Hochachtung fortzusetzen. Endlich führte die Grille, die erzürnte Gottheit durch das Aufopfern desjenigen zu versöhnen, was dem Menschen am theuersten ist, nämlich durch sein Blut und sein Leben, die Menschenopfer ein; und dieser entsetzliche Gebrauch findet sich leider unter den ältesten Völkern des Erdbodens.

Auf die Weise erklären sich fast alle jene sonderbaren Gebräuche, welche die Wilden der alten und der neuen Welt, so wie die Nicht-Wilden, bei dem Tode der ihnen Angehörigen seit Jahrtausenden äußerten und noch äußern.

Vorzüglich zeigte sich die Stärke dieser Aeusserungen bei dem Tode vornehmer Freunde, oder absoluter Herren und Könige. Man wollte nicht nur sie und ihre Thaten verewigen; man wollte zugleich, da man sich die Existenz nach dem Tode auf das materielleste dachte, ihnen ihren Zustand in jener Welt bequem, oder vielmehr ihrem ehemaligen hiesigen so ähnlich als möglich machen.

Dem ersten Gedanken gemäß entstanden die großen Monumente Egyptens, Griechenlands und Italiens, durch den zweiten aber die verabscheuungswürdige Gewohnheit der Menschenopfer am Grabe der Großen.

Selbst die hochkultivirten Römer waren hievon nicht ausgenommen. Von den neueren Völkern haben wir aber bereits einige Beispiele bei den Negervölkern kennen gelernt *).

Auch in der Afrika gegenüber liegenden neuen Welt herrschte, längst vor Ankunft der Europäer, dieser entsetzliche Gebrauch. Ohne auf die ältern Menschenopfer der Mexikaner oder anderer dortigen Nationen zurück zu gehen, darf man nur die in unser Zeitalter fallenden Berichte des Lafiteau oder des le Page du Pratz (1725) über die Hinrichtungen eines Theils der Dienerschaft, welche bei dem Tode der Caciquen in Louisiana hingerichtet wurden, nachlesen.

Diejenigen Personen, welche dem Oberhaupte der Natches am meisten zugethan waren, ihn stets begleiteten und zunächst bedienten, mithin für seine Favoriten angesehen werden konnten, fanden sich unerläßlich gehalten, ihm nach seinem Tode in die andere Welt zu folgen, um dort gleichfalls ihre Dienste fortzusetzen. Sobald daher der König oder die Königin gestorben war, denn bei den Natches war das andere Geschlecht von der Regierung nicht ausgeschlossen, so ward der Körper nach vielem Reinigen und andern Ceremonien auf den großen Stein gelegt, welcher sich beim Eintritt des Todtentem-

*) S. 86 und 88.

pels befand. Dieser Tempel enthielt nämlich nach ihrer Art einbalsamirte Leichname vieler Oberen; und man unterhielt daneben stets ein Feuer.

Sodann wurden die Lieblinge des Verstorbenen unter vielen Ceremonien zusammen gebracht, und in einen weiten Kreis niederzusetzen genöthiget. Man theilte einem jeden eine Kugel zu, welche aus zerstoßenen Tobaksblättern bestanden; zwang sie, diese zu verschlucken und, zu schnellerer Entwickelung des Tobacks, Wasser darauf zu trinken.

Bald hierauf hub der Todtentanz an. Denen, welche das Oberhaupt in jene Welt begleiten sollten (du Prat sahe deren Sieben), ward ein langer Strick so künstlich, um den Hals geschlagen, daß dessen Knoten durch einen einzigen Zug mit einander zusammen gezogen wurden. An jedem Ende faßten einige starke Männer den Strick, und nun hub der Tanz an. Die tödtliche Pille fing bereits an zu wirken; sie versetzte die Unglücklichen in eine Art von wahnsinniger Fröhlichkeit. Hiermit tanzten sie nach dem Todtenliede und gaben durch ihre Bewegungen genau den Takt an. Auf ein gegebenes Zeichen zogen jene Henker den Strick scharf an und schickten auf die Weise die Favoriten ihrem Herrn nach.

So sahen sich also die wahnsinnigsten und grausamen Gebräuche von Afrika und Amerika im Grunde einander sehr ähnlich; und mancher Geschichtforscher mag sich nicht wenig auf diese Analogie zu gute thun, um daraus

sein System der Verwandtschaften der Nationen zu beweisen. Der Uebergang von Afrika nach der neuen Welt fällt auch wohl mehreren dieser großen Erklärer nicht sehr schwer, vornehmlich wenn sie in den ältesten Zeiten die Azoren und Bermuden als die Bruchstücke eines großen Continents ansehen, welches, vielleicht wie die Atlantis der Alten, beide Welten mit einander vereinigte, oder doch einander sehr nahe brachte.

Aber auf den Inseln des großen Südmeers, in einer Distanz von mehr denn acht bis neun hundert Meilen von Amerika, und also sehr viel weiter von Afrika ähnliche Gebräuche zu finden, dies wird jenen gelehrten Sprach- und Völkerforschern freilich etwas schwerer scheinen. Indeß bedarf es dieser Mühe wahrlich nicht, sobald man erwägt, daß der Mensch sich überall ähnlich bleibt, und daß daher ähnlich gebauete Denkmaschinen gar leicht ähnliche Weisheit, so wie ähnliche Thorheit zuwege bringen konnten. Ueberlegt man ferner, daß es das Schicksal der Menschen so will, in der großen Lotterie von weisen und unklugen Handlungen sicher für erstere 100 Nieten gegen einen Treffer zu ziehen, so hört hiemit alle Verwunderung über die Aehnlichkeit des menschlichen Wahnsinnes in Ländern, die 1000 und mehr Meilen auseinander gelegen sind, völlig auf, und man schenkt jenen großen Forschern der Sprachen, Sitten, und dadurch der Abstammung der Völker, z. B. einem Bryd one, Court de Gebelin und andern, gern einen Theil ihres großen Aufwandes der tiefsten Erudition.

Mehr befremdend scheint es indeß, daß jene tolle Grausamkeit der Menschenopfer sich bei Nationen von dem sanftesten, ja kindischgutartigen Charakter findet.

Bei der zweiten Reise, welche Cook nach den Inseln des Südmeers unternahm, schien es ungewisser zu werden, ob die sonst gutmüthigen Bewohner von Otaheite und den freundschaftlichen Inseln, wirklich dieser kalten Grausamkeit fähig wären; allein die dritte Reise um die Welt und jetzt noch bestimmter die Reise der Missionären ins Südmeer unter Cap. Wilson, setzen die Sache außer allem Zweifel.

Hiebei ist es aber merkwürdig, daß man auf den freundschaftlichen Inseln nicht etwa bloß Menschen opfert, um, wie in jenen beiden Welttheilen, den Verstorbenen zu begleiten; man opfert sie sogar vor dem Tode des kranken Oberhaupts, damit dieses dadurch, wo möglich, wieder hergestellt werde. Dieser Gebrauch ist wahrscheinlich auf jener Idee gegründet, die Götter, welche ihren Zorn durch die Krankheit des Oberhaupts äußern, vermittelst eines Menschenopfers zu besänftigen.

Auch werden hiezu wohl eben aus diesem Grunde selbst Vornehme, die nächsten Anverwandten des Kranken geopfert.

Die Missionaire erlebten folgendes auf der Insel Tongatabu. Das größte Oberhaupt dieser Insel Tibo Moomooe, ein Mann von hohen Jahren, lag tödtlich krank. Man hatte alle Mittel vergeblich angewandt, seine Krank-

heit zu heben. Togahowe, dessen ältester Sohn, dies einen jüngeren Sohn, also seinen leiblichen Bruder, erwürgen, damit der Vater wieder hergestellt würde. Der Leichnam ward begraben, und nun gieng der ältere Bruder, obgleich die Ursache des Mordes, zu dem Grabe des unglücklichen Bruders, huckte aufs Grab nieder, blieb in dieser Stellung lange darauf sitzen, und verließ es im tiefsten Nachdenken. Der Kranke genaß indeß nicht, und nun lockte Togahowe einen zweiten Bruder, Coleballo, welcher in einiger Entfernung von dem väterlichen Sitze wohnte, zu sich. Er gab nämlich vor, der kranke Vater verlange, er solle sich den kleinen Finger abschneiden, um hiedurch zu seiner Wiederherstellung den Zorn des Gottes Odua zu besänftigen. Coleballo kam und besuchte den sterbenden Vater. Sogleich suchte man sich seiner gewaltsam zu bemächtigen, er schlug aber seine Gegner tapfer zurück, mit der Erklärung: er wolle sich gutwillig in den Willen des Vaters fügen. Allein drei stärkere Männer bemächtigten sich seiner, und diese, mit Beihülfe seiner eigenen Schwester, tödteten ihn! So überzeugt sind also diese Menschen von der Wirksamkeit eines Menschenopfers, daß dadurch selbst die Liebe des Bruders und der Schwester erstickt wird!

Indeß starb dennoch der alte König; und hierauf huben die großen Feierlichkeiten zu seiner Beerdigung an. Zuerst ward die Leiche nur zu dem Flatooka, dem großen Begräbnißmonumente der alten königlichen Familie gebracht, um vorerst dort beigesetzt zu werden.

Das zahlreiche Volk erschien im Traueranzuge. Anstatt in Zeugen von Baumrinde gekleidet zu seyn, waren sie mit in Matten eingeschlagen, und trugen dabei Zweige vom Kastanienbaum (Inocarpus edulis) um den Hals. Mit scharfen Haiemähnen hatten sie sich daneben das Gesicht zerfetzt; das Blut strömte auf die Backen hinab.

Die Leiche selbst ward auf einer Todtenbahre von Baumzweigen getragen. Dem Körper folgte zunächst eine Menge Volks in erwähnter Trauer; sodann ein grosses (weibliches) Oberhaupt, eine sehr korpulente Frau, Fefene Duatonga, von vier starken Männern auf Bambusröhren getragen. Neben ihr gieng das große Oberhaupt Furta faike. Mit ihm kamen zwei Frauen des verstorbenen Königs. Beide waren bestimmt geopfert (getödtet) zu werden. Die eine weinte, die andere schien dagegen dem ihr bevorstehenden Schicksale mit großer Gleichgültigkeit entgegen zu sehen.

Neben dem Fiatuka (dem heiligen Begräbniß-Monumente) war für den Leichnam ein eigenes, mit schwarzem Tuche behangenes, Haus errichtet; hierin setzte man den Körper bis zur feierlichen Beerdigung.

Das Fiatooka (Forster schreibt Affayetooka) liegt auf einem Platze, der etwa vier Morgen groß ist. Ein Hügel von 120 Ellen (Yards) im Umfange erhebt sich etwa 7 Fuß hoch. Auf seiner Spitze steht ein hübsch gebauetes Haus, 30 Fuß lang und 15 weit. Nur das Dach ist gedeckt, die Seiten sind offen. In der Mitte

dieſes Hauſes befindet ſich das Grab ſelbſt; ſowohl ſein Boden als die Seitenwände beſtehen aus Korallenſteinen, (Stücken von Korallfelſen) und hinten iſt gleichfalls der Deckel. Hinter ſind ſchöne Bäume gepflanzt, z. B. der Kastenbaum, Toä (Casuarina equiseti fólia); der Pandang, e Hwara (Pandanus odoratissimus); der Etih, ein ſchön gefärbter Drachenbaum (Dracaena terminalis) und andere.

Schon bei dieſer Beiſetzung der Leiche ward ein Todtenmal gegeben. Vierhundert Perſonen beiderlei Geſchlechts ſaßen außerhalb des Fiatuka. Der größte Theil der Männer brauete Kawa; (oder Yawa oder Ava) ein berauſchendes Getränk, aus den Wurzeln des Taumelpfeffers (Piper methysticum). Fünf große gebratene Schweine, 20 Körbe voll Yams, und 100 Stücke Mahie (ein durch Bananen geſäuerter Teig der Brodfrucht) wurden durch einen eigenen Ceremonienmeiſter vertheilt. Jeder, welcher Kawa bekam, ward hiezu beſonders bei ſeinem Namen aufgerufen. Eine Menge Menſchen zerſchlugen ſich bei dieſem Mahle auf eine fürchterliche Art das Geſicht; nur ſieben Perſonen waren tabued, geheiligt; dieſe waren allein von der traurigen Nothwendigkeit, ſich zu zerfetzen, befreiet. So endigte ſich dieſe Vorbereitungsceremonie.

Den dritten Tag darauf gieng die Beerdigung ſelbſt vor ſich. Gegen vier Tauſend Menſchen ſaßen um das heilige Monument (Fiatuka). Es ward auf großen Ma-

scheln (Kinkhörnern) geblasen, und gleich darauf traten etwa hundert Mannspersonen, mit Keulen und Speeren bewafnet, auf den Schauplatz. Sie zerschnitten und mishandelten sich auf die entsetzlichste Art, schlugen ihre Köpfe mit den Keulen so heftig, daß man die Schläge auf 30 bis 40 Schritt vernehmen konnte; das Blut rann stromweise vom Kopfe herab. Andere stießen sich die Speere durch die Schenkel oder durch den dicken Arm, und riefen dabei laut dem Verstorbenen zu. Ein Einwohner der Fidge Inseln (Prinz Wilhelms Inseln, nordwestlich von den freundschaftlichen gelegen), welcher sich die Haare mit Oel überstrichen hatte, lief wie ein Rasender mit einem Feuerbrande in der Hand herbei, und zündete sein eigenes Haar an.

Dieses scheußliche Schauspiel ward nicht nur gleich darauf von einer zweiten Abtheilung von Männern, sondern sodann von einer großen Menge aus beiden Geschlechtern wiederholt. Nachmittags hörte man aus der Ferne laute Töne des tiefsten Schmerzens. Sie rührten von 140 Personen weiblichen Geschlechts her. Jede trug einen Korb mit Sand, und ihnen folgten 80 Mannspersonen, jeder mit zwei ähnlichen Körben. Während ihres Zuges sangen sie die Worte: „Dies ist der Segen des Verstorbenen;" den Weibern antworteten die Männer. Eine andere Parthei Frauen brachte eine große Menge Tuch, (von Baumrinde) und beantwortete gleichfalls die Männer. Auf die Weise giengen drei Partheien

zu dem Grabe und bedeckten den Theil des Hügels, zwischen dem Platze, wo der Körper lag, und dem Grabe, mit schönen Matten und Tuch. Hierauf bliesen sieben Männer auf Muscheln, da andere zugleich den traurigsten Todtengesang anstimmten. Nun ward die Leiche auf einem großen Ballen schwarzen Tuchs zu Grabe getragen, und damit bedeckt; 19 Weiber brachten jede in einem Beutel ihre beste Haabe, und legten es als ein Geschenk für den Verstorbenen ins Grab. Auch sandte Tugahoe 35 Ballen Tuch zu ähnlichem Behuf. Unterdessen zerfetzte sich das Volk das Gesicht und die äußern Glieder auf das grausamste. Sechszehn hatten sich den kleinen Finger abgeschnitten.

Die Anverwandten des Verstorbenen behandelten sich am ärgsten; einige hatten drei bis vier Speere in ihrem Arm stecken; tanzten hiemit wie Unsinnige, und brachen sie sogar im Fleische ab. Endlich ward das Grab mit einem gehauenen Steine, acht Fuß lang, vier Fuß breit und einen Fuß dick, verschlossen. Dieser große Stein hieng an zwei starken Stricken, die da um dicke Pfähle liefen, in der Luft; 200 Menschen hielten ihn; und während daß sie ihn langsam auf das Grab hinab ließen, sangen Weiber und Kinder die Worte: „Mein Vater, mein Vater, der beste aller Oberhäupter!"

Diese Trauerceremonien wurden noch viele Tage lang mit Tanz, Musik und Klagegesängen fortgesetzt. Hätten die Missionaire sich nicht zu oft aus Abscheu vor den grausamen Scenen entfernt, dann würden sie auch die

Hinrichtung der zu opfernden Personen selbst erlebt haben, allein dies vermogten sie nicht über sich.

Cook hat indeß den zur Versöhnung der Götter Geopferten selbst gesehen, und Webber lieferte von diesem Auftritte eine schöne Zeichnung.

Der König Otu hatte, wie er selbst den Engländern anzeigen ließ, einen Mann getödtet, damit er durch dieses Opfer Gott (Eatua) geneigter machen möchte, ihm bei dem Kriege gegen die Bewohner der Insel Eimeo Beistand zu leisten. Aus den am Kopfe sichtbaren Quetschungen ergab es sich, daß das Opfer todt geschlagen sey.

Unter den vielen ermüdenden Ceremonien dieser religiösen Feierlichkeit war besonders diejenige merkwürdig, nach welcher man dem Erschlagenen zu mehreren Malen einige Hauptbaare abschnitt, auch ihm das eine Auge ausriß, um beides sodann dem Könige Otu in ein Blatt gewickelt, darzubringen.

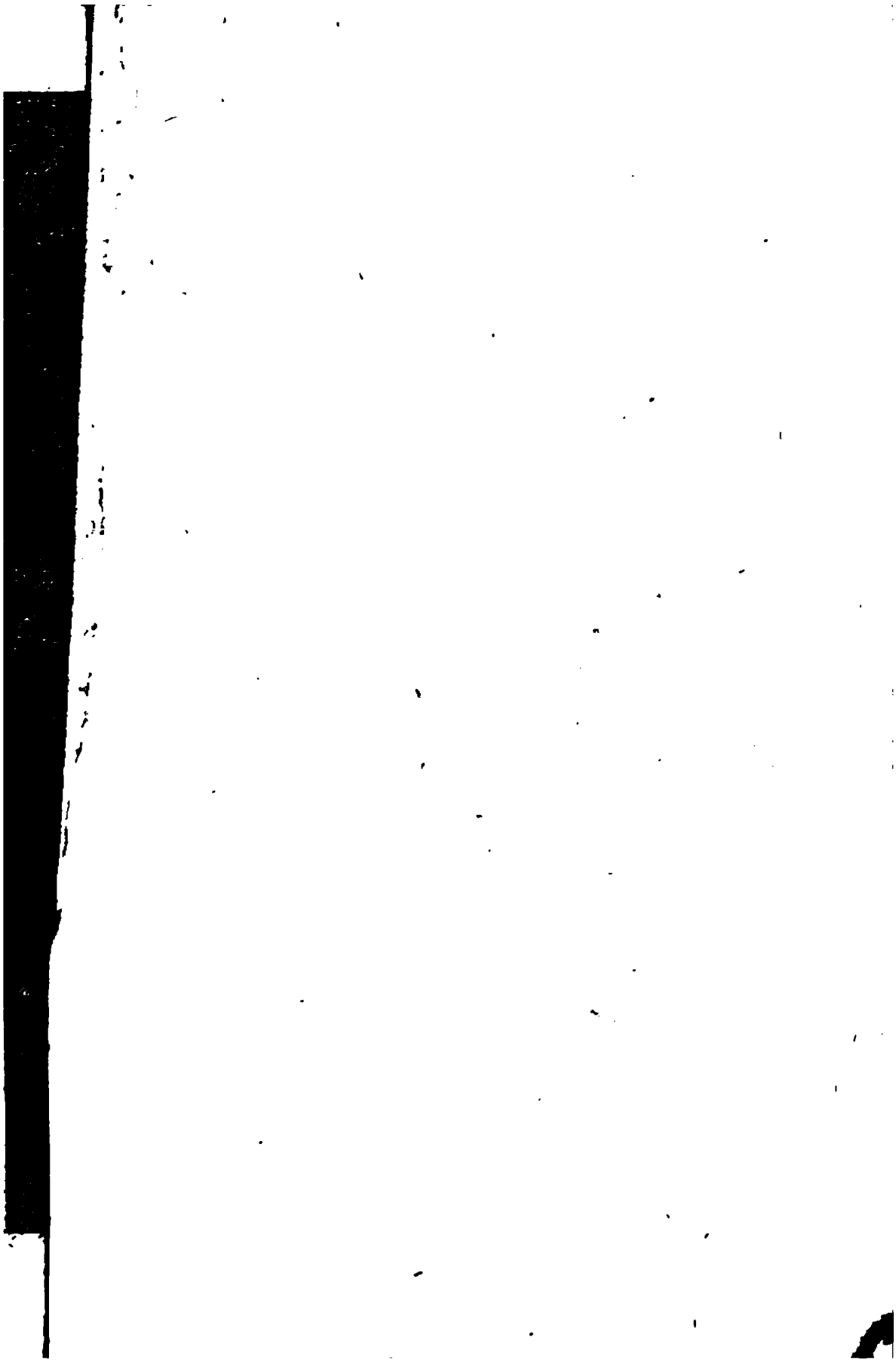
Als endlich der Körper des Erschlagenen in eine Grube gesenkt und mit Steinen und Erde bedeckt ward, ließ gerade ein Eisvogel seine Stimme hören; dies nahm Otu freudig für die gnädige Beistimmung seines Gottes Eatua an. Auch ward ein Hund erwürgt; seine Eingeweide verbrannt, der Körper hingegen auf ein eigenes Gerüste des Morai, Whatta genannt, gelegt. Auf ähnlichen Gerüsten befanden sich hier mehrere Menschenschedel, denn nach einiger Zeit werden diese hiezu wieder ausgegraben, und sodann aufbewahrt.

Nach dieſer Ceremonie hatten bei einem Manne auf Otaheite ſtatt, ſo wie die hier ſo eben erwähnten bei dem Finau auf Tongatabu. Beide Religionsceremonien ſind ſich ziemlich einander ähnlich; und da ſie zugleich höchſt merkwürdige Beweiſe der architektoniſchen und noch mehr der mechaniſchen Talente roher Völker ſind, ſo verdienen ſie ſicher genauer gekannt zu ſeyn.

Das ſchönſte Marai von allen bis jetzt auf den Inſeln des Südmeers entdeckte haus iſt unſtreitig dasjenige, welches ich auf Otaheite, in der Provinz Opoa, fand.

Dieſes außerordentliche Monument, ehemals das Marai der Königin Oberea genannt, war bereits dem Ritter Banks aufgefallen. Wer muß auch wohl nicht erſtaunen, bei einem Volke, dem weder das Eiſen noch unſere alles überwältigende Mechanik bekannt iſt, ungeheure Steinmaſſen regelmäßig erbauet zu finden, deren Baſis ein Parallelogram von 270 Fuß Länge und 94 Fuß Breite einnimmt? Das Ganze erhebt ſich pyramidaliſch, und beſteht aus 10 Gradationen: die erſte Stufe hat 6 Fuß Höhe, die übrigen neune, etwa 5, ſo daß die völlige Höhe ſich beinahe auf 60 Fuß beläuft. Die oberſte Fläche hält 119 Fuß in der Länge, aber nur 6 in der Breite. Die Stufen ſelbſt beſtehen theils aus groſſen, genau behauenen Eckſteinen von Felſ- und Corallenſtein, Würfeln von anderthalb Fuß. Banks Meſſungen gaben für einige

*) M. ſ. das Kupfer.



desselben 3 bis 4 Fuß Länge bei 2 Fuß Höhe, theils aus runden Kieseln. Auch ist das Ganze völlig in gerader Linie, nur hat es sich in der Mitte etwas gesenkt. Das Innere des durchaus soliden Baues, ist mit Steinen von aller Art und aller Form ausgefüllet.

Es ist ein wunderbares Gebäu, sagen die Missionaire, welches den Erbauern unendliche Zeit und Mühe gemacht haben muß, da ihnen sowohl der Mörtel als das Eisen fehlte, und die Corallenfelsen alle aus den Tiefen des Meeres herausgeholt werden mußten.

Zur Zeit der ersten Reise von Cook (1769) fand sich auf dem Gipfel das Bild eines Vogels, und ihm zur Seite lag ein zerbrochener Fisch, beides aus Stein gehauen.

Als die Missionaire das Morai sahen (1797) fehlte beides; dagegen fand sich innerhalb der großen Umzäunung des Ganzen an der linken Seite das Haus des Eatua (Gottes) und hierin wohnte stets ein dazu bestellter Mann.

Um das Morai selbst waren ebenfalls Kokos, Pisang und unter andern Bäumen der rothblätterichte Drachenbaum (Dracaena terminalis) gepflanzt. Letzterer heißt bei diesen Völkern Tih. Dies ist auch der Name, den sie der Seele und den Geistern geben. Sie schnitzen auch hölzerne Bilder, oft nur mit einzelnen Zügen und eingeschnittenen Figuren gezierte kleine Bretter, halten diese unter dem Namen Tighi oder Tih heilig, stellen sie auch bei den Morais auf. Diese scheinen ihre Lares, ihre Hausgötter zu seyn; und wie die Missionaire sich

ausdrücken, irgend welche von ihren Vorfahren, die da wegen ihrer Vorzüge zu Wesen höherer Art, zu Untergöttern, erhoben worden sind.

Aehnliche Ideen finden sich gleichfalls auf den freundschaftlichen Inseln. Dort ist auch das Fiatuka nicht nur in dieser Hinsicht dem Moral gleich, sondern einige derselben dienen eben sowohl zu Beweisen der außerordentlichen Baukunst dieser Völker. So besteht z. B. das größte Fiatuka der Familie Futafaihe aus einem schönen, pyramidalisch gebaueten Monumente von lauter großen gehauenen Steinen. An der Basis hält es 156 Fuß in der Länge und 140 in der Breite; es läuft dann in vier Stufen oder Gradationen stets schmäler zu. Seine Höhe ist zwar viel geringer, als die des großen Moral auf Otaheite; dagegen ist es wegen der erstaunlichen Steinmassen, woraus es besteht, noch merkwürdiger.

Wie haben diese Menschen Corallenstücke, 24 Fuß lang, 12 Fuß breit und 2 Fuß dick, bewegen und bearbeiten können? dies gaben nämlich die Messungen der Missionaire.

Diese heiligen Monumente und die Gebräuche, welche dabei verrichtet werden, gehen übrigens nur die Großen, die Oberhäupter auf den Inseln des Südmeeres an. Die Beerdigung der Geringern, oder vielmehr die Gebräuche, welche dort nach dem Tode der Geringern statt haben, weichen völlig hievon ab. Wir werden ein andermal Gelegenheit darauf zurück zu kommen haben.

Anson L.

Biographie einiger vorzüglichen Reisenden.

I. Anson.

Dem spätern Beginnen in der Laufbahn der Entdeckungen und der großen Seereisen überhaupt, hat keine Nation für sich so ehrenvolle und für die Erdkunde so schätzbare Beyträge, als die Engländer.

Seit Dampiers Zeit, fast genau am Schlusse des 17ten Jahrhunderts, dauern ihre Reisen um die Welt beinahe ohne Unterbrechung fort.

Fast zu gleicher Zeit mit diesem berühmten Entdecker mehrerer Theile von Polynesien, unternahm (1698-1702) der große Astronom Halley seine scientialische Seefahrt. Und wann sie auch durch den unangenehmen Nebenumstand einer Meuterei des Schiffsvolks nicht den von ihm entworfenen weiten Umfang erreichte, so gewann dennoch die Nautik eben so außerordentlich dadurch, als die Sternkunde. Diese bereicherte er durch die von ihm in der südlichen Hemisphäre beobachteten Gestirne gleichsam mit einem neuen Himmel; die Nautik ward aber durch seine

damals einzige, höchst merkwürdige Variationskarte der Abweichung der Magnetnadel vom Meridian, gleichsam umgeschaffen.

Sechs Jahr nach Halley (1708) unternahm Wood Rogers eine Reise um die Welt. Sie dauerte drei Jahr. Kein Schiffer hatte sich bis jetzt so weit nach Süden hinab gewagt; er kam beinahe auf 62 Grad südlicher Breite (61° 53'); umgieng mithin alle jene gefährlichen Straßen, welche zum großen Südmeere führen, und stieg sodann nach Juan Fernandez hinauf. Von hier verdankt diesem kühnen Schiffer die heutige Lesewelt manche ihrer angenehmsten Zeitvertreibe.

Er fand nämlich dort den Urheber vieler tausend Romane; den nachmals unter dem Namen des Robinson Crusoe versteckten Alexander Selkirk, einen Schottländer, welcher hieselbst von seinem Schiffskapitain wegen Uneinigkeit ausgesetzt war, und fast 5 Jahr dort von allen Menschen verlassen zugebracht hatte. Rogers führte ihn 1711 über Ostindien nach England zurück und Defoes arbeitete nach dieses Mannes Angaben jenen berühmten, größtentheils wahren Roman aus, den Hunderte ähnlicher, aber erdichteter Werke.

Acht Jahre darauf unternahmen abermals zwei Engländer, die Seekapitaine Clipperton und Shelvocke ähnliche Reisen ins Südmeer. Sie machten freilich keine Entdeckungen; indeß lehrten sie doch diesen Meeren Denen besser kennen. In der That hatten sie nur

Raub und Beute zur Absicht; und wenn gleich der Krieg gleichfalls ihrem Nachfolger, dem berühmten Lord Anson, die Hauptveranlassung seiner Reise um die Welt an die Hand gab, so gewannen dennoch unsere Kenntnisse ausserordentlich durch die von dieser Expedition für die Nautik und die gesamte Erdkunde, so lehrreich mitgetheilten Nachrichten, Plane und Karten.

Man darf deshalb von ihm die neuere Epoche der großen Unternehmungen Englands mit Recht anheben.

Georg Anson stammte aus einer alten, ansehnlichen Familie in Staffordshire.

Er ward 1697, den 23sten April. auf dem Erbgute Shugborough seines Vaters William Ansons Esq. als dritter Sohn geboren. Die Mutter Elisabeth Carrier, war aus einem guten Hause in Derbyshire; und ihre Schwester ward durch ihre Heirath mit Thomas Parker zur Gräfin von Macclesfield erhoben.

Schon früh bemerkte der Vater an unserm Anson, eine entschiedene Vorliebe für das Seewesen. Sein Hauptvergnügen bestand nämlich im Lesen der Seereisen und der Leben berühmter Admirale. Diesen Trieb wußte der Vater zu benutzen, richtete die ganze Erziehung darauf hin, und ließ ihn sehr frühe in die englische Marine eintreten. Denn schon in seinem 19ten Jahre finden wir ihn unter den Sekonde-Lieutenants der königlichen Flotte. Als solcher gieng er nämlich im May des Jahres 1716,

auf dem Geschwader des Commandeurs Sr. John Roe-
vis nach der Küste.

Hierin zeigt sich uns eine von den Hauptquellen jener bewunderten Allgewalt der brittischen Seemacht. Bereits in denen frühesten Jahren widmet sich der Britte dem Seedienste; und wes Standes der Jüngling auch ist, so durchläuft er alle die schweren Arbeiten der untersten Matrosen. Es ist nichts ungewöhnliches zu hören, daß ein Baronet oder Lord als unterster Matrose oder Schiffsjunge von dem höchsten Mastkorbe herab gerufen wird; oder daß ihm der Befehlshaber aufträgt, im heftigsten Wetter bei der herbesten Kälte ein Segel fest zu schnüren; kurz, die sauersten oft gefahrvollsten Arbeiten zu übernehmen. Dies stärkt den Körper; es stählt den Geist; giebt ihm frühe und genaue Kenntniß des Schiffs und des ganzen Seewesens, und lehrt ihn zugleich Pflicht und Genauigkeit im Gehorsam. Denn wie könnte der mit Verstand nachmals befehlen, der nie vernünftigen Befehlen pünktlich zu gehorchen wußte.

An der dänischen Küste war Anson so glücklich den größten Mann in Norden kennen zu lernen, Peter den Ersten und dessen Gemahlin, die Kaiserin Katharine.

In den beiden folgenden Jahren (1717 und 1718) diente er unter dem glücklichen Vater des unglücklichen Admirals Byng. Sr. Georg Byng vernichtete das spanische Eskadres bei Syracuse gänzlich, und Anson wohnte dieser entscheidenden Schlacht ehrenvoll bei.

Drei Jahre darauf ward er Schiffskapitain der Wesel, einer Kriegsschaluppe. Seine Verdienste, und zugleich des bedeutende Einfluß seines nahen Verwandten, des Grafen Macclesfield, damaligen Lordkanzlers, bewogen ihn im folgenden Jahre zu der Stelle eines Commandeurs des Linienschiffs Scarborough.

Anson wurde befördert mit ihm nach Gibraltar zu gehen. Er blieb auf diesem Stations drei Jahre, und verewigte dort sein Andenken durch Anlegung einer Ortschaft, Anson Bay genannt, noch jetzt heißt von ihm die dortige Gegend Anson County.

Nach einem Zwischenraume von fünf zehn Jahren, in welchen er, außer einer abermaligen Reise nach Amerika, sich nicht von den Küsten Englands entfernte, hebt Ansons glorreichste Epoche an.

Durch Muth und Klugheit hatte er sich bisher so ausgezeichnet, daß man ihn bei dem 1739 mit Spanien bevorstehenden Kriege zu einem wichtigen Posten ausersah. Er sollte mit einer Flotte von fünf Kriegsfahrzeugen die Spanier in den bis dahin wenig bekannten, gefahrvollen Gewässern des Südmeers beunruhigen, und ihre an den westlichen Küsten von Amerika gelegenen Etablissements angreifen.

Liest man die Nachrichten von der Ausrüstung dieses Geschwaders, dann lernt man mit Bekümmerniß, wie sich fast jedem Manne von anerkannten Verdiensten alles Kränkende entgegenstellt, ja, wie der Zufall gleichsam seinem

ausdrücken, irgend welche von ihren Vorfahren, die da wegen ihrer Vorzüge zu Wesen höherer Art, zu Untergöttern erhoben worden sind.

Aehnliche Ideen finden sich gleichfalls auf den freundschaftlichen Inseln. Dort ist auch das Fiatuka nicht nur in dieser Hinsicht dem Moral gleich, sondern einige derselben dienen eben sowohl zu Beweisen der außerordentlichen Baukunst dieser Völker. So besteht z. B. das größte Fiatuka der Familie Futafaihe aus einem schönen, pyramidalisch gebaueten Monumente von lauter großen gehauenen Steinen. An der Basis hat es 156 Fuß in der Länge und 140 in der Breite; es läuft dann in vier Stufen oder Gradationen stets schmäler zu. Seine Höhe ist zwar viel geringer, als die des großen Moral auf Otaheite; dagegen ist es wegen der erstaunlichen Steinmassen, woraus es besteht, noch merkwürdiger.

Wie haben diese Menschen Corallenstücke, 24 Fuß lang, 12 Fuß breit und 2 Fuß dick, bewegen und bearbeiten können? dies gaben nämlich die Messungen der Missionaire.

Diese heiligen Monumente und die Gebräuche, welche dabei verrichtet werden, gehen übrigens nur die Großen, die Oberhäupter auf den Inseln des Südmeeres an. Die Beerdigung der Geringern, oder vielmehr die Gebräuche, welche dort nach dem Tode der Geringern statt haben, weichen völlig hievon ab. Wir werden ein andermal Gelegenheit darauf zurück zu kommen haben.

Anson L.

Biographie einiger vorzüglichen Reisenden.

I. Anson.

Das spätere Beginnen in der Laufbahn der Entdeckungen und der großen Seereisen überhaupt, hat keine Nation für sich so ehrenvoll und für die Erdkunde so schätzbar vergütet, als die Engländer.

Seit Dampiers Zeit, fast genau am Schlusse des 17ten Jahrhunderts, hatten ihre Reisen um die Welt beinahe ohne Unterbrechung fort.

Fast zu gleicher Zeit mit diesem berühmten Entdecker mehrerer Theile von Polynesien, unternahm (1698–1702) der große Astronom Halley seine scientialische Seefahrt. Und wann sie auch durch den unangenehmen Nebenumstand einer Meuterei des Schiffsvolks nicht den von ihm entworfenen weiten Umfang erreichte, so gewann dennoch die Nautik eben so außerordentlich dadurch, als die Sternkunde. Diese bereicherte er durch die von ihm in der südlichen Hemisphäre beobachteten Gestirne gleichsam mit einem neuen Himmel; die Nautik ward aber durch seine

damals einzige, höchst unvollständige Variationskarte der Abweichung der Magnetnadel vom Meridian, gleichsam umgeschaffen.

Sechs Jahr nach Halley (1708) unternahm Wood Rogers eine Reise um die Welt. Sie dauerte drei Jahr. Kein Schiffer hatte sich bis jetzt so weit nach Süden hinab gewagt; er kam beinahe auf 62 Grad südlicher Breite (61° 53′); umgieng mithin alle jene gefährlichen Straßen, welche zum großen Südmeere führen, und stieg sodann nach Juan Fernandez hinauf. Von hier verdankt diesem kühnen Schiffer die heutige Lesewelt manche ihrer angenehmsten Zeitvertreibe.

Er fand nämlich dort den Urheber vieler tausend Romane; den nachmals unter dem Namen des Robinson Crusoe versteckten Alexander Selkirk, einen Schottländer, welcher hieselbst von seinem Schiffskapitain wegen Uneinigkeit ausgesetzt war, und fast 5 Jahr dort von allen Menschen verlassen zugebracht hatte. Rogers führte ihn 1711 über Ostindien nach England zurück, und Defoes arbeitete nach dieses Mannes Angaben jenen berühmten, größtentheils wahren Roman aus, den Hunderte ähnlicher, aber erdichteter Werke.

Acht Jahre darauf unternahmen abermals zwei Engländer, die Seekapitaine Clipperton und Shelvocke ähnliche Reisen ins Südmeer. Sie machten freilich keine Entdeckungen; indeß lehrten sie doch diesen Meeren Dienen besser kennen. In der That hatten sie nur,

Rand und Bente zur Absicht, und wenn gleich der Krieg gleichfalls ihrem Nachfolger, dem berühmten Lord Anson die Hauptveranlassung seiner Reise um die Welt an die Hand gab, so gewannen dennoch unsere Kenntnisse ausserordentlich durch die von dieser Expedition für die Nautik und die gesamte Erdkunde so lehrreich mitgetheilten Nachrichten, Pläne und Karten.

Man darf deshalb von ihm die neuere Epoche der grossen Unternehmungen Englands mit Recht anheben.

Georg Anson stammte aus einer alten, ansehnlichen Familie in Staffordshire.

Er ward 1697, den 23sten April. auf dem Erbgute Shugborough seines Vaters William Ansons Esq. als dritter Sohn geboren. Die Mutter Elisabeth Carrier, war aus einem guten Hause in Derbyshire; und ihre Schwester ward durch ihre Heirath mit Thomas Parker zur Gräfin von Macclesfield erhoben.

Schon früh bemerkte der Vater an unserm Anson eine entschiedene Vorliebe für das Seewesen. Sein Hauptvergnügen bestand nämlich im Lesen der Seereisen und der Leben berühmter Admirale. Diesen Trieb wußte der Vater zu benutzen, richtete die ganze Erziehung darauf hin, und ließ ihn sehr frühe in die englische Marine eintreten. Denn, schon im seinem 15ten Jahre finden wir ihn unter den Sekonde-Lieutenants der Königlichen Flotte. Als solches diente er nämlich im May des Jahres 1716

auf dem Geschwader des Commandeurs Sr. John Norris nach der Ostsee.

Hierin zeigt sich uns eine von den Hauptquellen jener bewunderten Allgewalt der brittischen Seemacht. Bereits in denen frühesten Jahren widmet sich der Britte dem Seedienste; und wes Standes der Jüngling auch ist, so durchläuft er alle die schweren Arbeiten der untersten Matrosen. Es ist nichts ungewöhnliches zu hören, daß ein Baronet oder Lord als unterster Matrose oder Schiffsjunge von dem höchsten Mastkorbe herab gerufen wird; oder daß ihm der Befehlshaber aufträgt, im heftigsten Wetter bei der herbesten Kälte ein Segel fest zu schnüren; kurz, die sauersten oft gefahrvollsten Arbeiten zu übernehmen. Dies stärkt den Körper; es stählt den Geist; giebt ihm frühe und genaue Kenntniß des Schiffs und des ganzen Seewesens, und lehrt ihn zugleich Pflicht und Genauigkeit im Gehorsam. Denn wie könnte der mit Verstand nachmals befehlen, der nie vernünftigen Befehlen pünktlich zu gehorchen wußte.

An der dänischen Küste war Anson so glücklich den größten Mann in Norden kennen zu lernen, Peter den Ersten und dessen Gemahlin, die Kaiserin Katharine.

In den beiden folgenden Jahren (1717 und 1718) diente er unter dem glücklichen Vater des unglücklichen Admirals Byng. Sr. Georg Byng vernichtete das spanische Eskadres bei Syracuse gänzlich, und Anson wohnte dieser entscheidenden Schlacht ehrenvoll bei.

Drei Jahr darauf ward er Schiffskapitain der Weasel, einer Kriegsschaluppe. Seine Verdienste, und zugleich der bedeutende Einfluß seines nahen Verwandten, des Grafen Macclesfield, damaligen Lordkanzlers, erhoben ihn im folgenden Jahre zu der Stelle eines Commandeurs des Linienschiffs Scarborough.

Anson wurde befördert mit ihm nach Gibraltar zu gehen. Er blieb auf dieser Station drei Jahre, und verewigte dort sein Andenken durch Anlegung einer Ortschaft, Ansons Bay genannt, noch jetzt heißt von ihm die dortige Gegend Ansons County.

Nach einem Zwischenraume von fast zehn Jahren, in welchen er, außer einer abermaligen Reise nach Amerika, sich nicht von den Küsten Englands entfernte, hebt Ansons glorreichste Epoche an.

Durch Muth und Klugheit hatte er sich bisher so ausgezeichnet, daß man ihn bei dem 1739 mit Spanien bevorstehenden Kriege zu einem wichtigen Posten ausersah. Er sollte mit einer Flotte von fünf Kriegsfahrzeugen die Spanier in den bis dahin wenig bekannten, gefahrvollen Gewässern des Südmeers beunruhigen, und ihre an den westlichen Küsten von Amerika gelegenen Etablissements angreifen.

Liest man die Nachrichten von der Ausrüstung dieses Geschwaders, dann lernt man mit Bekümmerniß, wie sich fast jedem Manne von anerkannten Verdiensten alles Kränkende entgegenstellt, ja, wie der Zufall gleichsam seines

[illegible] die Hand bietet. Freilich erscheint derjenige nur erst dann als grosser Mann, welcher die widrigsten Hindernisse siegreich bekämpfend, seine Plane glücklich beendigt.

Konnte Anson, statt im Herbste des Jahrs 1740 der ersten Einrichtung zufolge, schon im Januar auslaufen; hätten die Betrügereien der Proviantmeister seiner Eskadre nicht schlechte Nahrungsmittel untergeschoben, und selbst diese ihr nicht daneben auf das Kärglichste zugetheilt; wären endlich die ihm versprochenen ausgesuchten Land- und Seetruppen, nicht in Kranke oder grösstentheils nur so eben genesene Menschen verwandelt, und wäre ihre Anzahl überdies nicht beträchtlich geminderet worden, dann erschienen nothwendig die von ihm gegen die Spanier glücklich ausgeführten Unternehmungen, so seine Umsegelung des Erdballs selbst, in einem weit geringeren Lichte als jetzt.

So vom Schicksale hintergangen, lief er, am Bord des Centurions von 60 Kanonen, nebst vier andern Kriegsfahrzeugen, einer Schaluppe und zwei Pinken, zu einer vierjährigen Reise, in die damals unbekanntesten Meere; entgieng auf das glücklichste einem bedeutenden Geschwader, welches Spanien, durch Ansons Verzögerung Zeit bekommen hatte, gegen ihn auszurüsten, und erreichte im Merz 1741 le Mairens Straße am Ende von Südamerika.

Hier erwartete ihn aber vielartiges Ungemach. Die schlechten Karten damaliger Zeit führten irre; und durch

die unbekannten Meeresſtrömungen gieng nebſt dem Weege zugleich die koſtbarſte Zeit verlohren. Dieſe Zögerung verurſachte Mangel an friſchem Waſſer und an Lebensmitteln. Hiedurch brach denn der Scharbock ſo heftig hervor, daß in vier Wochen allein auf dem Admiralsſchiffe 43 von der Mannſchaft dahinſtarben.

Stürme und Strömungen hatten dabei die Flotte zerſtreuet; auf der Inſel Socorro unter dem 45ſten Gr. der Breite, welche zum erſten Verſammlungsplatze angewieſen war, fand der Centurion nur ſich allein. Juan Fernandez, der zweite Sammelplatz, ward durch die Unrichtigkeit der Karten beträchtlich verfehlt; auch hatte der Scharbock die Hälfte der Mannſchaft aufgerieben; und als man ſich am 9ten Junius der langgewünſchten Inſel näherte, waren von 500 Menſchen, die da gröſtentheils geſund durch le Mairs Straße geſegelt waren, kaum 10 dienſtfähige Leute vorhanden. Wie ſchrecklich bezahlt der Menſch ſeine Unwiſſenheit der wahren Erdkunde! wie unſchätzbar ſind ihm die Fortſchritte der ernſthaften Wiſſenſchaften! Dies zeigte gleich darauf die traurige Lage der übrigen Schiffe noch deutlicher. Nur dreie konnten ſich, nach langem vergeblichen Aufſuchen des Verſammlungsplatzes, dort vereinigen. Von der Mannſchaft des Glouceſters waren 200 geſtorben, und von dem letzten Drittel war kein einziger vollkommen geſund. Die Perle und die Saverne waren gezwungen worden, nach Braſilien zurück zu kehren, und hiedurch auf immer von

der Flotte getrennt zu bleiben. Der Wager gieng aber gänzlich verlohren; nur ein Paar Menschen, hierunter der nachmals so berühmte Commodor Byron, entgiengen nach tausend Gefahren dem Tode.

Ansons Reise lehrte nun die Strömungen, die Untiefen kennen; Juan Fernandez ward nautisch beschrieben, und ergab sich jetzt der hohe Werth des dortigen Seehundefangs; zugleich ward die kleine, ihres Hafens wegen nicht unbedeutende Insel Inchin entdeckt.

Noch wüthete der Scharbock unter dem so sehr verminderten Geschwader, als Anson schon ein spanisches Fahrzeug erbeutete. Kaum war aber seine Mannschaft durch die treflichen Erfrischungen von Juan Fernandez geheilt und gestärkt, so eilte er höher hinauf zur spanischen Küste, und bemeisterte sich zweier bedeutenden Fahrzeuge, des Carmelos und der Santa Theresa. Auf letzterer hatte sich unter mehreren Reisenden eine Spanierin vom Stande nebst ihren beiden jungen Töchtern eingeschifft; eine derselben war von großer Schönheit. Als sich diese in den Händen der Engländer sahen, ihren Begriffen zufolge, Freibeuter und gewissenloser Ketzer, zitterten sie nicht sowohl wegen ihres Vermögens, als wegen ihrer Ehre. Sie versteckten sich auf das ängstlichste, und selbst das Zureden und das bescheidenste Betragen der englischen Officiere war nicht im Stande ihre Angst zu mindern. Anson erhielt hievon Nachricht. Er befahl sofort, ihnen auf das ehrerbietigste zu begegnen; sie un-

gekränkt in den Zimmern ihres eigenen Schiffes zu lassen; die Matrosen durften sich ihnen nicht nähern, und der spanische Steuermann des eroberten Schiffes selbst mußte, als ihre beständige Wache, nicht von ihrer Seite weichen.

Dieser edle Zug und das großmüthige Benehmen gegen alle Gefangene erwarb dem Admiral, ja allen seinen Engländern, die Hochachtung der Spanier. Als Anson nämlich nach der bald hierauf folgenden Eroberung von Paita, die Gefangenen frei gab, rühmten letztere die Art, wie sie behandelt waren; ja ein Geistlicher, ein Jesuit, floß von dem Lobe des Admirals und der Engländer so sehr über, daß die Spanier gegen diese Nation eine völlig neue Stimmung erhielten.

Anson, obgleich sein Geschwader nicht stark genug war, gegen die Hauptetablissements der Spanier etwas Großes zu unternehmen, suchte jetzt dem Feinde durch einen Angrif auf mindere aber dennoch wichtige Posten im Südmeere zu schaden. Er gieng daher höher gegen Norden hinauf, und war so glücklich, aus den Nachrichten, welche er durch eine neue reiche Prise erhielt, zu vernehmen, daß man in Paita (5° 20′ s. Br. 80° 35′ w. L. von London) von dem englischen Geschwader Nachricht erhalten habe, und eben anjetzt damit umgehe, eine sehr beträchtliche Summe Geldes mit dem schnellesten Postschiffe nach einem sichern Platze in Mexico abzusenden. Der Angrif auf Paita ward daher sogleich beschlossen, Klugheit und Tapferkeit führten ihn auf das glücklichste

aus. Jene Gelder, nebst allen sonstigen Schätzen und beträchtlichen Magazinen der Krone fielen den Engländern in die Hände. Diese Magazine waren Schuld, daß der sonst so edle Anson sich durch die thörigte Hartnäckigkeit des entflohenen Gouverneurs, welcher kein Lösegeld dafür erlegen wollte, gezwungen sahe, sie und eben dadurch die unglückliche Stadt selbst den Flammen Preis zu geben! Krieg! scheußlichster Schandfleck der Societät! selbst den Mann von sanftesten, edelsten Gefühlen zwingst du zur Unmenschlichkeit!

Diese glückliche Expedition feuerte zu neuen Unternehmungen. Mexico, und besonders die Manila Galeone, war mit Recht ein Hauptgegenstand des Admirals.

Die Manila Galeonen, gewöhnlich nur eine, seltener zwei, waren und sind noch größtentheils die hauptsächlichste Handelsverbindung der in sich unermeßlich produktiven, aber von Spanien äußerst verkannten und daher zweckwidrig behandelten Manilischen Inseln. Was würde ihnen nämlich an jenen theuren Gewürzen wohl fehlen können, wodurch Holland ganz Europa seit Jahrhunderten in Contribution setzte? auch dürfte sicher Bengalen sich keiner reichern Reis-, Baumwolle- und Pfefferernde vor ihnen rühmen.

Alle Früchte der heißen Zone beider Welten gedeihen dort treflich; und seit 1670, da ein spanischer Pilote eine Kiste junger Kakaobaum-Pflanzen aus Amerika hinüber

brachte, iſt auch dieſes Hauptprodukt Weſtindiens dort in groſsem Ueberfluſs vorhanden.

Dennoch wären dieſe reichen Länder beinahe iſolirt von der übrigen Handelswelt, ohne jene Galeonen. Nur durch ſie erhalten dieſe ſpaniſchen Kolonien, kaum ſollte man es glauben, über Weſtindien, die Manufakturwaaren des Mutterlandes, ſo wie feine Weine, nebſt dem Silber von Mexiko. Sie tauſchen dagegen ihr Gold und die von den Engländern, Holländern und Franzoſen unter dem Aushängeſchilde der Mauren und Chineſen ihnen zugeführten Waaren Oſtindiens aus. Jeder eigentliche Bürger von Manila, mit Ausſchluſs aller Fremden, darf an dieſem Handel Theil nehmen. Ihre Portionen ſind aber genau und zwar gerichtlich beſtimmt; dies iſt auch der Fall mit dem Werth der ganzen Ladung. Indeſs geſchieht es dennoch, daſs, da letztere eigentlich nur eine halbe Million Piaſter betragen ſollte, ſie oftmals bis zu einer Million hinanſteigt.

Eine ſolche Priſe erwartete nun Anſon. Die Galeonen laufen gewöhnlich von Manila im Julius aus; ſteigen bis zu einigen 30 Graden nordwärts hinauf, und überſegeln, ohne irgendwo anzulegen, das groſse Südmeer bis zu ihrer Landung in der neuen Welt. Acapulco iſt ein ungeſunder Ort, aber ein ſicherer Hafen der Küſte von Neu-Mexiko (17° 10′ n. Br. 101° 40′ L. von London). Nur gegen die Zeit der Ankunft der Galeonen wird er, aus einem elenden, Menſchen leeren Flecken, in einen volk-

reichen Marktplatz umgeschaffen. Die Fahrt dauert gewöhnlich sehr lange. Nach etwa einem halben Jahre, vom Julius oder August bis zum December oder Jenner, erreicht die Galeone Acapulco; und etwa eben so viel Zeit erfordert die Rückfahrt. Auf letzterer landet man bei dem spanischen Etablissement in Guam, der Hauptinsel der Ladronen oder Marianen. Bei der Hinfahrt nach Amerika sieht man sich daher gezwungen, aus Mangel an frischem Wasser die regelmäßigen Regen zwischen den 30sten und 40sten Graden der Breite zu benutzen, und in großen ausgebreiteten Häuten, die sich in irdenen Krügen endigen, aufzufangen. Hiezu führt die Galeone ein Paar Tausend großer Krüge, welche oftmals bis dahin mit Gewürzen angefüllt sind, mit sich. Bei Aufspannung jener Häute erscheint sie dann dem Auge gleichsam wie ein Meerwunder.

Diese Ueberladung aller Art, die übermäßige Bemannung, denn oft führt eine solche Galeone, von 5 bis 6 Tonnen, über Tausend Menschen, macht ihre Vertheidigung höchst unbequem, wenn auch selbst die Geschicklichkeit ihrer Führer vorzüglich wäre.

Mehrmals ward deshalb die Galeone die Beute kühner, gewandter Feinde, obgleich weit geringer an Größe und Mannschaft. Anson durfte in so fern seiner Mannschaft mit Recht eine treffliche Beute prophezeihen.

Er stationirte seine Schiffe dem Hafen von Acapulco gegenüber; wagte sich dort an einer ihm unbekannten

Küſte, bei Chequetan, ins Land, um Waſſer und Erfriſchungen einzunehmen. Es war für die Nautik wichtig, daß er dieſe Theile des nordweſtlichen Amerika beſchrieb und verzeichnete, und die trugvollen Nachrichten der Freibeuter berichtigte, wodurch bereits ſo mancher Seefahrer unglücklich geworden war.

Tauſendfaches Ungemach zog ihm indeß das Ausharren in dem dortigen Meere zu. Er fand ſich gezwungen, zwei ſeiner Schiffe nebſt einem beträchtlichen Theile koſtbarer Güter zu verbrennen, die Mannſchaft zur Verſtärkung des einzigen noch übrigen Schiffes, des Centurions, zu nehmen, und ſich hiemit auf Tinian zu retten.

Tinian, eine der bedeutendſten Ladronen unter 15° 8′ n. Br. erſchien als ein wahres Paradies. Reichlich mit Heerden von Rindvieh und Schweinen, wie auch mit dem beſten Federvieh und ſchmackhafteſten Waſſervögeln beſetzt, wächſt unter ihrem treflichen Himmel, die Brodfrucht, die Kokospalme nebſt der Orange, der Limonie und vielfachen ſchätzbaren Küchenkräutern. Auch zeigten ſich darauf ſchöne Ueberbleibſel vormaliger Kultur.

Die Spanier haben dieſes herrliche Land verödet; von 30 Tauſend vormaliger Einwohner war niemand mehr vorhanden; man ſendet nur von Zeit zu Zeit einzelne Boote zum Jagen und Fiſchen hinüber.

Eines ſolchen Flecks der Erde bedurfte es auch, um die elende Mannſchaft ſchnell wieder herzuſtellen. So tief war nämlich Anſons Geſchwader durch Sturm und

Scharbock geſunken, daß von 1000 Seeleuten nicht einmal 70 fähig waren, Dienſte zu thun; und die drei bedeutenden Schiffe in ein einziges zuſammen geſchmolzen waren! Dennoch hatte letzteres beträchtlichen Schaden an ſeinen Maſten erlitten, ja ein gefährliches Leck bekommen.

Der Plan des Admirals war nun, da keine der Galeonen bis jetzt erſchienen war, ſein Schiff zur Fahrt nach Macao in Grund zu ſetzen, um von dort aus den reichen Manilafahrern entgegen zu gehen. Aber bald hätte ein Sturm alle Hofnung vernichtet! Der Centurion ward in einer Nacht durch den Orkan fortgeriſſen. Anſon nebſt 113 Mann blieben auf der Inſel, völlig von der übrigen Welt iſolirt, in dem vaſten, damals faſt unbekannten Südmeere zurück!

Welch eine Lage! und welch eine noch viel düſtere Ausſicht! Was bedurfte es weiter, als daß der ſpaniſche Befehlshaber auf Guam, durch die von dort oft hieher geſandten Boote von Anſons Lage unterrichtet, eine hinreichende Macht ſandte, um ihn, unter dem unverdienten Namen eines Freibeuters auf ewig in Ketten zu ſchlagen; denn ſein eigenes königliches Patent, ſo wie die Patente der Officiere, waren auf dem verlohrnen Schiffe.

In dieſem ſchrecklichen Zeitpunkte zeigte ſich der Mann von feſtem Muthe und völlig unangefochtenem Geiſte. Der Centurion hatte bei ſeiner Ankunft auf der Inſel ein Boot mit Indianern, unter der Anführung eines ſpa-

nischen Unterofficiers, vorgefunden und sich seiner bemächtiget.

Anson versammelte seine Leute, und zeigte ihnen mit großer Ruhe des Geistes und Ueberredungskraft, wie sie durch Vergrößerung dieses Boots, jener schimpflichen Sklaverei entgehen könnten.

Er ließ ihnen nicht Zeit, die Schwierigkeiten genauer zu erwegen; nicht Zeit, zu berechnen, daß Macao über 600 (engl.) Meilen entfernt liege, daß keine Segel vorhanden wären, und daß die Menge selbst bei der Vergrößerung des Boots nur kümmerlich Platz zum hinreichenden Proviant haben könnte. Er trieb sie sofort zum Werke; und um sie stärker anzufeuern, unterzog er sich der Handarbeit in eigener Person.

Das Boot ward auseinander geschnitten, eine eigene Docke für dasselbe errichtet, und in den Waldungen Holz gefällt. Glücklich genug war von der Ausbesserung des Centurions das Handwerkszeug der Zimmerleute und des Schmidts noch am Lande; nur die Blasebälge fehlten. Anson ersetzte sie durch die Häute des dortigen Rindviehes. Sie wurden mit dem Kalche, wovon sich zufällig eine Tonne dort vorfand, gegerbt; und ein Flintenlauf diente zum Rohre des Gebläses. Das alte Tauwerk, welches der Centurion zurückgelassen, ward hervorgesucht. Die Zelte, worunter man auf Tinian die Kranken gepflegt, sollten zu Segeln dienen; und das Talg des ge-

tödteten Rindviehes, vermischt mit Kalch, zum Ueberstreichen und Verdichten des Bodens des neuen Schiffchens.

Allein ein Hauptstück fehlte; der Führer auf allen Seereisen; der Compas und das Höheninstrument. Acht Tage brachte man deshalb in Bekümmerniß zu, als endlich bei Durchsuchung einer Kiste der spanischen Barke ein elender Compas, völlig dem Spielzeug eines Kindes ähnlich, entdeckt ward. Dieser an sich dürftige Fund, verursachte eine unermeßliche Freude.

Unter verschiedenen an das Ufer geworfenen Trümmern, fand sich nachmals ein Quadrant ohne Dioptern; diese traf man aber in einer Schieblade eines vielleicht durch eben den Unfall verlohrnen Schiffes. So kam auf eine Art, welche sich besser für einen Robinson, als für unsern Weltumsegler paßt, das Unglaubliche zu Stande.

Jetzt gieng man mit der neuen Barke rasch vorwärts, als am 19ten Tage nach dem Verlust des Schiffes ein Holzfäller von einer Anhöhe der Insel freudig herabstürzte, und mit unaussprechlichem Jubel schrie: „das Schiff!“

Selbst den unerschütterlichen Anson überwältigte diesmal die Freude; er warf die Axt, mit welcher er arbeitete, mit Heftigkeit zur Erde, rannte ans Ufer; weidete sich an dem nicht mehr zu ahnenden Schauspiel, und sandte nach schnell zurückkehrender Ueberlegung dem Centurion sofort Verstärkung an Mannschaft und Lebensmitteln.

Die glückliche Wiederkunft des Centurions machte den neuen Schiffsbau überflüssig. Anson eilte mit der Proviantirung seines Schiffs, um so bald als möglich nach Macao zu kommen.

Hier nahm er eine totale Ausbesserung des Centurions vor, und lief gleich darauf von neuem aus, um gegen die Manila Galeone zu kreuzen. Er feuerte die Equipage durch die gewisse Hofnung einer reichen Belohnung an; und stationirte sich zu Anfange des Mays unweit des Vorgebürges Spiritu Santo auf Samar, einer der westlichsten Philippinen.

Mit welcher Begierde blickte die ganze Mannschaft zu dem so lange erwarteten Schatz vergeblich ins Meer, als endlich am 20sten Junius die Galeone erschien.

Diese, von welcher man glaubte, sie werde nur fliehen, erschien aber in völlig entgegengesetztem Lichte; sie gedachte den Centurion selbst anzugreifen. Sie führte 64 Stücke, eine wohlgerüstete Mannschaft von 555 Köpfen, unter einem geschickten, muthigen Portugiesen, als Oberbefehlshaber, und hatte sich durch ein starkes Netzwerk von Thauen gegen das Entern verwahret. Sie kannte die Stärke des Centurions genau, und hielt sich daher überzeugt, seiner Meister zu werden.

Ansons kluge Einrichtung, die größere Gewandtheit seiner Artillerie, und die entschiedenste Bravour der Leute, ersetzte aber den Abgang der Mannschaft; denn diese war kaum die Hälfte von der der Spanier, und

hietunter waren viele sehr junge Leute. Mehrere der besten Schützen wurden auf die Mastkörbe vertheilt; jeder Kanone wurden nur zwei Mann zur Bedienung gegeben, während daß andere stets zum Abfeuern der geladenen Stücke umherziengen.

Das Gefecht begann; die Spanier fochten mit großer Bravour, aber weniger Gewandheit; die Schützen der Mastkörbe und das ununterbrochene Feuer der umhergehenden Artilleristen brachte sie endlich aus aller Fassung.

Die Galeone strich die Flagge; und das große reiche Schiff war schon eine gewisse Beute der tapfern Engländer, als ein unvorhergesehener Zufall, diese gerechte Freude bald in unersetzliches Leid verwandelt hätte.

In dem Augenblicke, da der Spanier die Galeone dem Admiral übergab, benachrichtigte ihn leise ein Officier, der Centurion habe unweit der Pulverkammer Feuer gefaßt.

Auch diesmal blieb sich Anson gleich; mit unveränderter Miene ertheilte er die paßlichsten Befehle, wie der Brand zu löschen sey, und empfing dem Scheine nach mit ruhiger Würde die Uebergabe der Galeone.

Diese hatte an baarem Gelde eine Million 313834 Stück von Achten und 35682 Unzen gediegenes Silber nebst etwas Cochenille am Bord. Die Schiffe und Waaren ungerechnet, belief sich der gesamte Werth aller Gelder der Prisen, welche von dem Admiral genommen waren, auf 400 Tausend Pfund Sterling.

Jetzt wurden die Gefangenen auf den Centurion gebracht, und sodann gieng Anson triumphirend mit dieser großen Beute nach Canton zurück. Der Chinese, welcher nur allein alles nach dem Golde abwiegt, sah nun an das kleine Schiff, dem die große weit volkreichere Galeone als Gefangener folgte, mit Neid und Verwunderung hinan.

Bald bot sich indeß dem Admiral eine Gelegenheit dar, letztere in Hochachtung und Dankbarkeit verwandeln zu können.

In Canton brach Feuer aus. Die Fahrlässigkeit der Chinesen ließ dieses weit um sich greifen; die ganze Stadt war in Gefahr in Rauch aufzugehen. Anson eilte mit seinen Matrosen zu Hülfe, und diese herzhafte Mannschaft rettete einzig und allein die Stadt. Er rettete aber auch zugleich die durch das Feuer den Dieben offenstehenden Waarenläger. Die Engländer betrugen sich so treu und rechtschaffen, daß die größten Kaufleute sich englische Schildwachen ausbaten. Dies edle Verfahren machte selbst die dortige Regierung den Engländern gewogen. Viele der angesehensten Staatsbeamten und Kaufleute bezeugten dem Admiral persönlich ihren Dank.

Die Folgen hievon waren bedeutend. Anson verdankte es wohl hauptsächlich diesem Zufall, daß ihm der Zoll von seiner Flagge, welchen er stets standhaft verweigerte, wirklich erlassen ward. Doch hat die Regierung

dagegen um die Freilassung der Spanier, als einer ihnen befreundeten Nation.

So fiel das Betragen des Admirals auf seine ganze Nation ehrenvoll zurück.

Er gab allen Spaniern die Freiheit, verkaufte seine Prise in Macao, und gieng nach England. Im Kanal hatte er das kaum zu erwartende Glück, mitten durch die große feindliche französische Flotte hindurch zu segeln; ein dicker Nebel verbarg ihn.

Mit Ruhm und Glück gekrönt, landete er am 15ten Jun. 1744. zu Spithead, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten.

So endigte sich diese höchst gefahrvolle Reise um die Welt. Sie lehrte viele unbekannte Meere, Küsten und Inseln kennen; sie erleichterte die Schifffahrt durch genauere Beobachtungen der Winde, der Ströme und der Untiefen, und brachte der brittischen Marine nicht geringere Ehre und Gewinn, als ihrem Urheber. Auch erlebte die davon gegebene Beschreibung, welche unter Ansons eigenen Augen geschrieben wurde, in einem einzigen Jahre, vier starke Auflagen; und ward fast in allen Sprachen des kultivirtesten Europas begierig gelesen.

Gleich nach seiner Rückkunft stieg Anson zum Contre-Admiral (Rear Admiral) der weißen Flagge, und ein Jahr darauf (1746) zum Vice-Admiral der blauen; zugleich ward er zum Parlementsgliede für Heydon erwählt. Im folgenden Sommer komman-

dirte er auf dem Prinzen Georg von 90 Kanonen, in Gesellschaft des Admirals Warren, die englische Kriegsflotte gegen den französischen Admiral Jonquiere. Beim Cap Finis terre ereignete sich die berühmte Seeschlacht, wodurch die Vortheile von Frankreichs Continental Siegen unter dem grosen Moriz von Sachsen einigermaßen gemindert wurden.

Jonquiere ward gänzlich geschlagen; er verlohr 6 Linienschiffe und 4 Ostindienfahrer; unter ersteren das Admiral Schiff, l'Invincible, und die Gloire. Als er seinen Degen übergab, sagte er daher dem Admiral Anson mit der den Franzosen eigenen verführerischen Artigkeit: Monsieur Vous avez vaincu l'Invincible, et la Gloire Vous suit.

Georg II. belohnte seine grosen Verdienste, erhob ihn, mit dem Titel von Lord Anson zum Baron von Soberton in Hamptshire, gleich darauf zum Vice-Admiral der rothen Flagge, und beim Absterben von John Norris, zum Vice-Admiral von England.

In dieser Würde führte er den Monarchen, wenn er seine deutschen Lande besuchte, stets von England nach Holland. Endlich ward er erster Lord der Admiralität; deckte 1758. mit einer mächtigen Flotte die Landungen der Engländer auf St. Malo und Cherbourg.

Den letzten Dienst erwies er Großbrittannien, daß er 1761. die jetzt so verehrte Königin dorthin führte;

denn im folgenden Sommer starb er plötzlich auf seinem Gute Moor Park in Herefordshire.

Anson war ein ruhiger, menschenfreundlicher, edler Mann. Fest und von höchstem Muthe verließ ihn seine Ueberlegtheit nie bei den größten Gefahren. Sonst kannte er so wenig die Welt und ihre kleinen Ränke, daß er im Spiele sehr häufig hintergangen ward. Man sagte daher von ihm sehr passend: „Er sei um die Welt gewesen, aber nie in ihr."

Mit ihm starb seine Nachkommenschaft aus. Denn er hatte mit der Tochter des Grafen Hardwike, welche vor ihm starb, keine Erben.

II. Tavernier.

Anson lehrte uns, durch seine Reise um die Erde, viele Umrisse wenig bekannter Länder kennen; Tavernier dagegen das Innere der reichsten Länder des Orients.

Auch liegen seine Reisen nicht zu weit vor dem Anfange des 18ten Jahrhunderts hinaus und schließen sich an die darinn gemachten Entdeckungen auf das genaueste an.

Johann Babtist Tavernier war 1605. in Paris geboren. Sein Vater hatte sich aus Antwerpen daselbst niedergelassen und trieb einen bedeutenden Handel mit

Tavernier.

Landkarten. Die Unterredungen der Käufer, gewöhnlich Liebhaber und Kenner der Geographie, und das tägliche Anschauen so vieler Karten, flößten dem jungen Tavernier einen unwiderstehlichen Trieb zum Bereisen fremder Länder ein. Er rühmt auch von sich selbst, er habe bereits im 22sten Jahre die meisten und schönsten Theile Europens gesehen. Verschiedene derselben besuchte er zu mehrernmalen, und bei einer seiner Reisen in Deutschland trat er in Oesterreichische Dienste; gab diese aber nachmals auf und erhielt bey dem Herzog von Mantua, unter dem Grafen Guiche, eine Stelle in der Ordonanzcompagnie. Die Kaiserlichen belagerten (1629) Mantua. Tavernier wünschte sich auszuzeichnen. Er bat sich daher aus, einer sehr gefährlichen Recognoscirung beiwohnen zu dürfen. Hiebei trafen ihn von dem heftigen Feuer des Feindes zwei Kugeln. Sein treflicher Harnisch erhielt ihn zwar, allein er bekam eine starke schmerzhafte Kontusion.

Von hier ging er abermals nach Deutschland und Polen; von dort aber nachmals, in Gesellschaft zweier französischer Edelleute, über Wien und Ungarn nach Constantinopel.

Von jetzt heben seine großen Reisen nach dem Orient an. Mit einer Caravane reisete er von dort nach Ispahan. Er zeigte hiebei sogleich eine besondere Genauigkeit in der Verzeichnung der Grationen und überhaupt aller derjenigen Orte, wodurch ihn sein Weg

führen. Die Kenntniß der Topographie dieser Länder gewann dadurch eben so sehr, als durch die Bestimmtheit, womit er die Maaße, Gewichte und Münzen jedes Landes anzeigt.

Die Reise nach Persien wiederholte er dreimal (von 1638. bis 1652.) Da er dies Land in so vielfachen Richtungen durchkreuzte, so hatte er Gelegenheit, die dortigen Sitten, Religion und Produkte genauer kennen zu lernen. Er rühmt sich daher auch der erste gewesen zu seyn, welcher die feine Wolle der caramanischen Schafe seinem Vaterlande zugeführt habe.

Zwar hatte er von Persien aus bereits Reisen nach dem eigentlichen Indien gethan, allein nur erst im Jahre 1652 machte er die berühmte Reise zu den bis dahin kaum gekannten Diamantgruben des großen Moguls und seiner Vasallen. Freilich war er nicht der erste Europäer, obgleich er dies selbst behauptet, welcher die Diamantgruben von Golkonda besucht hat. Methold, ein Engländer, war 1622. bereits dort gewesen und Purchas hat die Beschreibung dieser Reise in seine berühmte Sammlung aufgenommen. So sehr aber auch Metholds topographische Anzeige dieser Grube von der des Tavernier abzuweichen scheint, so findet man doch eine ziemliche Uebereinkunft derselben mit der Nachricht, welche Tavernier von derjenigen giebt, die nur 7 Meilen von Golkonda entfernt liegt. Es ist auch gar nicht unmöglich, daß man wähsend der Zwischen-

zeit (1622 - 1652) eine dieser Gruben wiederum verschüttet hat.

Das Verdienst bleibt aber stets dem Franzosen, mehrere Diamantgruben gesehen und beschrieben zu haben; denn er bereisete gleichfalls die Diamantgruben in Bengalen. Auch hat er genauere und umständlichere Nachricht gegeben von allem, was sowohl zur Natur des Edelsteins selbst, als des Diamant-Schneidens und des Handels gehört. Wie befremdend müßte es ihm nicht vorkommen, den wichtigen Handel dieses edelsten Minerals oft den Händen junger Knaben von 10 Jahren anvertrauet zu sehen! Diese Kinder der Grubenmeister tragen auf der einen Seite ihre Geräthschaft zum Abwiegen der Diamanten in einem eigenen Beutel, auf der andern einen Geldbeutel von 500 und mehr goldener Pagoden (zu etwa 8½ Liv.). Bietet man ihnen einen Stein, dann untersucht ihn der älteste von ihnen, gleichsam ihr Gildemeister, und läßt ihn den ganzen Kreis seiner jungen Mitbrüder durchlaufen, ohne daß dabei ein Wort geredet wird. So wie nun aber der Stein wieder zu ihm zurückkommt, fragt er nach dem Preise; kauft er ihn dann zu theuer, so muß er ihn für eigene Rechnung behalten. In den Abend halten diese Kinder ihre Abrechnung mit einander; setzen nun auch für jeden Stein den Preis fest, wofür er den Ausländern verkauft werden soll, und bringen sie ihren Herren. Sie verstehen sich, sagt Tavernier, so genau auf diesen Handel, daß im Fall einer

ein halb Procent auf einem Stein verlieren will, es ihm sogleich von einem seiner Mitgesellen abgekauft wird. Was die gesamte junge Gesellschaft gewinnt, wird zwar gleichmäßig vertheilt, je dennoch erhält der Aelteste ein Viertel vom Hundert mehr als die übrigen.

Eine von Tavernier's wichtigsten Reisen nach Ostindien, unternahm er im Jahr 1665. Denn nachdem er von neuem sehr große Theils von Indostan besucht hatte, gieng er nach Java, und bereisete auch dort mehrere Höfe der damaligen Königs dieser Insel.

Sechsmal durchwanderte er die reichsten Theils des Orients, und hiezu verwendete er 40 Jahr. „Hierin, sagt er, habe ich mehr als 60000 (französische) Meilen zu Lande gemacht."

Diese eben so mannichfaltigen als gefahrvollen Reisen waren für die Erkunde in mehr als einer Rücksicht wichtig. Er lehrte, außer jener gerühmten Topographie manche wenig oder gar zuvor nicht bekannte Produkte genauer kennen, z. B. den Gummilak; den Moschus, nebst vielen orientalischen Kostbarkeiten.

Freilich konnte man das letztere mit Recht von ihm erwarten, denn er handelte mit Juwelen. Daher besuchte er, wo möglich, alle Höfe der Großen von Indien, und eben hiedurch ward seine Reisebeschreibung durch die Erzählung hierüber von einer andern Seite wichtig.

Ebenfalls brachten seine großen Bekanntschaften manche Nachrichten von Ländern zuwege, welche man zuvor

[illegible] Asem.

Mannichfaltig und wichtig war daher der Nutzen, welchen der Erdbeschreibung aus Tavernier's Reisen erwuchs; allein für ihn selbst war er im eigentlichen Verstande [illegible]

Sein Handel brachte ihm zu vielen, für damalige Zeiten, unermeßlichen Vermögen. Höchst wahrscheinlich kam er mit mehr als einer Million Livre zu Hause; jenes Maß der allgemeinen Achtung, und stand selbst bei Ludwig dem Großen, besser dem Stolzen, in einigem Ansehen. Er erhob sich in dem Adelstand; die Minister hörten ihn gerne von seinen Reisen reden. Auch war es das Ansehen des Königs, wodurch er den Chapuzeau und nach ihm la Chapelle (Secretär von Lamargnon) nöthigte, ihm ihre Feder zur Bekanntmachung seiner Reisen zu leihen, denn er selbst war, wie Bayle ihm vorwirft, nicht im Stande, drei Zeilen ohne Fehler niederzuschreiben. Uebersetzt wurden seine Reisen in viele Sprachen.

Ludwig XIV. hätte ihn indeß wahrscheinlich noch mehr begünstigt, eine diesem Monarchen widrig scheinende Antwort, brachte ihn aber gegen Tavernier auf. Dieser hatte sich als Protestant (1668) die schöne Baronie Aubonne am Genfersee gekauft; Ludwig XIV. fragte ihn daher, warum er sich nicht in seinen Staaten niedergelassen habe? Tavernier erwiederte: er liebe

die Freiheit. Der König wandte ihm sogleich den Rücken.

Dieses mühsam erworbenen Sitzes genoß er mehrere Jahre; allein in seinem höchsten Alter sahe er sich abermals in die unangenehmsten Unruhen versetzt. Einem seiner Vetter vertrauete er das große Kapital von 222000 Livre, zum Ankauf solcher Waaren, wodurch er im Orient gegen eine Million zu gewinnen hoffte. Diese Summe, fast das Doppelte nach heutigem Werthe, verwahrloste der junge Mensch, und betrog den betagten Oncle darum völlig.

Hiedurch fand sich dieser in der Nothwendigkeit, die schöne Herrschaft zu verkaufen. Sei es Geiz, Verdruß über seinen großen Verlust, oder Unruhe, genug er unternahm im höchsten Alter eine neue Reise nach dem Orient. Durch diese siebente Reise gedachte er seine Lage wieder zu verbessern, allein er erreichte jene ihm vormals so einträglichen Länder nicht mehr. Er nahm den Weg über Rußland, um von dort zu Lande nach Indien zu gehen. Er kam aber nur bis nach Moskau. Hier starb er im 84sten Jahre seines Alters.

Seine Werke tragen im Ganzen den Charakter der Unordnung an sich, weshalb sie Chappuzeau ein Chaos nennt.

Oftmals hält es selbst schwer, die Jahrzahl der Reise ausfündig zu machen. Auch hat er unleugbar manche Nachrichten aus fremden Werken entlehnt.

Dennoch bleiben sie uns noch jezt von bedeutendem Werth, und waren mit Recht seit damaliger Zeit wegen der Reichhaltigkeit der Materien, wegen der Genauigkeit der Wegeverzeichnung, und wegen höchst seltener Nachrichten über unbekannte Gegenstände, die ersten Quellen für die Kenntniß des Orients.

Erläuterung der Karte.

Da diese Karte, unserer Kenntnisse des Innern von Afrika zufolge, größtentheils nur die Küsten zeigen kann, so dürfte sie schon eine Seekarte, mit wachsenden Breiten seyn. Auch ist hiebei die Verschiedenheit der Größe der Grade selbst noch nicht sehr bedeutend; weil die ganze Karte nur etwas über 20 Grade in Norden, und über 17 in Süden begreift; dennoch, denke ich, ist sie nicht ohne Verdienst.

Einmal übersiehet man auf einem Blick die Hauptländer, woraus der Negerhändler seine traurige Waare holt. Sodann ist dabei auf einige Hauptpunkte, nach den besten Angaben, so genau Rücksicht genommen, als es die Kleinheit der Skale zuließ. Dies scheint bei den wenigen Ortsbestimmungen, die wir von den Ländern dieser Karte bis jetzt haben, nicht unwichtig. So sind z. B. Factorey Insel über Sierra Leona, ferner Sierra Leona selbst nach den Längenbeobachtungen der Herren Woodwille und Young niedergelegt.

In dem Theile von Senegambien musste ich für das Binnenland begreiflich dem berühmten Rennel folgen. In Ansehung des Laufs der Gebirge habe ich es indeß nicht gewagt, das Gebirge Kong als bis gegen den 3ten der östlichen Länge von Greenwich hinlaufen zu lassen. Ich gestehe frei, daß mir dieser geradlinigte lange Fortgang dieses Gebirges auf der Rennelschen Karte der Analogie aller übrigen Gebirgsketten zu sehr zuwider schien.

Der Titel lehrt die übrigen Führer bei dieser Karte kennen, doch wird man viele Namen von Negervölkern nach den Angaben der Reisenden, so weit diese einige Bestimmtheit dabei zeigten, eingetragen finden.

Auf der Goldküste habe dem Rio Volta eine größere Erstreckung und eine andere Richtung gegeben, als dies auf den übrigen Karten der Fall ist. Dies wagte ich nach den Vergleichen der schätzbaren Nachrichten der Dänen, Isert und Römer, mit Zuziehung der großen Karte von Norris.

Was die geographischen Abtheilungen der vor uns liegenden Länder betrift, so bringe ich nur für einige Leser darüber folgendes bei.

Der Theil der östlichen Küste, welcher zwischen Cap Blanco und dem Flusse Sierra Leona liegt, wird von einigen Guineaküsten genannt. Ich wähle diesen Namen nicht viel über die Gambia hinaus; längst der Küste, etwa

bis Cap Roxo, erstrecken, obgleich die Abtheilungen hier etwas Willkührliches haben.

Diese Länder sind bekanntlich wegen des ältesten Negerhandels und wegen der beiden großen Flüsse des Senegals und der Gambia berühmt. Nur erst seit kurzem wissen wir, daß beide aus einer und eben derselben Gebirgskette ihren Ursprung haben; und daß eben diese gleichfalls den großen Joliba, oder den Niger hervorquillen läßt, der dann in entgegengesetzter Richtung von jenen beiden Strömen sich ergießt. Die Mündungen der letztern sind bekanntlich das atlantische Meer; die des Joliba ist bis jetzt unbekannt. Vielleicht vereinigt er sich mit dem Nil der Egypter; vielleicht versieget er zuvor in den unermeßlichen Sandwüsten des Binnenlandes. Hat doch bei uns der Rhein fast ein ähnliches Schicksal, freilich nur erst, nachdem er bedeutende Arme zum Meere geführt hat. Allein was sind auch die Dünen Hollands gegen die Sandmeere von Afrika!

Gegen die Küsten hin um den Senegal und die Gambia verdienen zu unserer Absicht vorzüglich folgende Länder gekannt zu seyn, das Königreich Hoval, oder des Königs Brac; das Land des Damels oder Cajor; die Länder Tin, Burfin, und Bur-Salam und Barral.

Unter den Hauptabtheilungen der Binnenländer, womit uns Mungo Park bekannter gemacht hat, gehören

Galam, Bambouc, Karta, [illegible], Bambara und Manding.

Was Winterbottom uns gelehret, sagt unsere Nachricht von Guinea im Buche selbst. Diese Theile gehören schon zum Sierra Leona Distrikt. Hiebei erinnere zugleich, daß es aus Uebereilung gesagt ist, seine Reise betrage nur gegen 3 Längen Grade, da sie deren beinahe 4, also in deutschen Meilen fast 60 ausmacht.

Weiter gegen den Aequator kommen sodann die nach vier ziemlich willkührlich gemachten Abtheilungen benannten Küsten; die Körner- oder Pfefferküste, die Zahn- die Gold- und die große Sklavenküste. Keiner kann man wohl das Produkt, wornach sie benannt sind, ausschließlich zusprechen; aber freilich mochten die frühern Handelsleute auf dieser oder jener eines dieser Produkte in vorzüglicherer Menge oder Wohlfeilheit einkaufen.

Die erste, oder die Pfefferküste erstreckt sich bis ans Vorgebirge der Palmen (Cap Palmas). Hier fängt die Elfenbeinküste an und wird wieder vom Rio Volta begrenzt. Dieser sehr bedeutende Strom hat den Namen des schnellen oder springenden Flusses seiner Heftigkeit zu gewissen Jahrszeiten zu verdanken. Man glaubt doch, daß er nur etwa 50 deutsche Meilen hoch im Lande entspringe; wahrscheinlich nimmt er höher im Lande einige kleinere Flüsse in sich auf. An dem Flusse auf einer

Insel, in dessen Mündung, Adda genannt, haben die Dänen Etablissements.

Ich muß bei dieser Gelegenheit erinnern, daß die Stellung, des auf der Karte seinen höheren Theilen beigeschriebenen Namens Crepe leicht irre führen könnte, dies für den Namen des obern Theils des Flusses zu halten. Crepe ist vielmehr der Name eines großen Gebiets, woraus sehr viele Neger geholt werden.

Längst der Goldküste, welche nicht ohne Grund diesen Namen führt, sind die meisten Etablissements der Europäer gelegen, worunter Cape Corso oder Coast, George della mina, Christiansburg für England, Holland und Dännemark die wichtigsten sind. Im Innern ist besonders das Königreich des Dahomey Assiante, und höher hinauf Cassiante merkwürdig.

Ostwärts des Rio Volta hebt die große Sklavenküste an. Sie verliert sich gleichsam in das ehemals größte Königreich von Guinea, nämlich in Benin. So nach gerechnet gienge sie bis an das Cap Lopez di Gonsalvo, und begreift denn freilich die größten Sklavenmärkte.

Eine genaue Abtheilung zwischen Benin und der Sklavenküste muß man noch erwarten. Auf letzterer sind die Reiche Whidah, Ardrah und Popo; auf der Küste von Benin aber Calbari, und im Innern die große Ibo Nation zu bemerken. In den großen Meerbusen verdienen die drei Inseln Fernando Po, Prinzen

Inseln und St. Thomas, einer Benennung, die sie besonders zur Erfrischung der Handelsschiffe dienen.

Hierauf folgen noch weniger bekannte Länder, obgleich die Kamatonen und Gabon von den Sklavenhändlern genug besucht werden; auch aus Majombo eine Menge Farbholz (Rothwood) geholt wird.

Weiter hinunter fangen die Landschaften an, welche größtentheils zu dem Königreiche Congo gezählt werden, z. B. Loango, das eigentliche Congo, Angola, Songo, Benguela. Hier hat die christliche Religion durch die Portugiesen Eingang gefunden. Dagegen sind im Innern gerade die rohesten, die wildesten Nationen, z. B. die Jagas, die Anciker und mehrere noch weniger bekannte. Demnach finden sich hier schöne Zugänge zu diesen Ländern durch die großen Ströme, die Zaire, den Loanga, Cuneni, nebst sehr vielen kleinern Flüssen. Der Cuneni tritt nicht weit obenwärts das C. Negro ins Meer. Letzteres beschließt an der Westseite von Afrika die Länder, aus welchen wir hauptsächlich Sklaven holen; und daher reicht auch unsere Karte nur bis hieher.

Die Karte zählt die Länge vom Meridian der Sternwarte zu Greenwich an, obgleich es nicht darauf bemerkt ist.

Erklärung der Kupfer.

Das Titelkupfer.

Der orientaliſche Reiſebothe oder Fußläufer (Voet loeper, wie ihn de Bruin nennet) leiſtet in Perſien und angrenzenden Ländern faſt eben die Dienſte, als unſere Couriere, welche die reichen Reiſenden oftmals vorausſenden, um das Quartier und die Poſtpferde zu beſtellen. Dort ſind indeß die Wege noch nicht ſo ſicher, daß einzelne Perſonen, die da Baarſchaften oder ſonſtiges Vermögen bei ſich führen, ruhig große Reiſen unternehmen dürften. Sie thun ſich daher ſeit den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag, in große Geſellſchaften zuſammen, die unter dem Namen der Karäbanen bekannt genug ſind. Dieſe nehmen dann mehrere ſolcher Vorläufer oder Eilbothen in Dienſte. In Iſpahan, der Hauptſtadt Perſiens, fand de Bruin dieſe Läufer ſo nett und ſchicklich gekleidet, daß er einen derſelben mit Farben abzeichnete. Die Federn und gemachten Blumen der turbanartigen Mütze ſind ſehr ſchön gefärbt. Das Kleid iſt

gewöhnlich roth. An dem Leibgürtel hangen einige große Schellen; beim Gehen klingen diese unaufhörlich, und man kann sie ein gut Stück Weges hören. Die Quasten, welche um den Leib hangen, sind von schwarzer Seide, und ihr Fußwerk besteht in einer Art bequemen Halbstiefeln.

Neben diesen Läufern hält sich ein jeder reisender Perser, ja auch ein Europäer von einigem Ansehen, einen eigenen Kaljan oder Träger des Apparats zum Tobackrauchen. Dieser Kaljan reitet auf einem Maulthiere, das da zwei Kisten trägt, worin Tobak, Kaffee, Rosenwasser und andere kleine Reisebedürfnisse enthalten sind.

1. Stadt der Fulier. S. 38.

Die regelmäßig errichteten Wohnungen stehen in größerer Reinlichkeit hinreichend weit auseinander, und sind durch schief zusammenlaufende Pallisaden geschützt.

Innerhalb dieser ersten Einfassung sieht man die Baumwollen-Plantagen, zu beiden Seiten der Häuser. Auf der einen Seite folgt sodann der Maiz, oder das Türkschekorn; auf der entgegengesetzten hat aber das Vieh sein Lager, und wird durch ein Wachthaus (eine hohe Warte, worauf sich die Wächter befinden) gegen jeden Anfall geschützt. Dieses Quartier ist an beiden Seiten durch Pfähle von den Wohnungen der Fulier selbst wieder

[illegible] wahrscheinlich um das Vieh selbst besser zusammen zu halten.

Das Ganze ist zirkelmäßig mit einem dichten Zaune von stachlichtem Unterholze eingefaßt. Zwei Haupteingänge durchschneiden es; sie sind mit hölzernen Querbalken verschlossen, die statt der Thore dienen.

8. Xinga als Oberpriester und Heerführer der Jaggas. S. 73.

Die Erklärung findet sich a. a. O. Nur ist dorten zu erwähnen vergessen, daß nicht nur die Königin selbst Menschen hinrichtet, sondern daß gleichfalls die Feldherren ihrem Beispiele hierin folgen. Diese Menschenopfer geschehen unter dem Geräusch einer Feldmusik. Sie ward vorzüglich durch zwei eiserne Glocken, deren man sich als Trommeln bedient, hervorgebracht. Außerdem sieht man noch im Hintergrunde eine offene Kiste. Sie war durchaus von Silber und enthielt die Gebeine von dem Bruder Xinga, der vor ihr regiert hatte. Diese Kiste führte sie stets mit sich, und verehrte die Gebeine als etwas Göttliches. Der Hauptmann Fuller, welchen die holländische westindische Compagnie nebst 60 Soldaten der Königin Xinga gegen die Portugiesen zu Hülfe sandte, hat uns, außer Battein, die merkwürdigsten Nachrichten über die Jaggas mitgetheilt.

4. Aussicht von Joal, nebst der Vorstellung eines dortigen Menschenraubes. S. 99.

Wadstroems nach der Natur aufgenommene Zeichnung zeigt hier auf der einen Seite den Fluß Joal, worin einige Neger sich baden. Oftmals ist der Strom ganz bedeckt mit ihren schwarzen Köpfen, da das Baden, besonders gegen Abend, durchaus allgemein ist. Ferner sieht man das Dorf des Königs; vor demselben seine vom Menschenraube zurückkehrenden Truppen. Diesmal entführten sie nur einen einzigen als Sklaven, welcher von zweien Reutern fortgeschleppt wird.

Im Vordergrunde ist eine andere Gruppe solcher Unglücklichen. Eine unschuldige Frau wird durch die Sklavenhändler von ihren Kindern mit Peitschenhieben getrennt.

An der andern Seite im Hintergrunde erblickt man das Meer; vorne einen Baobab, der aber höher aufgeschossen ist, als der, welcher S. 187. beschrieben ist.

5. Das Sklavenschiff. S. 121.

Die erste Figur giebt die Lage der armen Negern im untern Verdeck von oben gesehen. Der Raum a. enthält die erwachsenen männlichen Sklaven. Aus Vorsicht sind je zwei und zwei an den Beinen zusammengefesselt, nämlich das linke Bein des einen mit dem rechten des Nebenmannes.

hier, des Raums halber, den Häringen gleich, gleichsam eingepöckelt liegen, erregt Schauder. Gleich neben den Männern folgt die Abtheilung der auf ähnliche Weise zusammengepreßten Knaben b., darauf die der Weiber c. und endlich der jungen Mädchen. Alle diese sind ohne Fesseln. Daß die drei schwarzen Kreise die Durchschnitte der drei Schiffsmasten zeigen, ist wohl nur für wenige Leser nöthig zu erinnern.

Die zweite Figur zeigt den lothrechten Durchschnitt des Schiffes nach seiner ganzen Länge. Hier sieht man, wie in den verschiedenen Verdecken und Räumen, die Sklaven über einander geschichtet liegen. Daraus ergiebt sich noch deutlicher die elende Lage der Sklaven; denn da die Höhe dieser Verdecke (oder Böden) oft nur ein Paar Fuß betragen, wie werden diejenigen nicht eingezwängt, welche nun gar unter den dicken Deckbalken, die man hier sehr deutlich gezeichnet siehet, liegen müssen!

Die dritte Figur, der lothrechte Durchschnitt des Vordertheils des Schiffs nach dem kürzern Durchmesser oder der Weite des Schiffes. Jeden noch so kleinen Raum sieht man mit Menschen vollgepfropft.

6. Freistadt (Freetown) auf Sierra Leona, nebst einem Sklavenschiffe. S. 121.

Die kleine Stadt, auf welcher die englische Flagge wehet, ist auf einer angenehmen Anhöhe gelegen, von

welcher ein ansehnlicher Weg zu dem breiten Fluß Sierra Leona herabsteigt.

In dem Flusse liegt das Sklavenschiff. Es zeichnet sich besonders durch die starke hölzerne Querwand aus, wodurch die Sklaven von dem übrigen Schiffsvolke abgesondert sind und worinn man zu größerer Sicherheit oder vielmehr zur Vertheidigung in dem Falle eines Aufruhrs Schießscharten bemerken kann. Der Stadt zur Linken fällt ein schöner Bach vom Hügel herab und weiterhin ist eine bequeme Bucht im Flusse zum Ausbessern der Schiffe. Dieser gegenüber die Stadt des Negerkönigs Thomas. Dies zusammen, nebst den Menschen und den weidenden Heerden, im Hintergrunde die hohen Gebirge, bildet ein schönes Ganze.

7. Der Termes. S. 169.

Fig. 1. Ein Arbeiter des Termes bellicosus von Guinea, nach Smeathman. Die Figur ist etwas zu groß gezeichnet. Fig. a. zeigt dasselbe Insekt aus Ostindien nach Dr. König; es ist bedeutend kleiner und daher bei b. vergrößert. Fig. 2. zeigt, nach Smeathmann, den vergrößerten Kopf des Arbeiters; Fig. 3. der Soldat, nach Smeathman; Fig. 4. dessen Kopf vergrößert. Hier sieht man deutlich die beiden scharfen Zangen oder Vertheidigungswaffen; Fig. 5. ein Weibchen im geflügelten Zustande, nach Smeathman; Fig. 6. das ungeheuer aufgeschwollene Weibchen, die Kö-

stein in natürlicher Größe; beide Figuren, besonders die erste, mögen wohl etwas zu groß gezeichnet sein.

8. Die Gebäude des Termes. S. 171 u. f.

Die colossalischen Wohnungen des Termes von Guinea in verschiedenen Darstellungen nach Smeathman. Zuerst ein solches Haus oder Thurm im Ganzen, nebst mehreren der kleinen Kegel, wodurch der größere ursprünglich erwuchs. Ein Paar solcher jungen Kegel zeigen sich im Vordergrunde, dem großen Gebäude gegenüber. Sodann ein Durchschnitt dieses Gebäudes; daneben ein Mann von ansehnlicher Größe, um dadurch die wahre Größe der Termitenstadt noch deutlicher zu machen. Bei dem Durchschnitte bemerkt man bei den Zahlen 1, 1, die Kammer oder Zelle der Königin; das Hauptgemach des Ganzen einen Fuß hoch über dem Grunde. Umher liegen, weniger schattirt, die im Buche erklärten Erziehungskammern für die junge Brut und die Magazine. Zwischen allen diesen ist Raum zum Hin- und Hergehen der Arbeiter.

Höher hinauf bei No. 4. auf der Plattform, wodurch dieses bedeckt und geschützt wird, die brückenartigen Bogen, welche den Thieren den Uebergang zu den höhern Etagen erleichtern. Noch höher No. 5. die dikkere Thondecke; das Ganze wird dadurch gegen eindringendes Wasser geschützt. Denn die große äußerste Hülle der dicken Thonwände des Gebäudes scheinen diesen vor-

schtigen Thieren hiezu noch nicht hinreichend. Auch sind freilich darin große weite Oefnungen vom Kaliber großer Kanonenkugeln, wie dies durch No. 2. bezeichnet ist. Im Hintergrunde zeigen sich einige solcher Gebäude, wie sie theils den Menschen theils den wilden Ochsen zu Warten dienen. Man kann daraus auf ihre Stärke schließen.

An dem Baume, der neben dem großen Gebäude steht und darüber hinhängt, sieht man das kugelförmige Nest der Baum-Termiten (Termes arborum).

9. Der Shihbaum. S. 193.

10. Die Erbsen von Whidah. S. 196.

Die Erklärung von beiden giebt das Buch selbst.

11. Aussicht von Macao. S. 222.

12. Großes Morai auf Otaheite. S. 246.

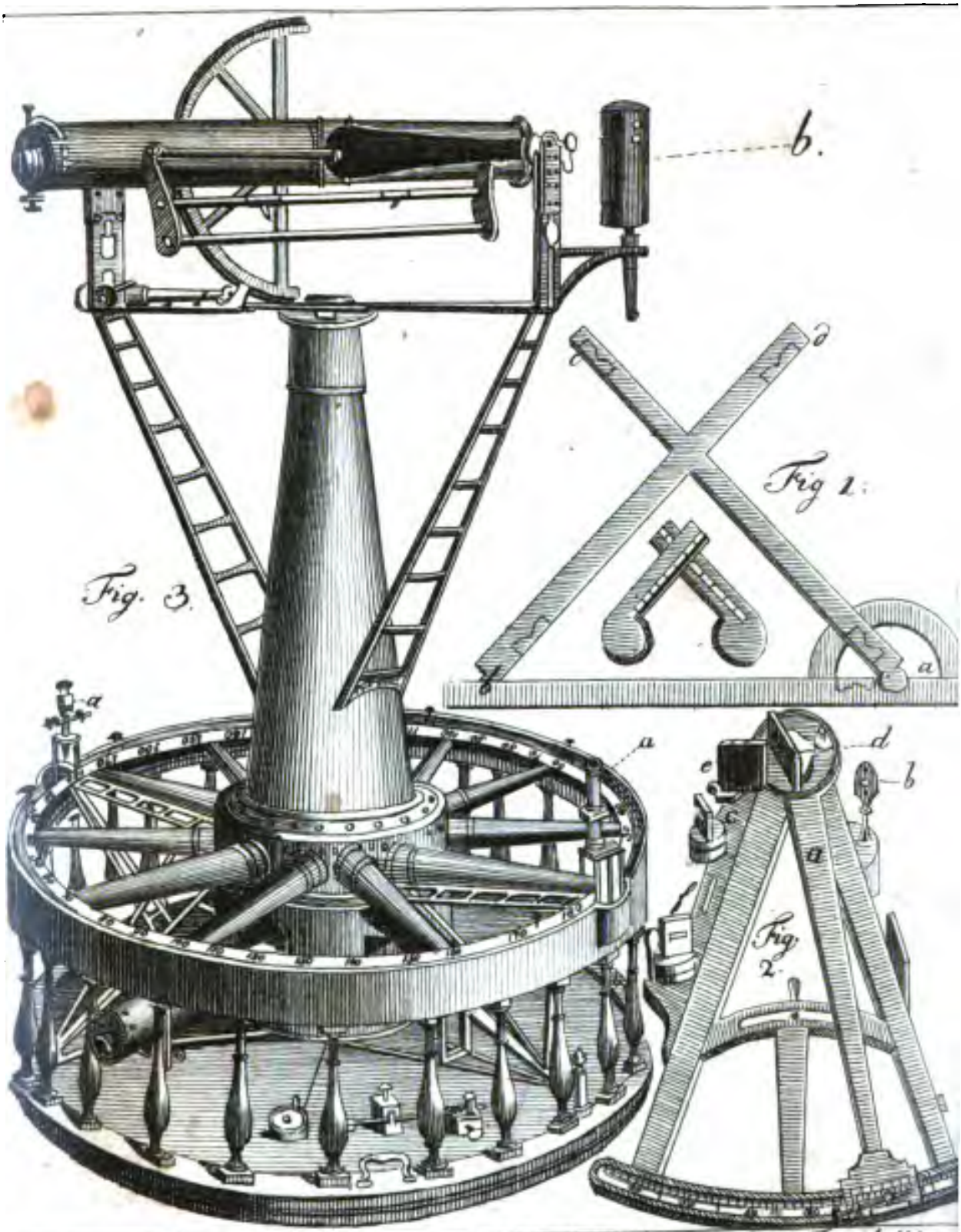
Auch von diesen beiden findet sich auf den angezeigten Seiten die Erklärung. Der vor dem Morai stehende Baum ist der Drachenbaum (Dracaena terminalis) und zur Seite findet sich der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa.)

Die schöne Landschaft selbst, die Gegend, ist nicht die des Morai von Otaheite, sondern die des diesem ähnlichen Monuments, des Fiatuka auf Tongatabu, einer der freundschaftlichen Inseln.

13. und 14. Portraits zu der Biographie Anſons und Tavierniers.

Erklärung der Kupfertafel, welche die alten und neuen Meßinſtrumente zeigt.

Das Triquetrum (Fig. 1.) iſt ein Dreieck, deſſen Seiten beweglich, in Zolle, Linien und Theile von Linien abgetheilt, und jede mit einem Paar Viſire verſehen ſind. Man nahm dazu anfänglich hölzerne, nachmals meſſingene Stäbe von einigen Fuß Länge. Der Stab a c iſt mit der Baſis a b in einem Punkte a verbunden, um welchen er ſich drehen läßt. Der Halbkreis, welchen die Baſis trägt, dient, um den Stab a c in ſeiner Lage, vermittelſt einer Schraube zu befeſtigen, oder auch, um den Winkel c a a in Graden zu bemerken, und ihn nach Gefallen wieder herſtellen zu können, wenn man etwa der Transportirung wegen das Inſtrument zuſammen gelegt hat. Die dritte Seite b d iſt mit dem Fuße b in einer Rinne in der Baſis beweglich; daher man, ſo viel die Größe des Inſtruments erlaubt, die Linie a b nach Willkühr annehmen kann. Hat man nun die beiden Winkel des Triquetrum an a und b zweien Winkeln eines auszumeſſenden Dreiecks gleich geſtellt, ſo hat man ein dieſem ähnliches Dreieck, deſſen Seiten unmittelbar durch die Abtheilung der Stäbe gegeben ſind (ſ. die Abbildung in



1. Das Triquetrum, 2. der Sextant, 3. das grosse Theodelit.

der Mitte der ersten Figur); und man kann, sobald eine Seite von jenem wirklich gemessen ist, die beiden andern nach der Regel de tri finden.

Die zweite Figur giebt einen Begriff von einem Reflexions-Winkelmesser (Octanten oder Sextanten) dessen wesentliche Bestandtheile zwei Planspiegel sind, deren Lage gegen einander man nach Erforderniß ändern kann. Der kleine Spiegel c ist nur auf der untern Hälfte belegt; die obere ist durchsichtig gelassen. Er steht fest und genau senkrecht auf der Fläche eines Cirkelausschnitts, dessen Bogen mehr oder weniger Grade faßt; bei dem Octanten 45, bei dem Sextanten 60 oder darüber. Um den Mittelpunkt dieses Cirkelausschnittes dreht sich eine Regel a, die den darauf unbeweglich und senkrecht stehenden großen Spiegel d trägt, und auf dem in Grade und Theile von Graden abgetheilten Limbus die Neigung der beiden Spiegel doppelt genommen anzeigt. Wenn die Spiegel parallel sind, so zeigt die Regel auf o. Beim Gebrauch des Instruments, zur Messung eines Winkels, sieht man durch das Visir bei b, (statt dessen man sich jetzt, zu großem Gewinn für die Genauigkeit, eines Fernrohrs bedient) durch die unbelegte Hälfte des Spiegels c nach dem einen Objekte, und bringt den großen Spiegel d, durch Verschiebung der Regel a, in eine solche Lage, daß man zu gleicher Zeit das andere Objekt, nach einer doppelten Reflexion von dem großen und kleinen Spiegel, mit dem entfernten Objekte in Berüh-

mung erhöhet. Nach catoptrischen Gründen ist sodann der Winkel zwischen den Objecten doppelt so groß, als die Neigung der Spiegel, und wird folglich unmittelbar auf dem Gradbogen angegeben. In o sind mehrere gefärbte Gläser, wodurch man das zu starke Licht der Sonne, auch wohl das des Mondes mäßigt. Da man mit einem Oktanten eigentlich keine Winkel über 90 Grad messen kann, so ist in f noch ein anderer halbbelegter Spiegel angebracht, welcher mit dem großen Spiegel einen rechten Winkel macht, wenn die Regel auf o steht, und mit dessen Hülfe sich stumpfe Winkel messen lassen. Die Abtheilung des Gradbogens geht gewöhnlich von 20 zu 20 Minuten; allein ein Nonius giebt einzelne Minuten, auch wohl kleinere Abtheilungen von Minuten, und bei einem guten Instrumente schätzt ein geübtes Augenmaaß einen Winkel auf 5 bis 10 Sekunden. Die erstaunenswürdige Genauigkeit, die dieses Instrument bei einer so geringen Größe von wenigen Zollen giebt, und die Bequemlichkeit seines Gebrauchs, da es keines Stativs bedarf, machen es zu einer der nützlichsten Erfindungen, sowohl für den Seefahrer, als auch für den Geographen und Astronomen zu Lande. Deshalb lassen es sich unsere vorzüglichsten Astronomen jetzt äußerst angelegen seyn, den Gebrauch des Oktanten so sehr als möglich zu verbreiten. Mit ihm und dem Chronometer hat man gleichsam ein tragbares sehr genaues Observatorium, und entwirft hiedurch die richtigsten Karten. Für das Continent

hat sich der Baron von Zach in dieser Rücksicht auch ausserordentlich verdient gemacht.

Das in der 3ten Figur abgebildete englische Theodolit, mit welchem die Messungen zur Verbindung der Sternwarten zu Greenwich und Paris bewerkstelligt sind, besteht aus einer so grossen Menge künstlich angeordneter Theile, dass eine vollständige Beschreibung des Instruments ein Buch ausmachen würde; daher hier nur einige der am meisten in die Augen fallenden Theile mit wenigem berührt werden können. Ein messingener ganzer Kreis, 3 Fuß im Durchmesser, ist von 15 zu 15 Minuten abgetheilt; allein mit Hülfe einer Mikrometerschraube und eines Mikroskops a lassen sich die Winkel auf eine halbe Sekunde genau ablesen. Dieser Kreis ist durch 10 conische Speichen an eine hohle vertikale conische Axe von 12 Fuß Höhe befestigt, die eine zweite vertikale Axe einschliesst, und sich um dieselbe drehen läßt. Jener trägt ein vortreffliches achromatisches Fernrohr, von 3 Fuß Brennweite, das an einer horizontalen Axe befestigt ist, und daher sowohl eine horizontale als eine vertikale Bewegung zuläßt, um es nach der Sonne oder nach den Sternen zu richten. Ein an der horizontalen Axe des Fernrohrs angebrachter Halbkreis dient, die Erhöhungen und Vertiefungen zu messen. Dieser Halbkreis hat einen Fuß im Durchmesser, und ist in halbe Grade abgetheilt; ein Mikrometer giebt aber die Winkel auf 5 Sekunden. Ein zweites achromatisches Fernrohr von gleicher Grösse

das Glas, wie das vorige, liegt gerade unter dem Mittelpunkte der vertikalen Axe; man sieht es durch die Balustrade, welche den ganzen Kreis unterstützt. Beide Fernröhre sind mit Lampen versehen, um die in ihren Brennpunkten befindlichen Fäden bei Nachtzeit zu erleuchten; die Figur zeigt aber nur die, welche zum obern Fernrohre gehört bei b. Auch zu dem Mikroskope bei a und zu dem ganz ähnlichen auf der gegenüberliegenden Seite gehören einige Lampen, um die Gradabtheilungen zu erleuchten. Das ganze Instrument steht noch auf einem hier nicht abgebildeten dreifüßigen Stative; und vermittelst eines unter der vertikalen Axe herabhangenden Lothes kann diese genau über jede verlangte Stelle des Bodens, worauf das Instrument steht, gebracht werden. — Eine Menge andrer zur Stellung des Instruments dienender Theile, Schrauben, Niveaus u. s. w., können hier gar nicht erwähnt werden.

Erklärung der Kupfer des Umschlags.

I. S. 12.

Ein dreiruderiges Schiff (Triremis) der Alten; der Kaiser Trajan darauf in Person; also wohl das Admirals- oder Hauptschiff der Flotte. Die drei Ränge der Ruder neben und über einander sieht man hier deutlich;

auch wie das Segel eingeschlagen war. Die Stange (der Mast?) konnte dann so zusammen gelegt werden, als bei den kleinen holländischen Kanalschiffen, wenn sie eine Brücke passiren.

Neben dem Dreiruderigen ist ein Zweiruderiges (Biremis); beide aus Montfaucon.

II. S. 13.

Eine heutige Fregatte, die alle Segel beigesetzt (aufgezogen) hat. Der Bau des Kriegsschiffes kommt hiemit sehr überein; die Verschiedenheit besteht hauptsächlich in der Größe.

Druckfehler.

Seite 2. Zeile 6. von unten, statt des Abomey lies in Abomey.

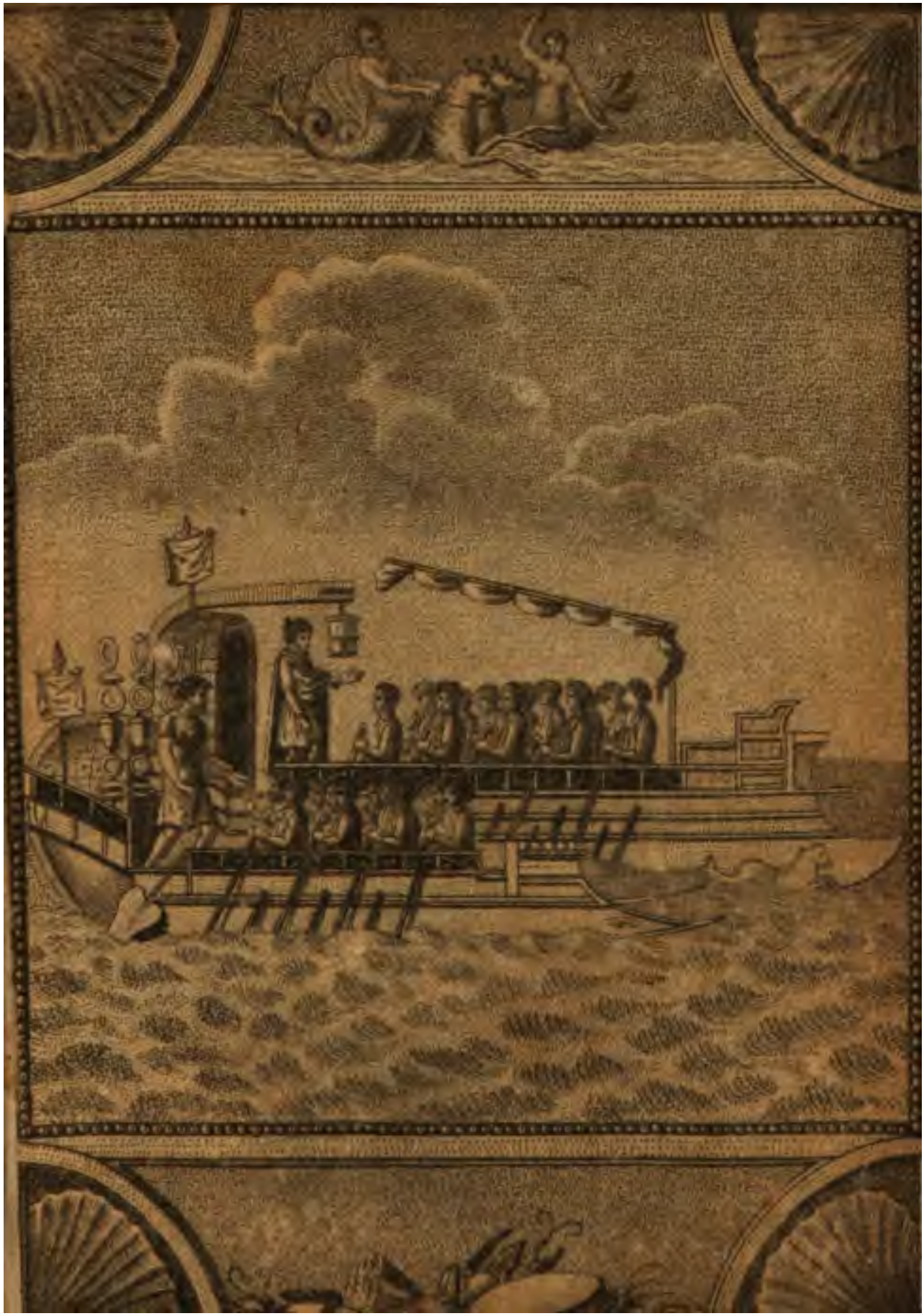
S. 74. Z. 5. von unten, statt Akenisten lies Akemisten.

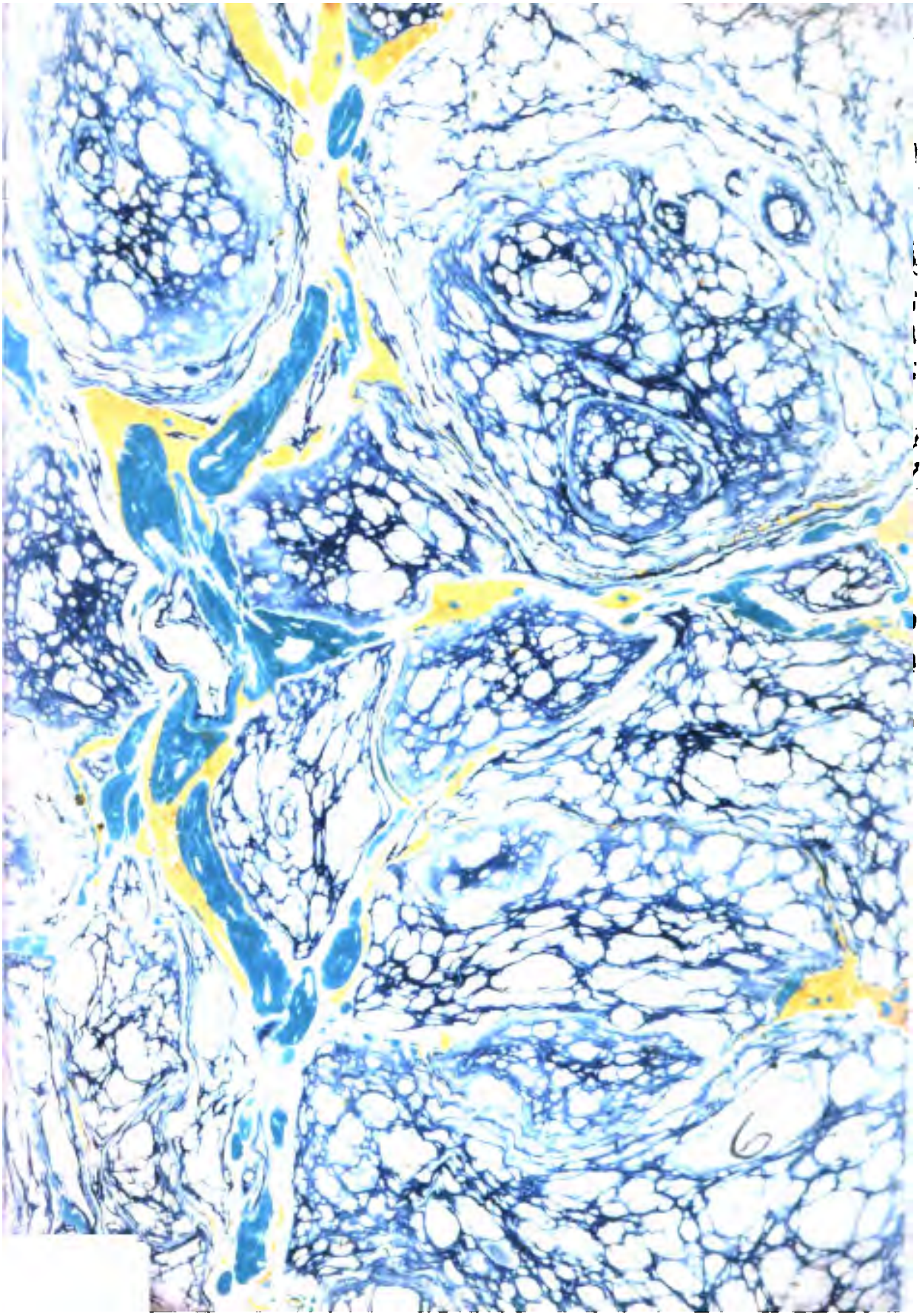
S. 80. Z. 8. von unten, statt und dem Geschrei lies und von dem Geschrei.

S. 161. Z. 6. statt andere z. B. die Meernessel erleichtert sie ꝛc. lies anderen z. B. der Meernessel erleichtert sie ꝛc.

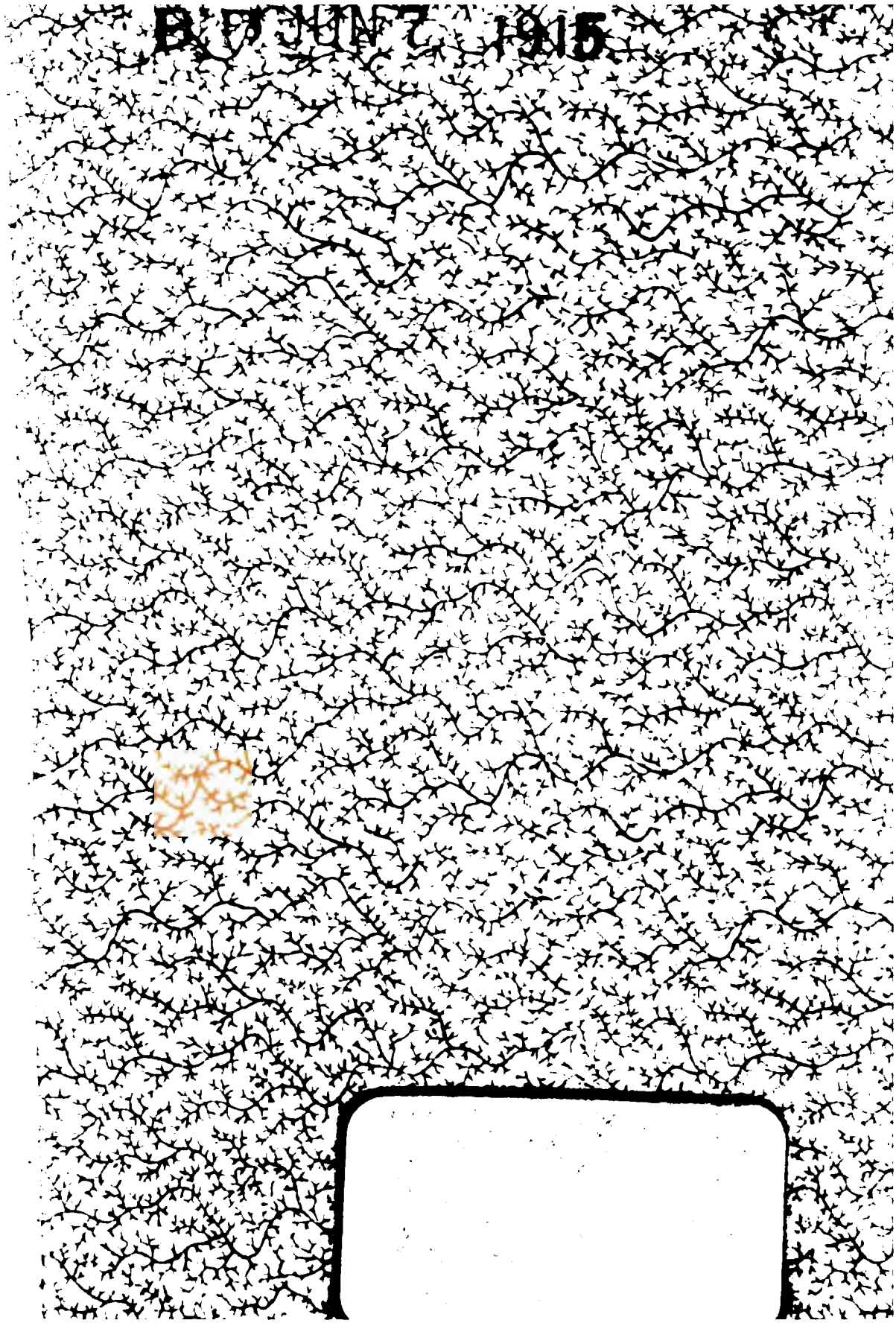
S. 164. Z. 10. st. Gallimassen l. Gallinassen.

S. 218. Z. 4. von unten, statt Albaquerquen lies Albuquerquen.





THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

BY JUN 7 1915